m. 71 m Bührlen, Frd. L.,

Philosophie

eines Dilettanten

von

Friedrich Ludwig Bührlen.

Stuttgart,
J. B. Müllers Verlagsbuchhandlung.
1847.

363. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Stuttgart, Schnellpressendruck der Königlichen Hofbuchdruckerei
Zu Guttenberg.

Inhalt.

Seite.
Zur Verständigung . . . . V—XII
Stimmung zur Betrachtung. — Was ist Wahrheit? 1
Beschränktheit. Anticipation 4
Einheit. Mannichfaltigkeit 7
Evolution 9
Gewißheit 10
Was ich in mir finde 12
Sensation (Eindruck, Empfindung, Fühlung, Wahrnehmung, Anschauung) 14
Kindlich-Objektives 18
Kindlich-Subjektives 20
Ausbildung 21
Theorie. Praxis. Poesie 22
Dualismus: Seyn. Denken 27
Schulbegriffe: Substanz, Accidens 33
Was ist Individuum? 34
Der denkende Mensch 38
Richtung der Wahrnehmung. Fixirung der Eindrücke 40
Festhalten. Zurückrufen. Vergleichen. Verbinden 48
Der Traum 55
Sphäre des Wahrnehmens. Das Leben 61
Bildung von Begriffen, Urtheilen 65
Die Sprache 72
Mittheilung. Verständigung 86
Vorstellung. Klarheit 93
Schlüsse 103
Raum und Zeit 106

Seite.
Kategorieen. Stammbegriffe (Substanz. Causalität. Möglich, Wirklich, Nothwendig; Freiheit. Wahrscheinlichkeit. Zufall) . . . 120
Erscheinungen. Dinge an sich 153
Erkenntniß der Dinge an sich; wiederholte Forschung 166
Grundstoffe 184
Materie und Bewegung 190
Bezug des Stoffs auf das sensuelle Leben 199
Rückwirkung des Lebens auf den Stoff (Bedürfniß, Nutzen, Vergnügen, Kunst, Cultur, Geschlechts-Verhältniß) 201
Erkenntniß der Natur der Dinge 216
Wandelbarkeit der Philosopheme 226
Wissensschranken: das Unendlich-Große 230
Das Unendlich-Kleine 231
Kraft 235
Das Unendlich-Vergangene 247
Das Unendlich-Zukünftige (Welt-Untergang) 248
Vorrücken der Menschheit zum Bessern 255
Zweck des Lebens 264
Zweckmäßigkeit 266
Denken. Innere Welt 272
Gemüths-Bewegungen (Affekt, Leidenschaft) 275
Denk-Prozeß 278

Zur Verständigung.

Es ist eine der Jugend-Erinnerungen des Verfassers, daß er einst in dem Kreuzgang eines Benediktiner-Klosters zwischen eine Schaar von blutjungen Studenten gerieth, die gerade aus der Schule kamen. Es wurden einige Worte zwischen ihnen gewechselt und so vernahm er, daß sie Philosophen seyen. Das klang ihm auffallend; denn er, älter als wohl sie alle, hatte von ihrer Wissenschaft bisher nur den Namen gehört, den größten Respekt vor ihr gehabt und sich nicht träumen lassen, daß er je in seinem Leben ein Philosoph werden oder genannt werden könnte.

Vielleicht hat er damals Recht gehabt. Denn, obwohl das Räthsel der Sphinx jetzt keines Oedipus bedarf, sondern von jedem Elementar-Schüler gelöst wird, so ist es doch mit dem Problem der Philosophie anders.

Zunächst vernimmt er aus der Vorhalle der Hochschule her von dem Januarius derselben einen Willkomm ungefähr in folgendem Ton: „Nun, das fehlte noch, daß sich der Dilettantismus, der sich bei allen Fächern des Wissens und der Kunst zudringt und in der Politik staatsgefährlich wird, auch hier herein wagt und sich in hellfarbigem Rock mit aufgeweckt-entschlossener Miene unter die ehrwürdigen Träger

dunkler Talare, die mit sinnigem Ernst aus faltigem Antlitz blicken, stellt."

„Was sich einst in den Tagen des Umschwunges der Zeitansichten bei uns zutrug, daß sich ein hochedler Rath darüber formalisirte, wie ein junger, insolenter Senator im Ueberrock mit Sporen und Reitgerte in die Rathsversammlung trat, wo die Väter des Vaterlandes in Allonge- und Stutz-Perrücken herumsaßen, und durch sein neumodisches Costüm den würdevollen Ernst der Sitzung aufs Höchste compromittirte, — das glaubten wir nicht an uns selbst erleben zu müssen." —

Der Verfasser muß zuvörderst bekennen, daß er von hoher Ehrfurcht vor den akademischen Hallen und den in ihnen geistig waltenden Facultäten, so wie vor jedem sonstigen öffentlichen methodischen Auftreten der Wissenschaft erfüllt ist, und, wenn er sich mit seiner Leistung auch unter die Erscheinungen eines ihrer Fächer wagt, er alle Nachsicht und Schonung, die einem solchen Unternehmen angedeihen können, in Anspruch nimmt.

Zunächst möchte er den Begriff: Philosophie nach dem Wort-Ausdruck: Liebe zur Weisheit, zur Wissenschaft verstanden — seine Leistung also als einen Versuch, eine solche Liebe und Hinneigung zu bethätigen, aufgenommen wissen.

Daß er solche nicht als etwas Abgeschlossenes, Fertiges, systematisch Abgerundetes betrachte, ergibt sich aus ihrem Schlusse.

Daß er sich als Dilettanten einführt, mag die Männer des Fachs zu Anlegung eines andern Maßstabes, als des sonstigen kritischen bewegen. Von einem Dilettanten verlangt man keine documentirte Nachweisung, daß er die ganze Tiefe und Weite der Wissenschaft approfundirt habe, daß er der Herkunft und Geschichte derselben ganz mächtig sey, daß er alle philosophischen Systeme in ihrer Folge auf gelehrtem Wege studirt habe und über die ganze Bahn, die jeder welt-

geschichtlich bekannte Denker und Schöpfer eines eigenen Systems durchlaufen, stets bereitliegende Auskunft zu ertheilen im Stande sey. Man sieht in seinem Werk keine Fach-Litteratur, keine Citate. Man fragt überhaupt nicht, auf welchem Weg er zu seinen Ansichten gekommen.

Der Stoff der Philosophie ist gegeben, ist immer und überall bereit; ja er ist unausweichlich; er durchdringt unser Wesen und dieses ihn in jedem Moment des Daseyns; er ist selbst dieses Wesen im Element der Welt, in Wechselwirkung mit ihr. Auch zur Form der Philosophie dringt es jeden denkenden Menschen; nur kann nicht Jeder den Akt der Abstraktion der Gesetzmäßigkeiten, des Allgemeingültigen durchführen, das Denk-Geschäft mit nie rastendem, liebendem Interesse freithätig und folgerecht vollziehen.

Es ließe sich wohl denken, daß ein Anachoret, von jeder Verbindung mit der Schriftenwelt abgeschlossen, die Philosophie in sich erzeugte, etwa wie Pascal die Elemente des Euklides in der Einsamkeit aus sich entwickelte.

Einem solchen contemplativen Anachoreten ist der Dilettant beziehungsweise ähnlich; nur verschmäht er keine philosophische Nahrung, keinen Umgang mit denkenden Geistern.

Aber, wie er einerseits, mit Sinn und Takt begabt, diese Nahrung im Gebiet der Litteratur überall wittert und sich anzueignen sucht, wobei er durch Vorahnung, instinktartiges Suchen, glückliches, oft zufälliges Finden unterstützt wird, so hat er auch andererseits eine spekulative Idiosynkrasie, welche das ihr Gemäße anzieht, das nicht Assimilirbare ablehnt.

Ihm wird nicht leicht ein Genius der Vor- oder Mitwelt entgehen, an dem er sein denkendes Wesen nähren und erfrischen könnte; dagegen wird er sich schwerer dazu bringen, einem noch so durchdringenden, systematischen Geist, dem er nach mehrmaligen Versuchen nicht mit Zustimmung seines eigenen Geistes nach-denken kann, auf dessen ganzem Evolutions-

Wege zu folgen, und sich über dessen Gedankengang gelehrte Rechenschaft zu geben.

Man spricht vom Buche des Lebens, vom Buche der Natur. Jeder originelle Geist liest sich in dasselbe hinein, liest es nach eigener Interpunktion. Die Schrift ist unveränderlich; aber sie läßt verschiedene Erklärungen zu. Oder nennen wir die Schöpfung eine Poesie, so wird sie von jedem genialen Leser in einem andern Rhythmus recitirt.

Man muß dem Dilettanten gestatten, dieses Weltgedicht nach seinem musikalischen Sinn zu scandiren, dieses Natur- und Lebens-Buch nach seiner besten Ansicht zu interpungiren. Was der Dilettant auf der einen Seite durch das Verlassen der ihm heterogenen Geister verliert, das kann er auf der andern durch innigern Anschluß an die ihm homogenen gewinnen.

Den Hauptertrag seines Strebens muß er aber dem Selbst-Wahrnehmen, Selbst-Beobachten, Selbst-Erkennen abgewinnen. Er muß nicht nur in allen Stunden der Geisteshelle, der philosophischen Weihe zu seinem Problem, seinen kritischen Fragen zurückkehren, sondern in jedem Moment, wo sich eine Beziehung der Außenwelt, des Lebens, der Regung des Geistes oder Gemüths zu jenen stehenden Aufgaben darbietet, dieselbe möglichst fixiren und forschend abfragen.

Der Fach-Philosoph, der Vieles weiß, soll Alles wissen. Er darf keine Blößen geben, er muß sich mit genügendem Apparat allseitig umbauen und mit seinem Geiste peripherisch thätig und aufnehmend seyn.

Der Dilettant hat alles gelehrte Rüstwerk, das er seit seinem ersten Denken benützt, beseitigt und strebt nun aus den Weiten der Betrachtung einwärts zum Mittelpunkt. Er hegt nur Ein Haupt-Interesse mit liebendem Eifer und alle guten Stunden werden diesem geschenkt.

So erlebt er im Verlaufe der Zeit, daß sich die Maschen

des intuitiven Netzes immer weiter über sein Objekt — die Welt — ausbreiten und sich gegenseitig inniger verschlingen, daß er, den möglichen Abschluß seines Gewebes voraus ahnend, die geistige Schuld, die er dem Schicksal bezahlen will, „durch Thätigkeit, die nie ermattet," abträgt. —

Während dieses sich organisch entwickelnden geistigen Prozesses, der eine lange Quarantäne, ein mehrmaliges nonum prematur in annum bestanden, konnte er sich durch nichts stören lassen. Seine Vollziehung war eine nothwendige, ihn nicht loslassende; und bei dem Hereinragen so verschiedenartiger Philosopheme rief er sich immer zu: Laß dich nicht zerstreuen!

Nun aber muß sich der Dilettant jede wohlmeinende Kritik des Philosophen vom Fache gefallen lassen, sie sogar wünschen und sich erbitten.

Wer nach Wahrheit forscht, muß sich nach einer Controle seiner Resultate auch aus persönlichen Mittheilungen umsehen. Der Menschensohn kommt nie ganz aus sich, aus seiner Individualität, seiner Manier hinaus, wird sich nie so objektiv, um sich mit seinen Geistes-Genossen in Reih' und Glied zu sehen.

So sehr er auch sich des Besten bewußt, seiner Sache gewiß zu seyn glaubt, so wenig er, im Leben erstarkt, ein Anderer werden kann oder will, so mag er doch gern von Außen erfahren, ob und welche Geltung er habe, wie ihn das antheilfähige Publikum, wie ihn die Caste der Kundigen ansieht und tarirt. Er mißt sein Thun am Resonanz der Welt; er mißt die Erregbarkeit, den Sinn und Geschmack der Welt an dem Anklang, den seine Darbietung findet.

Für jede Theilnahme dankbar, auf jede lautwerdende Meinung merkend, wird er jeden fruchtbaren Wink sich dienen lassen.

Nur Eins könnte den Dilettanten vielleicht unsanft

berühren, wenn irgend einer der litterärischen irrenden Ritter, wie sie in unsern Tagen eine Caste und kleine Macht bilden, — jede Zeit hat solche fahrende Schüler verschiedener Wissenschaften und Künste, solche Abenteurer in mancherlei Industrie-Zweigen nach ihrem Geist erzeugt. Der unsrigen gehören die litterärischen Wechselreiter an, deren Credit nichts als ein hinausgeschobener Protest ist — wenn ein Solcher, sage ich, über dieses Opuskel, nach seiner Genesis einen Ertrag von fünfzig Jahren, wenn auch nach seiner Abfassung von nicht viel mehr Wochen, journalistisch herfallen und darüber noch einer Lektüre von fünfzig Minuten kritisch absprechen würde.

Auch bittet der Dilettant kraft seines Alters den etwaigen Privat-Docenten, der mit der Volljährigkeit zugleich den Doktorhut erlangt und seine Hefte noch ganz im Kopfe hat, wenn er merkt, daß Jener den Rössel-Sprung über die Felder des Wissens anders macht, als sein Meister, auch überdieß keine vollständige Theorie und Geschichte der noch möglichen Rössel-Sprünge inne hat, ihn nicht alsobald litterärisch zu zernichten, sondern zu bedenken, daß eben sein Meister und Vorbild, dessen Transparent er ist, den seinigen auch mit andern Zügen gemacht hat, als alle seine Vorgänger, daß ferner Aristoteles kein Platoniker, Plato kein Aristoteliker gewesen ist, und schließlich, daß sich die Philosophie so wenig als die Poesie lernen lasse, daß sie geistig erlebt werden müsse, daß ein Umschwung der Jahre sie, wie den Wein, abkläre und vergeistige, daß vielfache Wiederkehr der Erscheinungen Bedingung alles Forschens und Erkennens sey und daß, wenn Silberhaare auch nicht den Denker und Weisen machen, doch aus dem Mund eines hellblonden Lockenkopfs, an dem man ein frühzeitiges Talent schätzen möchte, ein hochfahrend-altkluger Ton unangenehm klinge. —

Was kann sich aber der Dilettant für einen Erfolg von

seinem Versuch, seinem „Mikrokosmos" im deutschen Publikum versprechen?

Alle Menschen von Bildung hegen den größten Respekt vor der Philosophie, die Meisten daneben aber eine eben so große Scheu, ihr Studium sich zur Aufgabe zu machen. Sie lieben und fürchten sie zugleich, wie das höchste Wesen.

Da nun aber jedes Philosophem auf alle frühern zurückweist, so setzt sich die Ehrfurcht bei Vielen in den Aerger um, nicht in dieses Gebiet geistiger Tiefe eindringen zu können, der sich dann durch die trotzige Aeußerung Luft macht, daß im Grund Nichts an dieser Wissenschaft sey, daß sie diese abstruse, ihren unfruchtbaren Inhalt in ein mysteriöses Dunkel hüllende Scienz füglich entbehren können.

Aber auch die Absprechendsten ließen sich beschwichtigen, wenn sie ihnen in bequem zugänglicher Form, in freundlicher Verständlichkeit zugebracht würde.

Gegenwärtiges will ein solcher Versuch seyn und einem unter den gebildeten Deutschen verbreiteten Bedürfniß entgegen kommen. Der Verfasser glaubt keines der Haupt-Probleme des natürlichen Wissens unberührt gelassen zu haben. Manche hat er als unlösbar bezeichnet; bei den Uebrigen hat er die Lösung versucht. Dieß ist so klar als möglich, in fortlaufender Anwendung auf das Leben geschehen, und so hat seine Schrift mehr einen populären — jedoch keineswegs trivialen — als einen metaphysisch-vornehmen Anstrich.

Eignet sich dieselbe nicht zur Doktrin des Lehrstuhls, hat sie keinen Bezug auf den Mystizismus der Zeit, so mag sie doch immerhin ein Cursus seyn, wie ihn der helle Kopf erwartet, der mit Schwärmers Ernst des Weltmanns Blick paart, den er in einer kurzen Reihe von Tagen machen kann, der nicht irre führt, verderbt, erkältet, verbildet, der mehrseitig anregen und zu weiterm Nachdenken reizen kann, ein

Rahmen, nicht zu eng oder zu weit, in welchen Jeder seine bessern Interessen fassen mag.

Auch die gebildetern, von einer solchen Geistes-Richtung sich nicht entschieden abwendenden, die denkfrohen Damen werden dem Dilettanten ohne Unbequemlichkeit folgen können, und dürften voraussichtlich weniger Passagen in seinem Werkchen, als vielleicht in manchem breiten Roman, überschlagen. Würde er dasselbe, woran schon gedacht worden, einer Reihe von öffentlichen Vorträgen zum Grund legen, so dürfte er ja ohne Zweifel auch auf eine Anzahl von Zuhörerinnen zählen.

Stuttgart, im Juni 1847.

Der Dilettant.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Stimmung zur Betrachtung. — Was ist Wahrheit?

Ich rede mit mir selbst. Ich bin ruhig, von Nichts in Anspruch genommen, angefochten, bin weder von Vergnügen noch von Sorge erfüllt, bin lebensfroh und heiter, wie man es im Allgemeingefühl ohne Affekt seyn kann. Und so mir selbst und dem Leben gegenüber frage ich:

Was ist Wahrheit?

Wohl mögen die wenigsten Lebenden diese Frage ganz allgemein, frei, unbefangen an sich machen.

Auch ich könnte das Anrückende an mich kommen, das Vorhandene gewähren lassen, genießen, es bestimmen oder es ablehnen, mich ins Mögliche, ins Kommende hinein arbeiten, ohne die Frage: Was ist Wahrheit? in einer andern, umfassenderen Beziehung zu stellen, als eben nur, um die jeweilige Gegenwart, das Praktische in ihrem wahren Wesen zu erfassen, sie für das anzusehen und zu nehmen, was sie sind, es stets mit der Natur der Sache zu halten und der Täuschung in Einsicht und Leben zu entgehen.

Wie komme ich dazu, die Frage nach Wahrheit so allgemein, so universell zu stellen?

Was Pilatus im Namen des Zweifels oder der Verneinung den Weisesten gefragt, ohne eine Antwort von ihm zu erwarten, das sah ich die Forschenden und Wissenden zu ihrer obersten Lebensfrage machen. Durch unzählige Streitfragen: Was ist da und da und so fort das Wahre? wurden sie hinan, hinauf zu

der ganz allgemeinen, freischwebenden Frage getrieben: Was ist Wahrheit?

Ich hätte, meiner nächsten praktischen Pflicht gewissenhaft wartend, mit stets prüfender Richtung auf das Wahre mich beruhigen, meiner eigenen Wahrhaftigkeit mir bewußt, mit mir selbst im Frieden leben können.

Aber ein mir inwohnendes, angestammtes Bedürfniß nahm an der geistigen Bewegung der Forschenden Theil und fand sich mit ihnen fortgetrieben. Schon in der jugendlichen Seele findet sich nicht selten ein Streben, bei jeder Erscheinung nach ihrem tiefern Grunde hinzudringen.

Die Forscher drückten sich über den Sinn der Frage verschieden aus. Doch glaubte ich aus ihren Aeußerungen im Ganzen zu entnehmen, daß sie die Wahrheit in das Erkennen des Seyns setzten. Je nachdem sie das Seyn in einen andern Ausdruck faßten, bezeichneten sie die Wahrheit in ihrem höchsten Sinne, als: Erkenntniß der Natur, der Natur der Dinge, Wissen von der Herkunft und dem Wesen der Schöpfung, Weltweisheit, Wissenschaft der Wissenschaft ꝛc., und während die ältere Schule der Vernunft, als unseres Organs für die Erkenntniß der Wahrheit, ihre Grenzen kritisch bestimmte und jede Ueberschreitung wehrte, nahm ich wahr, daß die neuere den Geist zum Universal-Monarchen, das Denken zur Alleinherrschaft erheben wollte, daß es auf einen Absolutismus des Wissens abgesehen war.

Ich versage mir, wie ein Bescheiden-Schüchterner, der mit reinem, offenem Sinn und Gemüth vor ein grandioses Gebiet tritt, alles vordringliche Wesen; ich fasse zunächst den Haupt-Gegensatz: Erkennen und Seyn ruhig ins Auge.

Da nun also, sage ich mir — Erkennen und Seyn vor ihrer Vereinigung in der Wahrheit als zwei Getrennte erscheinen und sich gegenüber stehen, so wird das Erkennen sich zu seiner Befähigung, das Seyn zu erkennen, zunächst legitimiren

müssen. Das Erkennen nämlich tritt auch als ein Seyn, ein Vermögen, eine Potenz auf und muß also sich selbst durchforschen, durchschauen.

Wunderlich mag uns gleich für den Anfang des Untersuchungs-Weges diese Forderung, daß das Denken sich selbst durchdenken soll, anmuthen; eben wie wenn das Sehen sich selbst sehen, das Hören sich selbst hören sollte, wo ja Aug' und Ohr sich außer sich selbst stellen, auf sich herschauen, herhorchen müßten, wo dann das Instrument Werkzeug und Werk zugleich wäre, ähnlich der Zange, die sich selbst packte, dem Hammer, der sich selbst schmiedete; allerdings eine petitio principii, bei der wir für jetzt noch dahin gestellt seyn lassen müssen, ob unser geistiges Wesen je aus ihr hinaus und ganz ins Freie kommen kann.

Die Aufgabe, die ich mir selbst stelle, ist nach dem Ausdruck, den ich ihr auf meinem jetzigen Standpunkt geben kann: Erforschung der Wahrheit durch Erkenntniß der Welt und des erkennenden Wesens, der Natur und des Geistes, also durch Wissenschaft des Wissens, durch Erkenntniß des Erkennens.

Wäre ich von Anbeginn zum Betrieb praktischer Dinge bestimmt gewesen, so hätte ich nach Erwerbung zulänglicher Kenntnisse und hinreichender Uebung meiner Pflicht, meinem Amt und Berufe gelebt und mich dabei beruhigt.

Aber mein Geist sollte eine andere, allgemeinere Bildung in sich aufnehmen. Ich war an die Scienzen gewiesen, welche sich mit den Erscheinungen der Natur, den Ereignissen der Geschichte, den höhern Bedingungen des geselligen Lebens, des Staates, mit den Bildungen der Kunst, den Schöpfungen der Poesie beschäftigen; ich trat in das Gebiet der Literatur, des lauten Denkens der Nationen und ihrer leuchtenden Geister; Nachdenken, Selbsterfahrung, Forschung wurden aufgeregt.

Hier lehnte sich nun jede Schule an Grundsätze an, die ich keineswegs für ein Oberstes und Letztes erkennen konnte.

Jedes Axiom ließ immer noch eine Ableitung von einem Höhern zu, ja es appellirte an ein solches.

Ich ahnete die Möglichkeit einer Wissenschaft in höchster Instanz, von welcher aus nicht weiter appellirt werden konnte, einer Wissenschaft des Wissens, einer Kritik des Erkennens, zu welcher sich die andern Doktrinen wie begrenzte Sphären zu einer unbegrenzten, wie das relative Wissen zu einem universellen, das bedingte zu einem unbedingten verhielten.

Mußte nicht jedem relativen Fürwahrhalten allseitige Gefahr des Irrers drohen, wenn es nicht von der Wahrheit in ihrem reinsten Ausdruck, von dem Absolut-Wahren abgeleitet war?

Darum war es wohl der eifrigsten, unausgesetzten Anstrengung werth, dieses Wahre zu erforschen. Wäre es des Menschen Geschick, auch beim unablässigen Suchen der Wahrheit dennoch zu irren, so kann doch der Forschende sich Treue gegen sich selbst geloben. Wie könnte das Verlangen nach Wahrheit neben geflissentlicher Selbsttäuschung bestehen?

Noch liegt aber, gestehe ich es mir nur, das Verlangen nach der reinen, ungetrübten Wahrheit nur als ein unbegrenzter Antrieb in mir. Ich kenne weder ihren Inhalt, noch ihren Umfang, noch den Weg zu ihr, und ob ein solcher als methodisch abgemessener Gang zurückzulegen oder ob sie mit genialen Sprüngen oder gar mit kühnem Schwung, wie im Flug zu erreichen ist.

Der Gedanke, die Aussicht, durch Erforschung der Wahrheit zur Erkenntniß der Natur der Dinge, zu geistiger Anschauung des All-Lebens, zum Durchblicken seines eigenen denkenden Wesens zu gelangen, sie sind so hoch belebend, daß sich ihnen alle Anfechtungen unseres sonstigen Daseyns unterordnen.

Beschränktheit. Anticipation.

Sollten wir aber hier auf einen Sieg hoffen können, da wir, auch abgesehen von der Nachtseite des Lebens, von dem

Schmerz des Daseyns, unsere bessere Natur so oft in ihrem Streben nach Totalität beschränkt finden?

Das Schöne ist uns fern; sein leibhaftes Anschauen ist uns nicht vergönnt. Uns beunruhigt nur sein durch die Zeit tönender Name; uns reizen Miniatur= und Zerrbilder von ihm. Das Belehrende ist von uns abgeschlossen; seine Gegenwart würde hundert Irrthümer mit Einem Schlage berichtigen. Das Erhebende wird uns nicht zu Theil und unser Sinn kann sich nicht aus eigener Kraft zu ihm erweitern. Er gleicht dem zum Weltumsegler und Entdecker gebornen Jünglinge, der, mit den Wogen des großen Oceans sich zu messen berufen, an dem Wellen=Geplätscher eines Landsees verkümmert.

Geburt, Stand, Verhältniß, Gelegenheit, Parteilichkeit des Glücks, Unsinn des Zufalls scheinen sich oft gegen unser Wachsthum, unsere Ausbildung verschworen zu haben. Jetzt schwebt ein ersehntes Gut flüchtig an uns vorüber, in dessen Reichthum und Tiefe wir uns versenken möchten. Dann kehrt es wieder und findet uns stumpf, krank, geistesmatt.

Das Leben ist voll der schönsten, interessantesten Erscheinungen, und doch kann der überall bedingte und eingeengte Mensch klagen, daß ihm kaum das Nächste nahe genug sey, und daß ihm manches Nahe ewig fern bleibe.

Und nun ich, der allseitig in seinen schönsten Strebungen Bedingte und Beschränkte, sollte mich der Aufgabe eines Unbedingten bemächtigen und sie zu gewältigen hoffen können? Welches Verhältniß hat mein endliches Daseyn zu diesem unendlichen Geschäft?

Noch verstehe ich den Umfang meiner eigenen Forderung, die Größe meines Unternehmens nicht. Mein Erkühnen liegt noch in Worten, in Begriffen, die ich, durch einen vieljährigen Gebrauch gewöhnt, ausspreche. Es will mich bedünken, als könnte ich erst dann wissen, was ich gewollt, erst dann sagen: Das habe ich gewollt! wenn ich das Gebiet meines Forschungs=Verlangens

wirklich durchmessen, seinen Umfang umkreist habe, wenn mir gelungen, nach was ich gestrebt, selbst auch wohl, wenn es mir mißlingen sollte.

Noch sind mir Seyn und Erkennen problematische Begriffe; noch kenne ich ihre gegenseitige Beziehung nicht. Werde ich sie als vereinbare oder getrennte, ewig unvereinbare finden?

Wenn Jenes, — ist das Erkennen ein Abbild oder Gegenbild des Seyns, ein Spiegel desselben, oder decken sie sich, oder sind sie identisch, in einander aufgehend, das Seyn zugleich auch das Erkennen, und dieses auch das Seyn?

„Aller Anfang ist leicht!" kann man dem Sprichwort entgegen sagen, wo die ersten nach kurzer Anweisung gemachten Versuche schon den Keim des ganzen organischen Baues enthalten und auf diesen hindeuten. So bringt ein Zögling der zeichnenden Kunst unter geschickter Leitung nach den ersten Stunden eine Skizze zu Stand, die ihn selbst überrascht. So fällt es dem Anfänger in der Musik leicht, sein erstes Liedchen singen oder spielen zu lernen.

Tausende bleiben bei solchen leichten Anläufen stehen.

Aber aller Anfang ist schwer in Sphären, die eigentlich keinen Anfang haben, deren Prinzipien nur aus dem Geist des Ganzen zu verstehen sind. Das ist namentlich bei spekulativen Dingen der Fall, wo jeder Begriff eine Erkenntniß voraussetzt, die eben erst aus der Totalität der Erkenntniß-Akte zu gewinnen ist.

Muß nun, sollen wir nicht gleich am Eingange strauchelnd stehen bleiben, eine Anticipation der Begriffe eintreten, so gilt dieß auch von der Wahl, dem Gebrauch der sie bezeichnenden Ausdrücke. Es kann von keiner festen Terminologie, von keinen scharf ausgeprägten Fach- und Kunst-Wörtern die Rede seyn, wo deren wesentlicher Inhalt erst durch die Forschung selbst erhoben wird.

Sie ganz genau im Sinn und Geist eines Vordenkers zu nehmen, geht nicht an, weil dieß nur möglich wäre, wenn

wir demselben durch sein System gebannt und gefesselt nachdenken wollten.

Wir nehmen also die Ausdrücke zunächst nach ihrer sprachüblichen Geltung und wählen von den ganz oder nahehin gleichbedeutenden immer denjenigen, welcher im volksthümlichen Sinne der faßlichste und bezeichnendste ist und namentlich in seinem Zusammenhang nicht wohl eine andere Deutung zuläßt, als die wir meinen.

Wir finden den Anfang um so schwerer, als wir eigentlich gar keinen Anfang finden, bei dem unsere Untersuchung beginnen soll. — Laßt uns seyn, wie die Kinder!? — Ein sinniges Kind stellt so überschwängliche Fragen, daß der größte Weise keine genügende Antwort darauf zu geben weiß.

Ein Kind möchte leicht fragen: Was ist das Seyn? — Es ist das All. — Was ist das All? — Es ist das Ganze ohne Anderes. — Was ist das Ganze? — Es ist die All-Einheit. — Was ist die All-Einheit? — Sie ist sie selbst und zugleich die All-Mannichfaltigkeit? — Was ist die All-Mannichfaltigkeit? — Sie ist All-Wesenheit, die ins Unendliche ein Anderes und Anderes ist. —

Sind nicht die Antworten so im Grenzenlosen schwebend, wie die Fragen, die Ausdrücke so schwankend, als die Begriffe? Frage aus Frage, Zweifel aus Zweifel. Ein verzweifeltes Fragespiel. —

Es scheint die Eigenheit meines Geistes zu seyn, daß er alles Endliche ins Endlose treibt, alles Begrenzte zum Grenzenlosen macht und Dieses dann doch als Solches umgreift, in ein Wort eingrenzt, als einen Begriff fixirt, als ein Problematisches bezeichnet und als unbekannte Größe festhält.

Einheit. Mannichfaltigkeit.

Das Seyn kann ich nicht denken als bleibendes, festes, ruhendes Seyn, als ewig gleiches In sich seyn, als All-Einfachheit.

Soll ich mir einen solchen Urgrund des Seyns denken, aus dem das Mannichfaltige floß, so ist das ein leeres Denken, ein inhaltloses Abstrahiren, ein negatives Verfahren mit Begriffen ohne Erkenntniß, mit hohlen Worten.

Und doch ist Etwas in meinem Geist, was auf eine solche Ur-Einheit des Seyns zurückdeutet, welche das Mannichfaltige aus sich gebar. Ja mir ist, als würde die Erkenntniß dieses Ausflusses, und nur sie allein die Bedeutung des Seyns als ewigen Werdens, den Sinn der Welt mir offenbaren und eine Antwort auf die höchste Lebensfrage, das Warum? des All-Lebens, geben können.

Dem Mannichfaltigen als einem Anders-Seyn ins Unendliche vermag ich zunächst Das abzugewinnen, daß kein Daseyn einem andern ganz gleich, als doppeltes Seyn gedacht werden kann. Denn da es als ein Werden mit Anderem in Beziehung stehen muß, so müßte die Summe dieser Beziehungen bei dem Einen und dem Andern ins Unendliche gleich gedacht werden, was uns zwei gleiche Welten anzunehmen nöthigen würde, eine Hypothese, die unter den bisherigen bizarren Philosophemen noch nicht aufgestellt worden ist.

Ich habe das All als Einheit und Mannichfaltigkeit, als das Alleingegebene zu nehmen. Wie soll sich mein Geist in diesem Unendlichen zurechtfinden? Wo soll er anfangen, wo enden?

Ist das Seyn ein ewig wallender Fluß des Anders- und Anders-Seyns, wie könnte da ein Erkennen stattfinden? Die Wahrheit — was wäre sie, als ein Hinstarren auf diesen form- und regellosen Strom?

Doch ich ziehe meinen sich in diesen Schaum-Wirbeln zu verlieren drohenden Sinn auf den freundlich-ruhigen Lauf meines Lebens, auf die beschwichtigende Gewohnheit meines Daseyns zurück. Ich fühlte mich ja in diesem mit der Natur befreundet. Das unendlich Mannichfaltige umschwirrte, umbrauste mich

nicht; es war das immer frisch belebende Element meiner aufnehmenden und schaffenden Thätigkeit.

Vielleicht finde ich, wie ich in diesem regsam meinen Faden fortspann und praktisch verwob, nun auch einen Leitfaden für das Geschäft der Betrachtung.

Das Mannichfaltige fasse ich als ein Außereinander und Nacheinander; in Jenem stellen sich Aehnlichkeiten der Formen, der Bewegungen, der Ereignisse neben einander; in diesem reihen sich ähnliche Erfolge, wiederkehrende Erscheinungen an einander. Ich werde zum Vergleichen, zum Unterscheiden, zum Verbinden und Sondern, zum Versammeln und Ausscheiden veranlaßt. Ich kann ordnen im Räumlichen, im Zeitlichen. Ich nehme verschiedene Bildungen wahr, die in gewissen Haupt-Normen übereinstimmen, welche ein Allgemeines, Durchwaltendes darstellen, ein Regulativ, dem das Besondere, das Einzelne gefolgt zu seyn schien.

Ich sehe eine Wiederkehr von Erscheinungen, die durch einen gebietenden Einfluß, durch ein Gesetz ein erkennbares Maß erhalten zu haben scheinen, wie die sich folgenden Wogen eines Gewässers.

So dünkt mich das fließende Mannichfaltige durch Regeln bedingt, durch Formen bestimmt.

Wenn ich in höherer Ueberschau diese Regeln und Normen selbst wieder vergleiche, so tritt mir ein Allgemeines nahe, in welchem ich eine Leit-Idee, die meine Orientirung wesentlich zu fördern verspricht, zu finden glaube.

Evolution.

Es ist die Idee der Entwicklung. Alles Seyn deutet auf ein Gewesenseyn zurück. Alles Gesetzte geht aus einem Vorausgesetzten hervor, alles Bewirkte aus einem Wirkenden. Alles Verbundene, Verwobene, Gesteigerte leitet mich auf Grundformen, Grundbezüge zurück. Ueberall werde ich auf Entfal-

tung des Einfachen, auf Entwicklung von Keimen, auf einen Gang der Evolution, einen Fortschritt der Erweiterung, des Wachsthums, der Auf- und Ausbildung hingewiesen.

Auch wenn diese Ausbildung stille steht, sich auflöst, in sich zerfällt, sehe ich aus den entbundenen Stoffen alsbald in anderweitiger Verbindung neue Bildungen sich gestalten und so die Weltkraft als die ins Unendliche schaffende sich offenbaren.

Noch fasse ich diesen Prozeß der Entfaltung nur als Leit-Idee ganz im Allgemeinen, ohne mir der Modalitäten desselben näher bewußt zu werden.

Könnte ich wohl im Zweifel seyn, wo ich mich bei dem Prozeß der All-Entfaltung mit meiner Wahrheits-Forschung zunächst hinwenden soll? Bin nicht Ich selbst mir der nächste, interessanteste Gegenstand? Ja, da mein Wesen sich nur im Elemente der Natur entfalten kann, da mein Erkennen der Außendinge auf einer Wechselbeziehung zwischen mir und ihnen beruht, so wird die Beobachtung der Entwicklung meines eigenen Wesens immerhin der nächste und sicherste Weg seyn, auch zur Erkenntniß der Welt zu gelangen.

Es könnte mir der Skrupel entstehen, ob ich im Stande sey, auf den Keim meines Selbst, auf dessen ursprüngliche Lebens-Regungen zurück zu gehen. Aber ich finde ein Vermögen in mir, Vergangenes mir wieder zu vergegenwärtigen, abgeflossenes Daseyn, als mir inwohnend, stets wieder bewußt nachzunehmen.

Wäre dieß nicht, so gälte all mein Erkennen nur für eine Erscheinung des Augenblicks, für ein momentanes Ereigniß ohne Grund und Folge, und von einem Anliegen der denkenden Seele, von einem Streben nach Erkenntniß und Wahrheit könnte keine Rede seyn.

Gewißheit.

Ich stelle nun an mich gleich beim Beginne des Geschäfts die Frage, ob ich es mit Wahrnehmungen zu thun bekomme,

welche mathematische Gewißheit haben. Denn, möchte man meinen, was zur Wahrheit führen soll, das müsse doch wohl selbst unbezweifelt wahr seyn und die Wissenschaft des Erkennens, des Wissens werde sich doch nicht mit problematischen Materialien, gleichsam mit rissigen Balken und brüchigen Steinen, aufbauen.

Aber — mathematische Gewißheit hat eben nur die Mathematik, darum weil sie die unlebendigste Wissenschaft, weil sie ein bloßer Aufbau des Geistes ist, weil sie ganz auf den Hypothesen der Erklärungen, auf der Evidenz der Grundsätze beruht. So folgt aus der Erklärung, was ich ein Dreieck heiße, die ganze Trigonometrie, und es ist nur meine menschliche Schülerhaftigkeit, daß ich sie nicht alsobald darin lese und erkenne, sondern sie erst schrittweise und mit Hülfslinien aus dem Dreieck mir entwickle. In der Mathematik ist alles Einzelne a priori gewiß und unumstößlich, weil es schon in den allgemeinen Annahmen enthalten ist, wie 2 mal 2 ist 4. Ein Genius müßte den Lehrsatz: Die Winkel jedes Dreiecks sind zwei rechten gleich — ohne Hülfslinien und Vorschreiten des Beweises mit Evidenz erkennen, weil der Satz mit der Construktion und mathematischen Anschauung des Dreiecks und des rechten Winkels schon als gewiß und nothwendig so gegeben ist.

Diese Art der Gewißheit finde ich in keiner andern Wissenschaft; darum spreche ich eine solche auch nicht in meiner Untersuchung an und lasse mir die Forderung an eine solche nicht anmuthen.

Ja, nicht einmal die Gewißheit des Augenscheins, der Gegenwart verlange ich bei meiner Forschung, obwohl diese keine mathematische ist, in sofern ich nämlich bei dem erhaltenen Eindruck Etwas denke, was immerhin auch, wie bei optischen und andern Täuschungen, ein Anderes seyn könnte, und nicht das der Wahrnehmung zum Grund Liegende. Die

Wahrheit der mathematischen Lehrsätze, die Richtigkeit der Lösung der Aufgaben läßt Beweise zu, das heißt: eine Herleitung aus den Erklärungen, Construktionen, Grundsätzen, eine Zurückführung auf sie, als in welchen Alles, was eine folgerechte Entwicklung ergibt, schon — jedoch unentfaltet — enthalten ist.

Aber der Geist ist eine Erscheinung; Empfinden, Denken, Erkenntniß, Wissen sind Ereignisse; Gedanken, Reflexionen, Forschungen sind Thätigkeiten, Thaten. Erscheinungen, Ereignisse, Thaten können aber nicht bewiesen werden. Die Ergründung der Wahrheit, die Erforschung des Verhältnisses des Erkennens zum Seyn ist ein Weg. Ein Weg kann nicht bewiesen, sondern nur nachgewiesen werden.

Was ich in mir finde.

Ich schlage diesen Weg ein; ich lasse das Ziel, wenn auch noch in problematischer Unbestimmtheit, im Auge, alle davon ableitenden Besonderheiten zur Seite liegen; ich suche die zuleitenden in allgemeinen Ausdrücken zusammenzufassen. Ich sage mir treulich, was ich und wie ich es finde, in mir finde. Ich könnte das End-Ergebniß meine Empfindung im höchsten Sinne nennen. — Meine einzige Bürgschaft ist eben nur die Treue meines Suchens, meines Wahrnehmens, meiner Ueberzeugung, den wirklichen Erfund festzuhalten.

Wer, an dieser geistigen Operation Theil nehmend, sie bei sich in gleicher Weise vornimmt und Vieles oder Alles wesentlich anders in sich findet, der mag seinen Erfund darlegen. Wer aber mir sagt, daß ich von Anbeginn nicht den rechten Weg eingeschlagen, daß ich durchaus auf dem Irrwege sey, und daß auf solchem das von mir aufgesteckte oder sonst ein erwünschtes Ziel durchweg nicht zu erreichen sey, mit dem kann ich darum nicht streiten, weil mein Forschungsweg mit meinem geistigen Lebensweg so verwachsen ist, wie der Epheu

mit dem von ihm umrankten Baume. Hätte es die Wissenschaft des Erkennens mit Anschauungen, Begriffen, Lehrsätzen und Beweisen von mathematischer Bestimmtheit zu thun, so könnte es nur Ein System derselben geben, das, einmal gefunden und aufgestellt, sich von selbst allen denkenden Geistern aufnöthigen würde. Das Denken des Seyns ist aber eine Welt-Erscheinung, ein Phänomen des All, eine Thatsache. Die Wahrheit in ihrem höchsten Ausdruck hat keine stärkere Garantie, als die Uebereinstimmung mit sich selbst in allen ihren Operationen, als das Bedürfniß des Fürwahrhaltens im freithätigen Geist. Meine Betrachtung, meine Forschung geht eigentlich als innere Operation, ohne das Mittel der Sprache, vor sich. Aus Lebens-Gewohnheit stellen sich aber die Worte, die Begriffe ungesucht, ungebeten ein. Sie bilden ein Selbstgespräch, ein lautes Denken.

Und Wem schwebte nicht bei einem gewichtigen, die Geister von jeher beschäftigenden Thema die Mittheilung vor? So geschieht es denn, daß ich für jedes Ergebniß der Forschung, für jede Gliederung die klarste weltübliche Sprachform suche.

Bei solcher Einkleidung kämpfe ich aber mit dem Zweifel, ob sie dem Theilnehmenden wohl auch dasselbe Gedanken-Bild erwecke, das ich in mir trage.

Die Sprache bleibt immer ein etwas unbehülfliches Mittel, die Wendungen des Denkens, die Nüancen des Sinnes auszudrücken. Die Sprache ist ein Polygon, das, noch so vielseitig, dennoch die Rundung des Gedankens nicht erreicht. Zu ängstliche Limitationen aber lähmen den Eindruck des lebendigen Styls.

Jeder von abstrakten Gegenständen Sprechende muß also im Geist verstanden werden. Findet er den Hörer nicht als einen gutwillig ihm Nach-Denkenden, wohlmeinend das Gesprochene Zurecht-Legenden, so ist aller Rede Müh' umsonst.

Wenn ich zu Anknüpfung meiner Forschung auf mein

uranfängliches Lebensgefühl zurückgehe, so finde ich mich in meinen frühesten Erinnerungen, wenn auch ganz unmündig, doch schon eingewohnt ins Daseyn, schon geübt im Auffassen, Verbinden und Unterscheiden, aus der umhüllt gewesenen Empfänglichkeit zu einiger Entschiedenheit hervorgebildet.

Jenes nebligte Daseyn suche ich durch Beobachtung vom erst zum Leben Erwachenden, sogar von untergeordneten Creaturen durch Combinationen zu erschließen.

Sensation.

Ich bezeichne die uranfänglichen Regungen des Lebens mit dem Ausdruck „Sensation."

Fremdwörter eignen sich darum besser zu wissenschaftlichen oder künstlerischen Bezeichnungen, weil sie weniger durch verschiedenartigen Gebrauch abgegriffen, weniger schwankend sind.

Darum versage ich mir jedoch nicht, denselben Begriff auch durch die Worte: Eindruck, Empfindung, Fühlung, Wahrnehmung, Anschauung 2c. auszudrücken, wenn sie in ihrer Anwendung näher an das zu Bezeichnende hindeuten. —

Die Sensation erwacht bei der lebensfähigen Creatur im Unendlichen. Der erste Punkt des Lebens hat keinen Zeugen, weder sich selbst noch einen andern. Er entsteht in der Entfaltung des organischen Wesens so geheimnißvoll und verhüllt, daß er nicht beobachtet, kaum gedacht werden kann. Wir schauen die sich erweiternden Linien des empfindenden, des selbstbewußten Lebens. Ihre Divergenz ist rückwärts eine Convergenz in einen von uns vorausgesetzten, nicht erkennbaren Punkt. Solche Grenzpunkte von Nicht-Seyn und Seyn gaben der Dialektik und Scholastik Gelegenheit, viel unfruchtbaren Scharfsinn lehrhaft und streitsüchtig aufzubieten. Wo Nichts mehr zu schauen ist, da gehen uns meist auch die Gedanken aus.

Wir sind aber schon auf dem Boden der Beobachtung,

wenn wir annehmen, daß gewisse Sensationen bereits im Ungeborenen erwachen Warum sollte die Ernährung ohne Empfindung geschehen, warum die Muskelthätigkeit? Sollte das Gehör erst mit der Geburt erwachen, wie das Sehen? Ja könnte nicht selbst das Auge geschlossen schon einige innere Lichtthätigkeit haben? Doch hierüber mögen die Physiologen ihre Schlüsse machen.

Bei dem Neugeborenen stehe ich schon auf festerm Boden. Seine Sinne, anfänglich noch halbgeschlossen und dumpf, erblühen zusehends und merklich schnell zum Aufnehmen der spezifischen Eindrücke. Ich habe aber nicht etwa nur an die der Umgebung zugewandten, entschiedenen, örtlichen, spezifisch ganz verschiedenen fünf Sinne zu denken, sondern auch an die unendlich vielen, durch den ganzen Organismus verbreiteten, idiosynkratischen Empfänglichkeiten, die sich als Wärme und Kälte, Kitzel, Jucken, Brennen, Spannen, Drücken, örtlicher Schmerz oder Behagen, Mattigkeit oder Bewegungsdrang, allgemeines Wohlgefühl und noch auf manche andere namenlose Weise bemerkbar machen.

Beobachte ich mich selbst im allmählichen Erwachen aus einem dicken Schlaf hindurch bis zum vollen Gefühl meiner Körperlichkeit, so habe ich ein Analogon des ursprünglichen Erblühens der Sinne, wobei ich jedoch nur eben an die Sensation, und nicht irgend an eine Bezugnahme derselben auf etwas Gegenständliches denken darf.

Der Wärme-Sinn ist wohl der am Neugeborenen zunächst gereizte, ein am ganzen Körper empfundener Unterschied der Temperatur gegen die des Mutterschooßes. Nun tritt auch durch das erwachende Ernährungs-Bedürfniß in den entsprechenden Organen eine Regung ein. Noch mancher andere unbenannte innere Sinn mag durch den Contrast des neuen Lebens-Prozesses gegen den frühern erwachen. Wahrscheinlich ein Unbehagen ist's, welches das Kind zum Schreien reizt, eine Anstrengung, welche jenes Gefühl durch ein anderes ablöst und mehr oder

weniger deckt. Sein Schreien ist auch die erste stärkere Anregung seines Gehörs. Der Sinn des Gesichts ist wohl noch sehr trübe und unbestimmt.

Man könnte fragen, ob die Mutter im ursprünglichsten Zustand, eine Eva, dem Kind aus Instinkt, aus Drang, oder aus bewußtem Verstand die nährende Brust reichen würde. Wir können uns diese Motive kaum anders, als vereinigt denken. Die Mutter kennt ja selbst das Bedürfniß der Nahrung, zieht sie aus der Milch der Thiere, fühlt die Bestimmung ihrer mit Nahrungssaft anschwellenden Brust und würde unter allen Umständen zu dem Akt des Stillens geführt werden.

Die bei weitem größte Zahl der Neugeborenen gibt sich dem neuen Einflusse alsobald hin; nur wenige erweisen sich gleichgültig oder gar ablehnend. So tritt nun der Geschmackssinn in Thätigkeit, daneben der ihm so nahe liegende, mit ihm in einzelnen Fällen oft verwechselte Geruchssinn. Der Tastsinn wird an den Lippen, bald auch an Händen und Fingern angeregt. Das Ohr scheint den Tönen geöffnet zu seyn, deren wiederkehrende Monotonieen Mutter oder Amme anwenden, um die Folge verschiedenartiger Sensationen des neugeborenen Organismus zu übertönen und ihn so in Schlaf zu singen.

Durch stündlich mehrmalige Wiederkehr derselben Gesichtseindrücke entsteht dem Kind eine Bekanntschaft mit solchen, eine Andeutung, daß bereits eine Erinnerung, eine Wiedererweckung vorhergegangener Eindrücke eingetreten ist. Dasselbe ist mit Stimmen der Fall. Das Kind fängt bald an, Gestalten und Stimmen zu unterscheiden. Die Ernährerin zunächst unterscheidet dasselbe durch Gesicht und Gehör; bald umblickt es ihre Gestalt, sucht ihre Grenzen, gleichsam um sie durch die Umrisse von den Umgebungen, dem Hintergrund abzulösen. Es hört, aber es blickt nicht in die Ferne, wie ja selbst mehrjährige Kinder immer nur den nächsten Vorgrund des Rundgemäldes, sey dessen Umkreis weiter oder enger gezogen, in's Auge fassen.

Die Sensationen sind auf dieser Altersstufe, obwohl in den noch ungeübten Organen nicht spezifisch scharf ausgeprägt, doch darum recht „an sich" und sie selbst ohne Anderes, weil im Kind weder eine Beziehung auf einen Gegenstand, noch auf sein eigenes Empfindungs-Vermögen oder gar auf sein Ich stattfindet. Für das Kind ist Nichts außer ihm, Nichts in ihm. Die Sensation ist an sich, und das Kind ist Nichts, als diese Sensation, die also ohne objektive und subjektive Richtung frei schwebt, ohne Verbindung, ohne Folge.

Aber bald ersteht ihm durch den Fonds der wiederholt gehabten Eindrücke bei der neuen Anregung das Verbundene, Zusammengehörende, so wie auch die Mahnung an eine Folge des Gewohnten. So verbinden sich nun die Gestalt der Mutter, ihre Stimme, ihre Berührung, der Akt des Stillens, der sonstigen Pflege zu einer lebendigen Einheit und, wenn das Bedürfniß nach dieser Totalität von Sensationen, nach diesem Lebendigen mahnt, und die Befriedigung zögert, so entsteht im Säugling eine Unruhe und er beginnt zu schreien. Die Gewährung, die Stillung, mit Recht so genannt, die Geschmacks- und Nahrungs-Sensation, von Geruch, Wärme, Tasten ꝛc. begleitet, bringt ihn zur Ruhe.

Dieses vegetativ-animalische Leben wächst nun aber von Tag zu Tag mehr in die Uebung der feinern Sinne hinein. Durch unendliche Wiederkehr der Eindrücke wird die Wahrheit der räumlichen und zeitlichen Natur zur Wahrnehmung, zur Aufnehmung in's Erkennen. Allerdings ist das Empfinden des Zeitverlaufs im Kinde noch sehr unentwickelt; es lebt ganz in der Gegenwart; das Gewesene, das Kommende ersteht ihm, wie dem Thier, nur instinktartig. Aber das Räumliche unterscheidet es als sinnliche Gegenwart deutlicher. Es erkennt Gestalten, wird durch die Näherung der befreundeten zum frohen Lächeln gereizt, wird betroffen, erschrickt über ungewohnte, fremdartige. Es bekömmt ein Gefühl für Nähe und Ferne in

Gesicht und Gehör. Doch reicht seine Wahrnehmung nicht auf größere Abstände. Die optische Verjüngung bei diesen nimmt es für wirkliche Kleinheit. (So sah ein dreijähriger Knabe, der einen steilen Bergpfad hinanklettern konnte, das den weiten Umrank hinziehende Zweigespann für ein Kinderchaischen an.)

Doch das Kind unterscheidet nicht nur Personen, Thiere, Sachen; es unterscheidet auch seine Person von den andern, von Geschwistern rc., nennt sich aber noch in der dritten Person und mit Namen, und sagt nicht: Ich.

Nun geht ihm das Leben der Natur mehr und mehr auf; das Mannichfaltige spezialisirt, individualisirt sich; die Gegenstände offenbaren Eigenschaften, bei denen sich ihr Bestand mehr oder weniger wesentlich ändert, oft ganz derselbe bleibt. Die Kinderschule der Naturlehre beginnt.

Kindlich Objektives.

Noch ist aber bei den Sensationen von keinem Prozeß die Rede. „Dort steht der Mond!" heißt bei dem Kinde gar nicht: Ich sehe den Mond. Denkt doch selbst der kindlich Erwachsene an nichts weniger, als an eine Licht-Ausströmung, an ein Lichtbild, an eine Anregung des Auges, an sein Sehen, sondern bezeichnet ohne alle Reflexion auf sein Wahrnehmen den Gegenstand als sehend an seiner Stelle.

Dasselbe gilt vom Hören. Dem Kind ist der Klang so der Glocke eingeboren, daß es kein Beben derselben, keine Luftschwingung, kein Einströmen in sein Ohr denkt. So nun auch die Stimme der Mutter und alle sonstigen Töne. In demselben Sinne sagt es: Der Apfel schmeckt, die Rose riecht. nicht: Ich schmecke den Apfel, ich rieche die Rose; noch weniger: Ich empfinde den Apfel-Geschmack, den Rosen-Geruch. So ist auch der befühlte Körper glatt, rauh, warm, kalt, und wollen wir die Empfindung des Drucks eine Sensation nennen,

so ist das Metall=Gewicht &c. schwer in dem Sinn, als wohnte auch die empfundene Schwere ihm inne.

So erwächst nun dem Kind eine Welt voller Dinge mit den mannichfaltigsten Eigenschaften, Lebens=Aeußerungen, Wirkungen, von denen es diejenigen, die ihm Lust gewähren, die sich belebt, thätig, sich wandelnd, die sich in Gestalt, Farbe, Ton, Bewegung &c. frappant, energisch erzeigen, besonders ins Auge faßt, an seine Sinne zieht. Es lebt ganz in den Gegenständen, die es rein und entschieden außer sich setzt; sich selbst empfindet es nur, insoweit es mit ihnen in dem körperlich behaglichen Verkehr des Genusses, der Berührung steht, oder während es örtliche Lust, örtlichen Schmerz fühlt.

Das Kind ist auf dieser Stufe der ausgesprochenste Realist, Materialist.

Nun aber wiederholen sich bei ihm die Gefühle des Verlangens, des Erlangens, des Verlierens, der Lust des Herzens, dessen Schmerz, Angst, Schrecken, Zorn, Beruhigung, Liebe &c. so oft, daß es sich dunkel als den Träger dieser innerlich gefühlten Bewegungen, dieser organisch schwer nachweisbaren Sensationen begreift. Es wird sich zu einem belebten Individuum, zu einem Ich, gegenüber von einem Du, Er, Ihr, Sie; mit diesen vergesellschaftet zu einem Wir. Es ahnet in den Angehörigen zunächst, dann überhaupt in Menschen, Thieren, sogar in leblosen Dingen gleich ihm empfindende Wesen. Es personifizirt Puppe, Stock und Stein. Es versieht sich von ihnen des Guten und Bösen, der Willfähr, der Widersetzlichkeit, der Liebe, des Eigenwillens &c.; es liebkost und schlägt sie.

So geht dem Kind inmitten der Körperlichkeit und seiner wandelbaren Erscheinungen ein Bezug geistiger oder gemüthlicher Belebtheiten auf. Es tritt aus dem materiellen Element in das sittliche über, wo aller Lebensverkehr schon in seiner kindlich engen Sphäre einen andern Sinn erhält, wo es soll, nicht soll, erwerben, verdienen, entbehren, geben, gehorchen

soll, wo es nicht mehr im Mittelpunkt aller seiner augenblicklichen Ergreifungen alleinwillig steht, wo es die ersten Nöthigungen einer Ordnung fühlt und Unterordnung ertragen lernen soll.

Ein Reich des Lebens ist aber von ihm noch nicht erkannt, das der Imagination. Was es schaut und denkt, das setzt es außer sich oder an sich, nicht aber geistig in sich. Die Bilder der Träume sind ihm wirkliche Erlebnisse, wie man aus seinen Aeußerungen, wenn es schon zu reden anfängt, abnimmt. Daher beruhigt es sich nicht alsobald, wenn es aus einem fieberhaften Zustand von schaurigen Phantasmen erwacht.

Kindlich Subjektives.

Nun aber bestimmt sich im Verlauf der Tage sein Begriff von der Außenweilt immer mehr. Der Wechsel von Schlafen und Wachen, von phantastischen Träumen und wirklicher Umgebung führt das Kind zur Scheidung dieser spezifisch verschiedenen Zustände. Es erkennt eine Sphäre sich innerlich in ihm zuweilen belebender Gestalten, Bewegungen, Töne und anderer Sensationen. Später wird es sogar des imaginativen Lebens im Wachen, des freien Spiels der Einbildungskraft, als eines der Außenwelt gegenüber liegenden Vermögens, inne. Da nun das Kind auf dieser Lebensstufe den wesentlichen Bezügen nach in einem richtigen Verhältniß zur Welt und zu sich selbst steht, da seine sich immer mehr ausbildende Vorstellungsweise, wie seine Sprache, nicht mehr in die allgemein menschliche erst zu übersetzen ist, so dürfen wir seine Selbstheit, Persönlichkeit anerkennen, wie es denn auch sich selbst von den Gegenständen klar unterscheidet und „Ich" nennt. —

Wenn ich auf meinem bisherigen Wege zu Lösung der Frage: „Was ist Wahrheit?" auf die ursprünglichen Regungen, Anregungen und Thätigkeiten des Menschen sah und dabei von dem Kind, dessen Seelenleben ich mir durch Beobachtungen,

Analogieen, Combinationen ꝛc. klar zu machen suchte, als von einem Gegenstand außer mir in dritter Person sprach, so darf ich wohl jetzt, da ich in die Lebensepoche der Rückerinnerung eingerückt bin, mit meinem damaligen Wesen mir selbst Rede stehen, darf mein Ich mir gegenständlich machen, darf mich abfragen, wie sich mein Denken und Erkennen seit jener frühern Existenz bis anher zur Wahrheit verhalten haben möge. Was ich finde, soll, da ich mit mir selbst ohne Rückhalt spreche, treu und, soweit es sich der Sprache, sie sich ihm fügen will, klar gesagt werden.

Ausbildung.

Es würde mich auf meinem Forschungswege zwecklos aufhalten, wenn ich mein geistiges Zunehmen schrittweise verfolgen wollte. Erziehung, Schicksale, Ereignisse, Anschauungen aus dem Familienkreise, aus dem öffentlichen Bürgerleben, dem Kultus, dem Kriegsleben, Verkehr mit der Natur, diesem Allem gegenüber die Schule, die sich täglich tiefer öffnende und ausbreitende Lektüre, Umgang, bildende Kunst, Musik ꝛc., sie nährten, erfüllten, erweiterten, hoben die begierig aufnehmende Seele, der das Meiste ein spezifisch Neues, wie eine Entdeckung, war, während sie in ihrer Selbstthätigkeit wie in Erfindungen lebte.

Charakteristisch ist es, daß sich die jugendliche Seele der größten Höhen der geistigen und sittlichen Menschheit vorahnend und gefühlsweise bemächtigt, daß ihr Menschen und Verhältnisse vorschweben, an welchen sie mit überschwänglicher Verehrung hinaufblickt, die sie mit einem überirdischen Nimbus umgeben sieht. Fühlt sie schon vor Aeltern, Lehrern, Obern ꝛc. tiefe Hochachtung, die sie doch bei ihren Verdiensten nicht ohne Schwächen weiß; wie viel größer müssen ihr die Gestalten der heiligen Schriften, der klassischen Sagen und Geschichte erscheinen.

Man darf wohl behaupten, daß keine spätere Erkenntniß,

keine Gelehrsamkeit diesen Höhen und unserer Ehrfurcht vor ihnen Etwas zusetzen kann. Ja noch eher werden, wie der Olymp und Parnaß mit vorrückendem Wissen der nivellirenden Erdkunde als Berge unter Bergen, als Gebirgsformation anheimfallen, mit genauerer Geschichtskunde der ins Männliche gereiften Seele die Helden der Weltgeschichte, die Heiligen der Bibel auf Kosten ihrer Erhabenheit weit näher gerückt und menschlich faßlicher erscheinen.

Je weniger der jugendliche Höhesinn, die üppig ausrankende Imagination der Unerfahrenheit, den Gang des Lebens, die bewegenden, treibenden Kräfte, die nöthigenden Gewalten kennen, desto grandioser stehen ihrem Wahn die Motive, die edeln und unedeln, gegenüber, desto phantastischer ist ihre Divination, desto abenteuerlicher ihr Glaube an Möglichkeiten, desto romanhafter sind ihre Plane. Alles nimmt in ihnen eine pyramidalische Form an; und ebenso flammen auch ihre Gefühle, Leidenschaften und Interessen auf.

Der Verlauf des Lebens fällt diese Luftgebäude und setzt wahre Thatsachen, praktische Verhältnisse hinein in die Lücken. Das Ungestüm der Anwandlungen, die Hast der Affekte macht dem Gleichmuthe Platz. Das Verhältniß der Seele zur Wahrheit des Lebens wird durch diesen Verbrennungs-Prozeß der Phantasie günstiger.

Theorie. Praxis. Poesie.

Nun aber dringt sich mir, wenn ich das unendliche Gebiet des Erkennens und der durch letzteres hervorgerufenen und bedingten Thätigkeiten überschaue, das Bedürfniß der Orientirung auf. Nach dem bekannten Sprichwort: Theile und Beherrsche! suche ich einen sachgemäßen Eintheilungs-Grund, die Basis einer natürlichen Einordnung. Derartiges findet sich am besten durch eine recht freie, unbefangene Ueberschau und tritt uns wie Eingebung vor die Seele.

Ich fasse zunächst alle Elementar-Bildung, alles Erkenntniß-Sammeln der Schule, alle Bereicherung des Gedächtnisses, der Einbildungskraft, alle Methodik, alles consequente Fortschreiten in Anschauungen und Begriffen, alle Scienz, allen analytischen und synthetischen Aufbau, alle Wissenschaft — zusammen und nenne es „Theorie.“

Alle Thätigkeit, die sich unmittelbar auf das Leben, auf die Gegenwart, auf ein Gegebenes, eine Forderung der Wirklichkeit bezieht, alle concrete Anwendung der Erkenntniß — nenne ich „Praxis.“

Die Darstellung des Lebens im Ganzen, in irgend einer Form der Totalität, der relativen Begrenzung, der Abrundung — nenne ich „Poesie,“ solches der Kürze halber, denn ich fasse hierunter das ganze Gebiet der Kunst, der Künste, die Poesie der Heiligthümer, — die Religion, den Cultus, — die Geschichte, die ja nur dadurch belebt ist, daß sie die Heiligthümer der Völker, den Glauben, die Schicksale, den Kern ihres Lebens darstellt, die also Cultur-Geschichte, Erziehungs-Geschichte derselben im höchsten Ausdruck ist. Aber ich begreife auch, und gewiß mit Recht, das Leben selbst, das Gesellige, so weit es nicht prosaisches Geschäft, Erwerb, Schweiß, Sorge und Mühe ist, unter die Poesie, insofern es den Lebenden in seinem Inhalt, Reichthum, seiner Schönheit zum Bewußtseyn kommt und unablässig zu poetischer oder künstlerischer Gestaltung hinneigt.

Mit diesen drei Sphären, die sich von einander auf einer gewissen Höhe des Standpunktes gehörig unterscheiden lassen, glaube ich den Inbegriff meiner und aller menschlichen Thätigkeit zu umfassen und zu decken.

Das Dreitheilige erweist sich meist ungesucht und naturgemäß dem Einordnen förderlich und kommlich. Die meisten Dinge der Welt zeigen ein Unten, Mitten, Oben, — einen Anfang, Mittel, Ende, — Wurzel, Stamm, Wipfel, oder Wurzel, Stängel mit Blättern, Blüthe, — Fundament, Auf-

bau, Schmuck, — Lehre, Anwendung, Gewinn, — Zubildung, Ausbildung, Meisterschaft, — Zurichtung, Arbeit, Spiel, — Nothwendiges, Nützliches, Schönes ꝛc. — Wollte ich diese Trias-Idee noch länger festhalten, mir würden sich auch ohne Zweifel noch mehrere Analogieen hinzu stellen. Auch im animalischen Reiche findet sie ihre ungezwungene Anwendung. Der Körper des Thieres bildet sich durch die consequente Methodik der Natur organisch aus; das Geschöpf lernt allgemach den Gebrauch seiner Vermögen. Der Bildungstrieb wirkt fort über die Gestaltung hinaus, das Thier ist thätig, es sammelt, nährt sich, baut, pflanzt sich fort, versorgt seine Jungen, erzieht sie. Eine Ueberkraft aber treibt es zur Lust, zu geselligem Spiel, zu Jauchzen und Gesang, zu freiem Behagen am Leben, Herumschwärmen. Auch bei ihm ist ein Ausgang vom Nothwendigen, ein Hindurchgang durchs Nützliche zum Schönen nicht zu verkennen.

Um aber doch mit dem Menschen zu endigen, so denke ich an das Reisen, das botanisch, geognostisch, agronomisch, technisch zu Schul- und Studien-Zwecken, dann zu gelehrtem Fachberuf unternommen wird; sofort an die Geschäftsreisen der Produzenten, der Handelsleute, der Auswanderer, der Emissaire und Propagandisten, der Diplomaten und anderer Abgeordneten, der Kriegskundigen und Potentaten; endlich an die Reisen, welche, als ein erhöhtes, gesteigertes Leben, zur Nahrung des Geistes, zur Auffrischung der Sinne, zur Erweiterung des Gemüths, — wenn man es bloß passiv ausdrücken will, zur Erholung — unternommen werden; wo uns die Natur zu künstlerischer Auffassung anspricht, wo wir dem Menschenthum, als Pilgernde uns nicht hineindrängend in das prosaische Getheil, seine Poesie abgewinnen, wo sich unserm frei offenen Auge die Kunsthallen öffnen und aus den Tempeln der Cultus als hehre Musik uns reinigt und erhebt, wo wir das Tagewerk unserer Mitmenschen als im Dienst des Schöpfers vollbracht betrachten und ihr Schicksal als höhere Schickung zu Herzen nehmen; kurz,

wo uns in rechter Stimmung überall Milch und Honig fleußt. — Doch ich habe mir genug zur Vergleichung vor Augen gestellt und suche nun mit meiner ordnenden Leit-Idee weiter in der Forschung fortzuschreiten, wobei ich mir vorhalte, daß ich es mit dieser leitenden Trias nicht pedantisch nehmen, daß ich diesen Begriffen in der Anwendung jede Elasticität, jede Erweiterung gönnen muß, so daß ich gleich nach ihrer Aufstellung zugestehe, daß in der Theorie praktische und poetische, in der Praxis theoretische und poetische und in der Poesie theoretische und praktische Momente mitwirkend auftreten und eingreifen können, daß sie überhaupt im Leben nicht stets in der gleichen Folge und nicht selten zugleich erscheinen.

Ich hätte mich nun als vollständigen Menschen in meinem Werden und Gewordenseyn erfaßt. So wie es mir aber bei diesem geistigen Rückblick um die wahre, faktische Entwicklung meines Menschen-Wesens, um den wirklichen Fortgang und Verlauf meines Lebens zu thun gewesen, so ging auch während dieses Lebens selbst aus angestammter Treue gegen meine eigene und die gesammte äußere Natur mein Streben stets und unausgesetzt auf Wahrheit. Ich konnte ja nicht mehr erwerben, besitzen, genießen, als wenn ich es ganz, wie ich war, mit der Natur der Sache hielt, wenn ich hell in mich selbst und die Welt hineinsah.

Aber eben im Rückblick auf mein Werden muß ich mir sagen, daß ich in dem, was ich Theorie genannt, unzähligemal geirrt, daß ich in praktischer Anwendung unzähligemal fehlgegriffen, daß ich in der Poesie meines Lebens, in seinen Erhebungen unzähligemal phantastisch, leidenschaftlich, maßlos oder geschmacklos gewesen, daß ich alle Lust und Befriedigung in der Gewinnung und Festhaltung des Wahren, Aechten, Naturgemäßen, Bewährten gefunden, daß ich aber auch allen Aerger und Schmerz des Irrthums, der Täuschung, des Uebermaßes, der Reue zu büßen gehabt.

Ich war durch Geburt, Anlage, Erziehung, Laufbahn dazu bestimmt, ein Gebildeter zu werden; ich sollte Viel lernen, mir aneignen, um tüchtig zu handeln. Ich sollte meines Selbst, meines geistigen Erwerbs, sollte der Welt außer mir möglichst klar mir bewußt werden, um mein eigenes Leben würdig einzurichten und ins Leben der Welt wirksam einzugreifen.

Aber die Bildung des Geistes pflanzt eine Unruhe in den Geist. Seine Interessen mehren, verstärken sich, verzweigen sich durch Räume und Zeiten, durch alle Reiche des Wissens. Mit dem wachsend höhern Ueberblick dehnen sich auch die Horizonte ins Unbestimmbare, Unendliche aus; je mehr man lernt, desto mehr hätte man noch zu lernen.

Die Frage nach der Wahrheit wird im selben Maße kritisch geschärfter; ja der Zweifel ist gerade in den Gebieten des Geheimnißvollen am peinigendsten. Dasjenige möchten wir gerade am liebsten ergründen, was wir nicht wissen können, wissen sollen.

Und wenn die Bildung des Gemüths unsere Empfindungen verfeinert, uns zartfühlend macht, so werden wir im selben Grade auch reizbarer, verletzbarer, und werden es gerade am meisten wieder im Gebiet des Geheimnißvollen, in der Region, wohin kein Wissen, wohin nur Hoffnung und Vertrauen, Glaube und Ahnung reichen.

Wir werden uns im gleichen Fortschritt und Wachsthum unseres Lebens einerseits des unwiderstehlichen Dranges zu unendlicher Erweiterung unseres Selbst, andererseits der Beschränktheit unserer Natur durch Geburt und Anlage, durch Erziehung und Umstände, der Begrenzung des Geistes, der Nothwendigkeit der Resignation auf Totalität und Universalität, der gebotenen Wahl einer engern Sphäre unserer Gesammtthätigkeit bewußt, und nur schwer, nach vielen Kämpfen gelingt es uns, diese beiden Richtungen in rechter Mitte zu versöhnen.

Dualismus. Seyn. Denken.

Wenn ich nun diese Zweitheiligkeit meines Wesens recht nach ihrem allgemeinsten Ausdruck ins Auge fasse, so finde ich, daß sie auf einer Zweiheit, einem Dualismus, einem Gegenüber wurzele, welche das ganze Daseyn durchdringen, — auf dem Seyn und dem Denken. Sie haben Bezug auf einander. Das Denken will das Seyn denken, will es zum Inhalt haben; das Seyn soll aufgenommen werden ins Denken. Dieses will und soll ein Spiegel des Seyns werden; Seyn und Denken sollen sich decken. Hierin, in diesem Einswerden der Beiden, in diesem Verein des Gegenüber muß wohl Befriedigung liegen; denn das Nichtseyn will oder kann ich nicht denken; das Seyn ist im Verhältniß zu mir nur, wenn ich es denke.

Aber wie verhält sich nun mein Denken zum Seyn? Was haben Beide für eine Wahlverwandtschaft? Kann das Seyn ins Denken aufgenommen werden? Kann es Eins mit ihm werden? Was ist das überhaupt für ein Akt, den ich so bezeichne: Ich denke das Seyn?

Bei dem frühern Zurückblick auf mein Erwachen zum Leben, zur Fühlung meines Wesens, zum Empfinden der mich umgebenden Dinge habe ich den Gegensatz von Denken und Seyn noch nicht streng, auseinanderhaltend ins Auge fassen können. Ich will es jetzt thun. —

Die ursprünglichsten Sensationen rief das erste Lebens-Bedürfniß, der vitale Drang hervor. Ich mußte athmen, ich empfand die Bewegungen meiner Brust; ich fühlte die Frische der Luft. Dann meldete sich das Verlangen nach Nahrung; ich litt Durst und empfand die Labung durch Muttermilch; ich fühlte mit den Lippen die Brust, ich schmeckte, ich roch.

Waren etwa diese Eindrücke unbestimmt, dumpf, matt? Gewiß nicht. Zwar ich stillte den Durst nicht mit Vergleichung; ich genoß ausschließend nur das Eine nährende Getränk, die

Muttermilch und wenn mich der Durst wieder unruhig machte, wenn mich der Geruch des sich mir öffnenden Busens versprechend an sich zog, meine Lippen die Brust berührten und ich nun wieder sog, so war das der Beginn meiner Lebens-Gewohnheit, die um so entschiedener, hintreffender, sicherer sich festsetzte, als sie noch die einzige meines Daseyns war.

Ich will jetzt nur von den bezeichneten Sensationen das Schmecken näher nehmen. Sollte der Eigenthümlichkeit des Eindrucks etwas abgehen, weil ich nicht verglich, nicht dachte, nicht reflektirte, nicht mir bewußt wurde, daß Ich, der Säugling, schmeckte? Mit nichten! Ich war ganz nur schmeckend; mein Bewußtseyn ganz versenkt in die Sensation und diese hatte alle Energie, ich möchte sagen: alle Klarheit, die ihr als Eindruck eines von außen in mich aufgenommenen Stoffs auf meinen Gaumen zukommen konnte.

Wir werden auf diese Frage nach dem Bewußtwerden zurückkommen.

Es muß darauf hingewiesen werden, daß in den Sensationen des Kindes sein Seelenleben erwacht und sich thätig erweist und daß wir in ihnen sein künftiges Denken im Keime liegen, aus ihnen sich herausbilden sehen.

Wir können also schon hier nach der fraglichen Zweiheit von Seyn und Empfinden, nach dem Gegenüber von Ding und Ich uns umsehen. Man kann nicht wohl fragen, ob der körperliche Träger des Schmeckbaren der Empfindung des Schmeckens entspreche. Eben so wenig, als man fragen kann, ob in dem, was der Säugling riecht, was er durch Berührung mit den Lippen empfindet, Wahrheit sey. Diese Sensationen sind absolut nur sie selbst, sind an sich, was sie sind, ohne Beziehung auf ein Außer-ihnen, ohne Relativität. Ebenso auch das Gefühl der Wärme, die von der Mutterbrust auf den Säugling übergeht. Es ist eine Fühlung vom Strom des Lebens, ein Natur-Akt, der eben nichts, als er selbst ist. Dasselbe gilt von dem

Gefühl des Hungers und andern gastrischen Empfindungen, die den Säugling unruhig machen; es gilt auch von dem Wohlbehagen, welches die Regungen und Bewegungen seiner Gliedmaßen begleitet.

Auf dieser Stufe des Daseyns ist jede Empfindung naturwahr, ein Ausgreifen des unausweichlichen Bedürfnisses nach seiner Befriedigung.

Erst wenn wir vorwärts blicken in eine etwas spätere Lebens-Epoche, wo die Eindrücke sich vermannichfaltigen, wo, — um zunächst bei der Sensation des Schmeckens zu verweilen, — die Seele unterscheidet, vergleicht, treten Relativitäten ein, welche an den Dualismus von Seyn und Denken mahnen.

Das Kind unterscheidet täglich mehr Schmeckbares nach dessen Eigenthümlichkeit. Es erinnert sich beim Anblick der Speisen und Getränke ihres specifiken Geschmacks; es wählt; ja es ist oft auf eine uns lästige Art wählerisch. Aber es täuscht sich nicht selten; der Erfolg widerspricht seiner Einbildung.

Im Verlaufe der Erfahrung zeigt sich, daß dieselbe Frucht von verschiedener Güte ist, daß sie in manchem Jahr süßer, geistreicher wächst, als in andern; daß der Gaumen verschiedene Stimmungen hat, an sich, namentlich auch krankhafte, und dann, daß die Folge der genossenen Speisen ihren Geschmack bestimmt. Mit den Jahren merkt der Mensch, daß ihm viele Speisen nicht mehr so eigenthümlich schmecken, als in den Kinderjahren, daß er manches einst als widrig Abgelehnte nun genießen kann, und dieß öfter, als das Umgekehrte.

So tritt nun immer mehr und mannichfaltigeres äußeres Wesenhaftes seinem ausgebildeten Geschmacks-Sinn gegenüber. Eine Vielheit des Seyns tritt in Bezug mit seiner Geschmacks-Empfindung.

Dasselbe gilt von dem Sinn-Verwandten des Geschmacks, dem G e r u ch, den das Volk darum oft mit dieser Benennung belegt.

Bei Beiden kann schon die noch nicht denkgeübte Seele an den Gegensatz von Empfinden und Seyn, an die Subjektivität der Sensation geführt werden, wenn namentlich die beiden Sinne, was meist zugleich geschieht, krankhaft umhüllt und stumpf werden, wo dann statt des Schmeckens ein bloß mechanisches Fühlen der zu sich genommenen Speisen und Getränke, der Geruch aber gar nicht empfunden wird, oder wenn bei bloß gelegten, dazu mißstimmten Geschmacks-Nerven jene einen bei weitem schärfern, aber widrigen Geschmack zeigen, oder endlich, wenn ihm ohne Speisegenuß ein eigenthümlicher Geschmack aufstößt.

Hinwieder lebt die kindliche Seele so gegenständlich, daß sie die wohlriechende Rose in die Nase schiebt, wie den Apfel in den Mund, daß sie den Stoß an einen Stein und den Schmerz als von diesem ausgehend wähnt, darum ihn schlägt, ebenso den der Ruthenstreiche für einen schmerzbringenden Ausfluß der Ruthe hält. Das Natürliche ist dem Kinde noch aus Einem Fluß und Guß.

Bei dem Tasten und aller übrigen Berührung ist ihm die Wärme und Kälte ein Ausströmen derselben aus dem Gegenstand und das Gefühl der Oberfläche, des Harten, Weichen, Rauhen, Sanften, Glatten haftet an dem berührten Körper. Doch dieß nimmt auch der kindliche Erwachsene nicht anders hin.

Die Sensationen des Gehörs werden noch entschiedener alle gegenständlich empfunden. Die Glocke tönt, die Trommel lärmt, die Trompete schmettert, an sich, außer dem Ohr.

Die spielende Wahrnehmung der wechselnden Schallstärke bei wiederholtem Decken der Ohren mit der Hand weckt wohl am frühesten die Reflexion auf die Sensation als solche, so wie das Ohrenklingen und Sausen an eine Selbstthätigkeit dieses Sinnes mahnen.

Das Sehen ist vollends der gegenständlichste Sinn. Während die Affektionen des Leibes, die innerlichen Sensationen

der Eingeweide, der Gliedmaßen ꝛc. keinen sichtbaren, vorstellbaren Träger haben, die Empfindungen von äußerlichem und und innerlichem Wohl und Schmerz: Kitzel, Jucken, Zahn- und Kopfweh, Niesen, Husten, bei Ausleerungen ꝛc. obwohl örtlich, doch unbestimmbare Eigenschaften der afficirten Theile des Körpers sind, während Speisen und Getränke durch den Genuß aufgelöst, und gleichsam zernichtet werden, die Gerüche einen Ausfluß, ein Ueberströmen auf uns offenbaren, starkes Getön uns erschüttert, erbeben macht, stehen uns die sichtbaren Gegenstände in ihrer ruhenden oder bewegten Selbstheit gegenüber.

Auch der Denkfähige wird sich, während er in den erwähnten Sensationen als Eindrücken der Gegenstände auf sein Ich einen Bezug derselben auf sich anerkennt, eines solchen von den sichtbaren Dingen am seltensten bewußt. Sie sind außer ihm da, sind schaubar; aber selbst das Schließen der Augen, die Nacht, sogar die Begegnung mit einem Blinden gemahnen ihn nicht in jedem Falle, daß die Gegenstände ihr Bild zu seinem Auge senden, daß er diesen Ausfluß eben so empfindet, wie er einen Apfel schmeckt, eine Rose riecht, eine Glocke hört.

Ja es könnte sogar dem Naturphilosophen, dem Physiologen und Metaphysiker begegnen, daß er den Mond gerade so anschaute, wie oben vom Kindersinne gesagt ist, dessen Anschauung nichts Anderes enthält, als: Da oben ist der Mond!

Die Kindesseele lebt sich in die Gegenständlichkeit hinein und lernt die Objekte in ihrer Abgeschlossenheit von einander kennen. Die Wiederholung der Eindrücke läßt sie die Zufälligkeiten der Form, der Bewegungen, des Farbenwechsels von dem Bestand ihres Trägers unterscheiden. Die Mutter, ob so oder so sich darstellend, geberdend, gekleidet, ist dem Kind stets die Mutter.

Es wird dann mit N ä h e und F e r n e vertraut; es greift aus, zieht an sich, verlangt nach Thür und Fenster, unter-

scheidet die Räumlichkeiten der Zimmer, des Hauses, der Straße, der freien Natur.

Es lernt Substanzen und deren Eigenschaften kennen. Der Apfel, den es fern, dann nahe sieht, wird von ihm umtastet; er ist glatt, kühl, er riecht aromatisch, er schmeckt gewürzig. Der Vogel ist bunt, er fliegt, er hüpft im Käfig auf und nieder, er frißt, er pfeift.

Immer weiter erstreckt sich die Ausdehnung der ihm bekannten Welt; immer weiter hinaus strebt es; immer ferner her kommen ihm Eindrücke, auf die es fragend, ahnend, verlangend seine Aufmerksamkeit richtet.

Die Erziehung übt es in solchen Wahrnehmungen; sie hält ihm Gegenstände vor, die mehrere Sinne zugleich oder in unmittelbarer Folge berühren.

So entsteht und wächst in ihm auch das Gefühl der Zeit. Zuerst der kurzen, von der Unruhe des nächsten Bedürfnisses bis zu seiner Befriedigung, dann einer längern, durch die Folge seiner Tages-Zustände, seiner Genüsse und Zerstreuungen, durch den Wechsel der diätetischen Behandlung, des Umgangs mit seinen Pflegern, des Wachens und Schlafens, durch die Wiederkehr der Tages-Ordnung

Die Wahrnehmungen des Kindes in der gegenständlichen Welt des Räumlichen und Zeitlichen, der Wesenheiten und Eigenschaften des Außer- und Nach-einander sind eine unbewußt-lebendige Combinations- und Wahrscheinlichkeits-Rechnung, wobei die erhaltenen spezifiken Eindrücke auf die verschiedenen Sinne die Faktoren bilden. Es ist eine verhüllte Algebra der Seele, welche durch einen Fortschritt in Gleichungen das x zu einer bekannten Zahl macht.

Daher finden wir unter zwei Kindern von gleicher Empfänglichkeit immer dasjenige schneller und besser in der gegenständlichen Welt räumlich und zeitlich orientirt, welchem man die meisten und wirksamsten spezifiken Eindrücke in der öftesten

Wiederholung zur Vergleichung und in den wechselndsten Verbindungen vorgeführt, dessen thätige Reaktion man am häufigsten zum lebendigen Verkehr mit den Gegenständen erweckt hat.

Es liegt im Begriff jedes Daseyns, daß es die Möglichkeiten seines Wesens auch wirklich darstelle. Der Mensch ist in dem Maße Mensch, als er menschliches Vermögen besitzt, übt, geltend macht.

Näher können wir die natürliche Bestimmung des Menschen darein setzen, daß er die Welt außer sich von seinem organischen Selbst hinauswärts in und durch sie hin kennen lerne, das ihm Genüsse sich aneigne, mit seinen Kräften auf sie zurückwirke, daß er hinwieder auch seines eigenen Wesens von dessen äußerem Erscheinen hineinwärts bis an sein geistiges Leben und dessen Thätigkeiten sich bewußt werde.

Schulbegriffe: Substanz, Accidenz.

Wir sprachen bisher der Gewohnheit der Schule nach von der Welt, von der Natur, von dem Mannichfaltigen, von den Dingen außer uns. Dieses Anders und Anders soll nun aber doch näher bestimmt werden. Substanzen und Accidenzen ist ein allgemeiner Ausdruck der Schule. Es ist aber gerathen, solche abgezogene Benennungen möglichst zu meiden oder sie ins Lebendige zu übersetzen.

Ins Allgemeine schauend, es um-, über- und durchblickend, fühlen wir uns bald im Stand, Absonderungen, Eintheilungen zu machen. Wir nehmen wahr feste Gegenstände, starre und bewegungsfähige, sich selbst ganz oder gegliedert bewegende, fließende, flüssige, wallende, formwandelnde, farbige, farbewandelnde, nach allen Raum-Beziehungen gestaltete, allverbreitete, sichtbare, fühlbare, hörbare, riech- und schmeckbare ꝛc.

Die Unterscheidung von Substanzen und ihren Accidenzen erweist sich unzulänglich. Wir haben es mit dem mannichfaltigsten, wechselndsten Naturleben zu thun. Der Gegenstand

läßt sich nicht von seinen Eigenschaften trennen; er wird meist eben und durch diese wahrnehmbar, er geht auf in ihnen. Es wäre des Standes unserer Naturkunde wenig angemessen, wenn sie zuerst die Substanzen, dann deren Accidenzen abhandeln wollte. Das mag in einem dumpfen Hörsaale noch gelehrt klingen; im freien, offenen Weben und Wehen der Natur wird man sich dadurch beengt fühlen.

Eher werden wir uns zurecht finden, wenn wir das Feste vom Fließenden, das Zusammengefaßte, Abgeschlossene (Consolidirte) vom Verbreiteten, Elementarisch-Einfachern, Durchschwebenden unterscheiden, wenn wir die Stoffkräfte hier als gebunden, in sich gespannt, dort als frei waltend, übergehend betrachten.

Was ist Individuum?

Zunächst, weil die Absonderung des an sich schon in Besonderung, Geschlossenheit Wahrgenommenen von dem Wandelbar-Fließenden sich als bequem empfiehlt, möchte die Beantwortung der Frage: Was ist ein Individuum? fruchtbar seyn und das Verständniß der Natur eröffnen helfen.

Wir sehen, daß die Natur Ganzheiten, ungetheilte Gegenstände hervorbringt. Wir nehmen eine Mehrzahl, ja eine Unzahl ähnlicher Formen wahr. Wir kennen sie als Pflanzen und Thiere. Wir zählen in dieser Richtung unserer Blicke den Menschen noch dazu. Es sind Gebilde, in ihrem Bau wieder regelmäßige Bildungen ein- und umschließend. Wir sehen sie durch Befruchtung, Zeugung entstehend, aufwachsend, sich ausgestaltend und dann derselben schaffenden Fähigkeit theilhaftig werdend.

Hier gehen wir nicht irre und freuen uns, einen so leicht und faßlich ordnenden Begriff erhalten zu haben. Aber es sind uns darum nicht alle Zweifel geschenkt. Wie jedes Gleichniß hinkt, nämlich da, wo es aufhört zu passen, so laufen auch alle Vergleichungen ins Unbestimmte, ins Unendliche aus.

Wir nennen eine bestimmte Pflanze, einen bestimmten Baum Individuen. Aber nun, — sind ihre Blumen, ihre Früchte auch Individuen zu nennen? Wir dürfen sie so nennen, weil sie sich von der Pflanze, vom Baum trennen lassen, selbst trennen und eine schöne, eine genießbare Selbstheit bilden. Die Blätter heißen wir nicht leicht Individuen; Aeste, Zweige, Wurzeln nie, die letztern stellen sich dann als Zwiebeln, Rüben, Knollen 2c. dar.

Bei den Thieren haben Augen, Ohren, Nasen, Brüste für uns eine Art Individualität, ebenso von den Eingeweiden, namentlich nach der Lostrennung Herz, Lunge, Leber, Nieren 2c.

Die Zoophyten sind in Einheit verbundene Thiere, darum den Pflanzen ähnlich, als Verzweigung von Individualitäten.

Die Werke der Menschen von den größten Bauwerken: Städten, Dörfern, mit Kirchen, Palästen, Befestigungen, Brücken, bis zu den kleinsten Machwerken der Industrie gelten uns je in ihrer Ganzheit als Individuen.

Auch jedes abgerundete Kunstwerk ist uns ein solches. Bei der darstellenden Kunst, bei der Poesie und Redekunst nennen wir die ostensibeln Exemplare der Typographie so. Geistig genommen wären die Ilias, Hamlet, Wilhelm Meister, die Zauberflöte 2c. Individuen. Es sind abgerundete, abgeschlossene, eigenthümlichste Lebendigkeiten. Wir bezeichnen jedoch nur die einzelnen Exemplare der Ausgabe, der Partitur so.

Beim geselligen Menschen nennt man zuweilen Sozietäten, Genossenschaften, Orden, Gemeinden, Confessionen 2c. moralische, d. h. rechtliche, symbolische oder Begriffs-Personen; man spricht von Völker-Individuen, und allerdings wohnt in solchen Versammlungen ein Lebens-Prinzip, eine Seele, ein Geist der Einheit, von denen sie, wie ein Menschen-Individuum von den seinigen, durchdrungen werden.

Gehen wir auf die Erscheinungen der Erde zurück, so wird man nicht sowohl bei den spezifisch verschiedenen Formationen

des Erdkörpers, als vielmehr bei den regelmäßigen, ins Unendliche des Getheils gleichförmigen Bildungen der Erden, Salze und Metalle, den Crystallen, sich fragen, ob man sie Individuen nennen wolle.

Auch einige Luft-Erscheinungen, in ähnlicher, gemessener Form wiederkehrend, z. B. Regenbogen, Höfe, Nebensonnen, Nordlichter, Sternschnuppen, Feuerkugeln, Irrlichter, Fata morgana ꝛc., kann man unter der Form des Individuellen denken.

Einzelne Berge, mehr als ganze Gebirge, tragen zuweilen einen individuellen Charakter an sich, z. B. die Jungfrau, der Montblanc, der Chimborasso, der Vesuv und Aetna ꝛc. Ja ganze Provinzen und Länder hat die Natur nicht selten mit einer solchen stehenden Form ausgeprägt. Flüsse, Bäche, Wasserfälle, Gletscher, Thäler, romantische Partieen ꝛc. stellen sich wegen ihres spezifischen Charakters unserer Imagination in einer Art Personifikation dar, die sich darum auch die gemüthliche Belebungsweise des allemannischen Dichters wohl gefallen läßt.

Unser Gesichtskreis erweitert sich, die Weltkörper sind uns Individuen, ohne daß wir sie, wie die Griechen, mythisch personifiziren oder, wie ein neuerer Naturforscher, zu lebenden Geschöpfen machen.

Der Astronom erkühnt sich des Grenzenlosen. Er faßt die ganze Milchstraße in eine Einheit von Sonnen-Systemen zusammen, und stellt sie andern Milchstraßen, Nebelstern-Massen ꝛc. gegenüber. Er individualisirt sie.

Das können wir ihm lassen. Er gleicht dem Welt-Bankier, der seine Millionen mit keiner stärkern Gemüths-Erhebung überzählt, als der Bürger seine Thaler, der Bettler seine Pfennige, oder dem Welt-Eroberer, der mit Heeresmassen wie mit Ziffern rechnet. Wir wollen uns diese Induktion nicht reuen lassen. Sie übte uns im Vergleichen, im Zusammenfassen und Trennen; sie beleuchtete die Begriff-Bildung und sprachliche Bezeich-

nung und kann uns an sich als Stoff und durch ihre Form als Beispiel noch dienlich seyn.

Die Unterscheidungen von Individuen und Nicht=Individuen führt uns aber ungesucht weiter. Die Um= und Ueberschau läßt uns wahrnehmen, daß dieselben sich ähnlichen Bildungen wiederkehren, daß dieselbe Gestaltung in Mehrzahl, ja unzählige Mal ausgeprägt ist. Zuweilen bleibt sich der Typus so gleich, daß wir die Individuen nicht von einander zu unterscheiden vermögen. Hinwieder finden wir bei großer Aehnlichkeit der Formen doch zuweilen Unterschiede in den Theilen oder Eigenschaften. Zeigen sich diese nicht bloß als Spiel und Willkühr der bildenden Natur, z. B. in der Farbe ꝛc., sondern als ein stehender Charakter, so erhalten wir bei der in der Haupt-Gestaltung gleichartigen Menge, die wir Gattung nennen wollen, eine Unter=Eintheilung, eine Abtheilung in Arten.

Je weiter unsere Einsicht in die Natur=Erscheinungen geht, je geübter wir in der Formen=Unterscheidung werden, desto weiter können wir in gewissen Bezirken der Natur diese Unter-Abtheilung fortsetzen, so daß wir für diese Stufenleiter noch mehr Bezeichnungen: Klasse, Geschlecht, Ordnung ꝛc. zu Hülfe nehmen müssen.

Wir überlassen das Nähere den besondern Naturkunden, den Scienzen.

Unsere Wahrheits=Forschung führt uns jetzt weiter.

Wir nehmen wahr, daß die Individuen, von denen uns die Pflanzen und Thiere besonders interessiren, aufkeimen, wachsen, sich ausbilden, durch Nahrung ihre Vollkommenheit erlangen, sich vermehren, im Leben gewisse Stoffe ausstoßen, nach ihrem Absterben aber aufgelöst, zersetzt werden und ihre Bestandtheile an die nicht=individualisirte Natur zurückgeben.

Jedes Individuum hat sein Leben, seinen Lebenslauf, seine Bewegung, Geberdung, seinen Verkehr mit der Natur, mit den ihm gemäßen Naturen; es zieht an, stoßt ab; es ist freundlich,

feindlich; das Lebende ist in Wechselwirkung zunächst mit Individuen seiner Gattung; wie es als Junges in Familie gelebt, so behält es die Gewohnheit des Beisammenseyns bei.

Der denkende Mensch.

Der Mensch ist sich selbst aber das Central-Individuum seines Lebens- und Wahrnehmungs-Kreises. Von seinem Selbst gehen alle Regungen, Bewegungen, Anziehungen, Ablehnungen, alle Empfindungen, Wahrnehmungen, Vergleichungen, Verbindungen und Trennungen 2c. aus. Durch sein Wohl- und Mißbehagen lernt er die äußern Erreger desselben kennen. Er setzt sich fest, lagert sich, umbaut sich, schafft sich Zuflüsse, erwirbt, besitzt, schützt und vertheidigt sein Eigenthum.

In diesem Lebens-Geschäft macht er sich's handsam, bequem, wohnlich. Eine unablässige Aufmerksamkeit lehrt ihn aber auch Leben und Wesen der ihn umgebenden Welt kennen. Die Individuen, lebende und leblose, stehen im nahen oder fernen, unmittelbaren oder mittelbaren Bezug zu ihm.

So beobachtet er nun aber auch die allgemeine, freie, ungeformte, feste und fließende Natur als das Element, aus dem ihm alle fördernde oder hemmende Lebenskräfte zuströmen. Er nimmt das periodische oder zufällige Regen und Bewegen, Auf- und Niedersteigen, Hin- und Herschweben, Wachsen und Abnehmen der Substanzen wahr, ebenso den unendlichen Wechsel derselben in Ausdehnung, Gestaltung, Farbe, Dichtigkeit 2c. und zahlreiche Wiederholungen der Erscheinungen gestatten ihm auch in diesem Reiche der Wandlung Verwandtes nach Gattungen zu ordnen, räumliche und zeitliche Gesetzmäßigkeiten zu erkennen. —

Wenn ich mich in dem bisherigen Umblick bemühte, die Sphäre menschlicher Wahrnehmung und Erkenntniß in Worten darzustellen, so war es mir um keine systematisch genaue und

vollständige Aufzählung oder Aufstellung ihres ganzen irgend vorfindlichen oder möglichen Inhalts zu thun.

Ich rede, indem ich laut denke, jedenfalls zu Ebenbürtigen, Vollbürtigen. Ich rede von einer Sphäre, die jedem irgend Fassungsfähigen ein bekannter Bezirk ist. Einem Solchen genügen An= und Hindeutungen; er vermag diese zu der nöthigen Totalität zu ergänzen. Er weiß mir vielleicht Dank, daß ich in einem Wissenskreise, wo man sich sonst wohl mit leeren Abstraktionen, sublimen Contemplationen und einer abstrusen Scholastik abquälte und dumpf spekulirte, wo möglich im Concreten hielt, und zeigte, daß es sich um Orientirung in dem lebendigen Reiche des Daseyns und nicht um einen Flug in den Dunstkreis inhaltloser Denkblasen handle.

Ging ich einerseits der abgegriffenen Schul=Terminologie aus dem Wege, damit nicht der Geist durch sie sogleich wieder in eine längst leergedroschene, hohle Denkweise gezogen werde, sondern sich seine Gedanken aus frischem Stoff auch frisch bilde, so strengte ich mich andererseits auch nicht an, das Verständliche vornehm unverständlich zu machen und das allgemeine Sprachmittel durch Wenden und Drehen zu verrenken.

Das Denken ist schwer, und die Neigung dazu selten genug; es braucht nicht noch abschreckend, beschwerlich und peinlich gemacht zu werden. Die höhere, wissenschaftliche Bildung ist durch sich selbst so aristokratisch isolirt, daß der Zudrang des gemeinen Sinnes durch keine künstlichen Mittel, keine geheimen Zeichen abgewehrt zu werden braucht.

Ja ich ahne schon, daß die Zahl Derer, welche mir auf diesem möglichst bequem, gangbar und einladend gemachten Wege der Untersuchung folgen werden, wohl nur klein und leicht überzählbar seyn mag. Auch kann der Dilettant, der in einfach weltmännischem Costüm auftritt, nie von dem nach Wahrheit dürstenden Publikum das entgegenkommende Vertrauen

erwarten, das der mit dem Gilde=Mantel ehrwürdig geschmückte Meister des Fachs erweckt.

Hier glaubt der Weisheits=Jünger nicht fehl zu gehen, wenn er der öffentlichen Sanktion huldigt. Die Erfolge seines Studiums sind ihm durch staatliche Assekuranz garantirt.

Richtung der Wahrnehmungsgabe. Fixirung der Eindrücke.

Wir müssen nun noch einmal und vielleicht nicht zum Letztenmal zu den Uranfängen zurückgehen, ja wir wollen es uns zum Verdienst anschreiben, daß wir das thun, was die Schule wahrscheinlich aus vornehmer Scheu vor der Empirie und der Trivialität der Erfahrung unterlassen hat.

Wir haben uns mit Eindrücken, mit Sensationen beschäftigt, ohne darauf zu merken, daß derselbe Eindruck nach Umständen ein sehr verschiedener seyn kann; daß bei demselben Ausfluß der Natur, demselben Einfluß auf uns, derselben Offenheit und Empfänglichkeit unseres Sinnes im Ganzen der wirkliche Eindruck bald deutlich und bestimmt, bald undeutlich und unbestimmt, bald enge begrenzt, bald ausgedehnt seyn kann.

Der erst erwachende Sinn nimmt Alles unbestimmt, nebligt wahr. Es ist Folge und Ergebniß der Wiederholung und Uebung, daß wir die Gegenstände in ihrer Besonderheit wahrnehmen, festhalten, isolirt anschauen. Dieses Ruhen des Sinnes im Wechsel setzt eine Richtung desselben auf die Objekte, einen Antheil an ihnen, ein Interesse, wahrzunehmen, eine aktive Thätigkeit der Seele in dem Sinne, ein Hinausstreben, einen Entschluß voraus.

Wo die ganze objektive Sphäre ein noch unbekanntes Feld ist, da erndtet der Sinn im Verhältniß zu dessen reicher Ergiebigkeit wenig Frucht der Erkenntniß. Es heißt hier, wie im unendlichen Gebiet der Erfahrung überhaupt und so oft im

Leben: Wer Nichts weiß, der sieht Nichts. Nur an das Bekannte schließt sich und wächst das noch Unbekannte an.

Von zwei Wahrnehmenden von verschiedener Lebens-, Erfahrungs- und Bildungs-Stufe kann der Eine, vor derselben reichen Objektivität stehend, nur ein oberflächliches, unbestimmtes, inhaltarmes Bild in sich aufnehmen, der Andere aber ein solches, worin nicht nur die Hauptmassen an einander sich abheben, sondern auch deren Besonderheiten und mehr oder weniger Einzelnheiten zur Wahrnehmung gelangen.

Wir wollen nur daran erinnern, was ein Kriegskundiger, was hinwieder ein Laie an einem strategisch vortheilhaften Terrain wahrnimmt; mit wie verschiedenen Augen ein reisender Maler und ein einfacher Voyageur die Landschaft betrachtet; was ein der gesellschaftlichen Verhältnisse kundiges Mädchen gegen einen durchfliegenden Fremden von einem Balle zu sagen weiß. Wir finden bei den andern Sinnen das Nämliche. In welche Tiefen der Composition, der Harmonie hört sich ein musikalisch gebildetes Ohr hinein, während dem gewöhnlichen Volksgehör die Musik nur ein tonreicher Fluß der Melodie ist? Mit welchen zartgefühligen Gaumen-Nerven folgt ein küchen-künstlerischer Gourmand den Gängen und Trachten einer wohlbesetzten Tafel und unterscheidet kritisch die verschiedenen Braten, ja die einzelnen Bratenstücke, die Combination der Brühen-Ingredienzien, während ein ganz ungebildeter Sinn sich kaum einer Variation von Fleischspeisen bewußt wird.

Der Geruchs-Sinn wird unter andern bei den Chemikern, der Tast-Sinn bei den Blinden vorzüglich geübt. Es gibt aber Geschäfte, bei welchen die Gabe der Wahrnehmung und Unterscheidung ihre Richtung auf spezifische Arten von Gegenständen nimmt. So z. B. unterscheidet der Wollen-Sortirer eine Feinheit der Haare, wofür wir gar keine Sinnes-Schärfe haben. Der Weinhändler kann zwanzig verschiedene Proben nach der Skale ihres geistigen Gehalts in Reihe stellen.

Auch der Sinn für die unzähligen Affektionen der innern körperlichen Systeme und verschiedenen Organe kann auf's Empfindlichste geschärft werden.

Hieher gehören noch weitere Empfänglichkeiten, von welchen uns Andern der Begriff fehlt, z. B. der Sinn des Wasser-Riechers, des Katzen-Witterers ꝛc., des Metall-Fühlers.

Dieß betrifft eine Seite des Wahrnehmens, welche wir die dynamische nennen könnten. Wir wollen nun auf die atomistische unsern Blick richten und auf Versuche, welche anzustellen die logische und psychologische Schule für der Wissenschaft nicht angemessen erachten möchte, in denen jedoch die Grundlage alles Wahrnehmens zu finden seyn dürfte.

Wenn wir die Augen geöffnet haben, so übersehen wir ein Gesichts-Feld von etwa neunzig Graden des Sehwinkels oder den vierten Theil des jeweiligen Panoramas. Wir überschauen dessen ganzen Inhalt, aber nur obenhin und auch bei dieser oberflächlichen Hin-, Um- und Uebersicht schweift unser Blick mit einer Art Unruhe hin und wieder, auf und nieder.

So erhalten wir den Eindruck der größten Aussicht, die sich uns bei dem letzten Schritt auf einem Berggipfel wie mit einem Zauberschlag aufthut, mit Blitzes-Schnelle und, namentlich wenn sie sich in contrastirenden, faßlichen Massen darstellt, tragen wir nach wenigen Sekunden ein bleibendes Bild von ihr in unserer Seele.

Aber es ist eben nur das mannichfaltige Ganze mit den einander hebenden Gegensätzen, also mit den Hauptmassen, was wir sahen und wovon der Eindruck uns bleibt.

Soll unsere Anschauung der Landschaft entschiedener, deutlicher, eindringlicher werden, so muß das Wahrnehmen auf eine andere Weise geschehen. Wir müssen nach dem oberflächlichen Ueberblick einen Gegenstand festhalten und diesem den ruhigen Blick, die Aufmerksamkeit widmen.

Aber auch hiebei wiederholt sich uns, in einer engern

Sphäre, dasselbe Hin- und Wieder-, Auf- und Niederschauen, dasselbe Herr-werden-wollen über den Gegenstand durch eine Art optischer Induktion, durch eine successive, desultorische Firirung der Theile desselben.

Haben wir im Gesichtskreis zuerst den Wald besonders überschaut, so müssen wir nun den Baum fassen. Aber auch an diesem ist unser Auge, unsere Aufmerksamkeit umschweifend. Wir richten sie auf die Masse eines Astes, sofort eines Zweiges, und, sind wir nahe genug, einer Blätter-Gruppe, ja endlich auf die Form und Farbe eines einzelnen Blattes.

Und bei solchem fortgesetzten, sich immer enger begrenzenden Anschauen nimmt der jeweilige Gegenstand jedesmal unsern ganzen Blick, unsere volle Aufmerksamkeit in Anspruch.

Ein Naturfreund hat wohl schon folgende Erfahrung gemacht, welche einen hieher bezüglichen Versuch in der gemüthlichsten Weise enthält.

Er ruht in einer Abendlandschaft aus. Mit sinkender Sonne wird auch das Bild der Natur ruhiger, voll stillerer Größe; das formen- und farbenreiche Tableau dämmert zu großen Hauptmassen zusammen; es wird in solchem leichter überschaulichen Getheil augenhafter, faßlicher, imaginärer, so zu sagen: sinniger. Nun zeigt sich am dunkeln Saume des Waldberges ein Licht, eine Gluth, das Segment einer Feuer-Scheibe. Der Vollmond steigt herauf; er erscheint auffallend groß; man sollte vielleicht richtiger sagen: in rechter, würdiger Größe, während er sich gegen das Zenith hin in seinem augenblendenden Glanze scheinbar verkleinert.

Nun steht er genau über dem Horizont; die Bäume heben sich dunkel an seiner goldnen Scheibe ab. Ein anmuthiger Anblick! Stünden ein Paar kolossale Statuen zu Seiten eines solchen Stammes, wir würden die bekannte Darstellung des Paradieses auf altdeutschen Bildern vor uns zu haben glauben.

Doch wir heften unsere Aufmerksamkeit auf die Wipfel,

hinter denen die Mondscheibe gravitätisch fortrückt; wir unterscheiden die Aeste, die Zweige, ja mit bewaffneten Augen sogar die auslaufenden Blätter.

Unser bewußtes Schauen beschränkt jetzt seine ganze Thätigkeit und Richtung auf eine Blätter-Gruppe, ja auf die Stellung der einzelnen Blätter, wie es vorher sich zu Auffassung der ganzen Abendlandschaft ausgeweitet hatte.

Wir wollen, da unsere Forschung noch nicht geschlossen ist, statt des Baumblattes das Blatt eines Buches uns vor Augen halten.

Wir überschauen die größte Blatt-Seite ohne Anstrengung; aber, je gleichvertheilter unsere Aufmerksamkeit, je ausgebreiteter unser Blick ist, desto weniger werden wir die Schrift lesen. Wir werden nur obenhin ihre Eigenthümlichkeit, Druck- oder Handschrift, und etwa, welcher Art die Lettern oder Federzüge sind, unterscheiden.

Wollen wir lesen, so müssen wir genauer hinsehen, das Getheil, Zeile, Wort für Wort verfolgen. Im Lesen gewandt werden wir in einem Augenblick eine Zeile überschauen, und doch geschieht dieß auch bei der größten Uebung nur Wort für Wort.

Aber ein sorgfältiger Correktor des Buches liest, d. h. schaut ganz anders an. Er folgt den einzelnen Buchstaben; er bemerkt die kleinsten Setzfehler und Versehen, Verkehrtseyn der einander ähnlichen Lettern, Verschiebung, kleinste Lücken ꝛc. Bemerkt er z. B. an einem einzelnen Buchstaben, daß er aus einer kaum wahrnehmbar andern Schrift-Gattung hereingekommen ist, so gehen wir in der Unterscheidung noch weiter.

Wir betrachten einen Doppelpunkt (:) und finden, daß, wenn wir den einen der Punkte recht scharf anschauen, unsere Aufmerksamkeit sich dem andern ganz entzieht. Wir bemerken seine mehr oder minder vollkommene Rundung; ja, auch in der kleinsten Schrift können wir ein Rechts und Links, ein Oben

und Unten an ihm fixiren, und jedesmal wird sich die Aufmerksamkeit nur dahin erstrecken.

Solche Versuche mit recht festem Bewußtseyn vorgenommen, sind lehrreich und maßgebend, denn das Allgemeine derselben kehrt in unzähligen Fällen wieder.

Das Gehör ist auch besonders fein und geschickt organisirt, seine bewußten Wahrnehmungen auf bestimmte kleine Eindrücke als Theile eines hörbaren Total-Eindrucks zu fixiren.

Ein gewandter Capellmeister kann seine Aufmerksamkeit auf einen einzelnen bestimmten Ton, etwa ein Sechszehntel des Allegro, richten, bei welchem er wegen der Harmonie des Accords oder der Richtigkeit und reinen Intonation des Spielers einen Skrupel hat. Im Moment des Eintreffens wird er diesem Sechszehntel seine ganze Attention widmen und dasselbe kritisch festhalten.

Im gewöhnlichen Leben kommen wir oft in den Fall, unser Gehör bei einem ausgedehnten Getöse, Dröhnen, Lärmen ꝛc. mit Absicht ins Enge zu ziehen und auf Einzelnstes darin zu merken; so beim Tosen einer Volksversammlung, beim Lärmen eines Aufstandes, bei kriegerischen Vorfällen, beim Getön einer unter uns liegenden Stadt.

Aber auch der einzelne Klang, z. B. einer Glocke hat eine Tonfülle und Breite, an welcher das Ohr verschiedene Eigenschaften isolirend wahrnehmen kann. Was wir schmettern, kreischen, krächzen, schrillen, schreien, schneiden, pfeifen, flinsen, sausen ꝛc. nennen, sind nur massive Eigenschaften, aus dem Rauhen der Ton-Qualität genommen. Für unzählig viele feinere Nüancen hat die Sprache keine Worte. Die Mannichfaltigkeit, die wir noch gut unterscheiden können, geht ins Unendliche.

Was vom Gesichts- und Gehörssinne gilt, das trifft auch beim Tastsinn und den übrigen Sensationen zu.

Die tastenden Finger, auch die Lippen, in gewisser

Beziehung noch feinfühlender als jene, unterscheiden an einer glatten Fläche die kleinste Erhöhung, z. B. eines Sandkorns. Denke man sich aber ein Sandstreu-Gemälde, worauf zwei ungemein kleine Quarz-Crystalle neben einander vorkommen, nicht größer, als eine gewöhnliche Druckbuchstaben-Größe, so wird das bewußte Tasten sie nicht nur in ihrer Lage gepaart unterscheiden, sondern auch die Crystall-Form jedes derselben erkennen, die Aufmerksamkeit auf das Eine oder auf das Andere besonders richten, ja sogar sich der Ecken einzeln bewußt werden können.

Auch der Geschmacks-Sinn hat eine gewisse Breite des Eindrucks; zusammengesetzte Speisen gewähren ihm eine Mannichfaltigkeit, welche der Feinschmecker in ihre Bestandtheile imaginativ zurückzerlegen kann. Mitunter richtet er wohl auch seine prüfende Aufmerksamkeit auf den Geschmacks-Beitrag Eines Ingredienzes in Beziehung auf dessen Stärke, Schwäche oder Harmonie zur ganzen Speise. Er isolirt diesen Mit- und Beigeschmack und nimmt sehr feine Unterschiede wahr.

Dasselbe kann, doch in geringerem Grade, beim Geruchs-Sinn eintreten, der meist einfache Eindrücke aufnimmt. Doch finden bei zusammengesetzten Gerüchen, Verbindung von Wohl- und Uebelgeruch isolirende Unterscheidungen in der Wahrnehmung statt.

Auch bei den Affektionen des organischen Innern, bei lokalem Wohlgefühl und Schmerz empfinden wir nicht nur den Totaleindruck, sondern wir vermögen sie zu analysiren und gewisse Merkmale uns zu isoliren. Ein solcher Versuch beim Zahnschmerz z. B. mildert denselben eine Zeit lang; ja wir sind sogar im Stand, das Weh für ein übermäßig gesteigertes Wohl zu nehmen, oder, wenn dieß gar zu geschraubt erscheint, doch die Relativität von Wohl- und Wehthun zu erkennen. —

Während wir aber hier von Unterscheidungen in der Wahrnehmungsgabe gesprochen, könnten wir zu einer Verwechslung

Veranlassung gegeben haben, welche wir beseitigen müssen. Es ist hier von Zusammenziehung, Verengung, Fixirung der Sinne die Rede gewesen, von einer Contraktion im Gegensatz der Expansion, Erweiterung, Ueberschau, durch welche wir die mehrfältigen Total=Eindrücke aufnehmen.

Es trifft sich aber sehr häufig, daß wir bei großer Extension des Sinnes in dem Total=Eindruck doch ein Kleines, das heraustretend diesen gleichsam durchbricht, wahrnehmen, ohne daß wir jenen verlieren.

So bemerken wir in einer Landschaft das kleinste Feuer, oder eine weiße Kuh, in einer Trauer=Versammlung ein buntes Bändchen, an einem Spiegel ein Bläschen. Des Malers Auge fällt alsobald auf den kleinsten Farben=Mißstand. Der Capellmeister hört aus der vollstimmigsten Harmonie des Orchesters den kleinsten Fehlgriff eines Spielers oder eine Dissonanz des Compositeurs heraus.

Das hier Bemerkte hat auch Bezug auf unsere Untersuchung, insofern es die treffliche Einrichtung unsers Wahrnehmungs=Vermögens charakterisirt, genau genommen jedoch nicht dessen spezielle Eigenschaft der Conzentration und Fixirung auf das Unendlich=Kleine, die Elastizität der Aufmerksamkeit und des Bewußtwerdens, sondern die Schnelligkeit unserer Um= und Ueberschau, die Schärfe unseres Sinnes für Harmonie.

Niemand möge es gereuen, solchen Untersuchungen gefolgt zu seyn; eher noch mag man ihr Ergebniß festhalten, um dieses Feld durch Beobachtungen im Leben nur noch mehr zu bebauen und zu befruchten. Denn wenn man, wie wir, die Wahrheit sucht, so kann man das Wahrnehmen nicht fleißig und umfassend genug untersuchen.

Vielleicht ist es der sicherste Weg, der uns zum Wesen des Denkens, des Wissens, ja des Wissens vom Wissen, führt.

Festhalten. Zurückrufen. Vergleichen. Verbinden.

Wir sprachen bisher schon mehrfach vom Vergleichen gleichzeitiger oder auf einander folgender Sensationen, von der Wahrnehmung ihrer Aehnlichkeit oder Unähnlichkeit. Dieß deutet auf ein Außer-, Neben- und Nacheinander der wahrgenommenen Gegenstände.

Nun ist aber jede Sensation nur augenblicklich, und wenn auch dieselbe andauernd, doch stets nur sie selbst im Moment der Gegenwart.

Jene Bezüge setzen aber ein Festhalten des Gewesenen, ein Zusammenhalten des Entlegenen, eine Gleichzeitigkeit mehrerer nicht gleichzeitig gehabten Eindrücke, eine Coexistenz des Successiven voraus, die nicht im Wesen unseres äußern Wahrnehmens, unseres Sensoriums zu liegen scheint, als in welchem nur eine im einzelnen Eindruck selbst waltende Mannichfaltigkeit simultan seyn kann, wo aber eine Mehrheit der Eindrücke immer auch eine entsprechende Zahl der sie bewirkenden Gegenstände voraussetzt.

Gäbe es aber nicht jenes Festhalten und Zusammenhalten der gehabten Eindrücke, gleichsam ein Aufbewahren, Aufsparen der Wahrnehmungen, so würden wir stets nur von Moment zu Moment leben, in einer Reihenfolge der verschiedenartigsten Eindrücke, in einem Vorbeiziehen der disparatesten Sensationen ohne den allergeringsten Bezug zu einander. Unser Daseyn, ohne Zusammenhang, ohne Breite und Tiefe, wäre nichts als eine lebenslange Linie, ähnlich einer Schnur, an welche die Erzeugnisse aller Naturreiche in der willkührlichsten, zufälligsten Folge angefaßt wären.

So ist es aber nicht. Wir wissen, daß es nicht so ist, seyn kann, seyn soll, wissen es ohne besonderes Nachdenken, ohne Anspruch an Weisheit.

Wir streben aber mit sicherer Ahnung einem höhern Ziele

zu. Wir unterscheiden und vergleichen; wir versammeln und unterordnen; wir merken auf Wiederkehr des Aehnlichen; wir suchen Gesetzmäßigkeiten; wir möchten eine Theorie der Erscheinungen uns erwerben.

Der Weg abstrakter Doktrin mag geradezu zum Ziel führen; aber es ist nicht leicht, ihn mit festem Schritt zu verfolgen. Man fühlt oft den Boden unter sich weichen. Auch denkt die Schule zu selten ans Leben.

Weniger methodisch, aber einladender ist das Fortschreiten mit Hinweisungen auf Beispiele und Versuche, wohl auch auf Gleichnisse.

Das Beispiel enthält das Allgemeine, das Gesetz, die Norm, wie sich diese in einem concreten Falle, in lebendiger Verbindung darstellen; es ist deren Anwendung auf wirkliche Faktoren, gleich einer Rechnung in benannten Zahlen, und es ist ohne Zweifel wohl gethan, sich in der Uebertragung abstrakter Begriffe auf das Leben selbst zu üben. Der Denker ahnet selten, wie der Geist des Wissens-Zöglings bei jenen im Blauen schwebt, während er sich durch ein gegebenes Beispiel sogleich orientirt findet und festen Boden gewinnt.

Versuch, Experiment sind geflissentlich, kunstgerecht geschaffene Beispiele, wo die Natur gezwungen wird, das Allgemeine, eine ihrer Gesetzmäßigkeiten möglichst isolirt und von Zufälligkeiten geschieden darzustellen; wo die Theorie in einem praktischen Falle sich bewährt.

Es ist aber nicht zu übersehen, daß viele Natur-Erscheinungen ganz eigenthümlich und in keinem Experiment darstellbar sind, z. B. der Regenbogen, das Nordlicht ꝛc., so daß man sich ihrer Gesetzmäßigkeit nur durch Analogieen, Hypothesen ꝛc. nähern kann, daß die Natur meist ungeheure Apparate zu Darstellung ihrer Phänomene hat, während die Naturkunde auf kleine Laboratorien beschränkt ist. Dennoch überbietet letztere die freie Natur zuweilen durch Darstellung prägnanter

Erscheinungen vermöge künstlicher Apparate, z. B. im Galvanismus und kann jedenfalls ihre Versuche aufs mannichfaltigste und lehrreichste variiren.

Hiebei ist nun immer darum zu thun, daß das Beispiel treffend, passend gewählt, daß der Versuch zweckmäßig angestellt und in seinem Bezug auf das Gesetz richtig verstanden wird.

Das Gleichniß enthält die Uebertragung einer Erscheinung aus einem weitern, höhern Lebenskreis auf einen engern, tiefern, populäreren, sey es nun auf scharfsinnige, oder witzige, oder poetische Weise, damit das Inhalt- und Lehrreiche uns näher gelegt, faßlicher, anmuthig-eindringlicher gemacht werde.

Wir schreiten zunächst unserm Zwecke zu lieb zu einem Versuche.

Gesetzt wir blicken im schon düstern Zimmer gegen sein einziges helles Fenster, und lassen das Auge auf dessen durch den dunkeln Rahmen getrennten durchleuchteten Scheiben ruhen, schließen dann nach einiger Zeit das Auge, so sehen wir das Fenster noch immer. Wenn wir nun auch andere Gegenstände festhalten, so können wir doch das Bild des Fensters wieder zurückrufen. Es wird beim Schließen der Augen weniger lebhaft seyn, als es bei offenen Augen war; es wird immer schwächer werden; aber wir können nicht sagen, wann es ganz verschwinden werde und nicht wieder sich zurückrufen lasse.

Der entschiedenste, aber das Auge angreifende, wohl gar gefährlich verletzende Versuch kann mit dem Sonnenbilde gemacht werden, das, auch nur einen Augenblick betrachtet, in dem offenen weggewendeten Auge und in dem geschlossenen noch lange mit großer Energie fortwirkt.

Weniger bedenklich ist der gleiche Versuch mit dem Bilde des Mondes, das, fest angeschaut, dem geschlossenen Auge nicht verloren geht, sondern noch lange als das gleiche leuchtende Rund mit seinen Flecken Stand hält.

Dasselbe findet bei Lichtern und andern leuchtenden Gegenständen statt. Nur muß bemerkt werden, daß das Sonnenbild sich so ins Auge einbrennt, daß das offene und geschlossene Auge es überall und allseitig hinträgt, daß wir aber Mond, Sterne, Lichter, Fenster, leuchtende Gegenstände mit geschlossenem Auge stets in derselben Umgebung und Verbindung sehen, in welchen sie das offene wahrnahm.

Was nun aber hier von energischen Bildern bemerkt worden, das wird ein aufmerksamer Selbstbeobachter, nur in schwächerem Maße, bei allen möglichen Schaubildern wahrnehmen.

Nicht nur aber findet dieses Fortwirken des Eindrucks bei einzelnen Gegenständen statt, sondern es bleibt stets das Gesammtbild, das ins geöffnete Auge fiel, auch beim geschlossenen schaubar.

Das ist nun eine so alltägliche Erfahrung, daß wir uns deren in ihrer wahren Eigenthümlichkeit gar nicht mehr bewußt werden.

Es ist aber darum zu thun, daß wir uns der Zweiheit eines äußern und innern Sinnes, des Dualismus von sinnlicher Wahrnehmung und Einbildungskraft je eher je lieber entledigen.

Man fixire ein Objekt und schließe dann die Augen und so wechsle man einigemal, und man wird die Gleichartigkeit der beiderlei Sensationen, die Identität der beiden Bilder nicht mehr beanstanden.

Die länger andauernde unmittelbare Einwirkung eines schaubaren Gegenstandes auf unser geöffnetes Auge besitzt eine verhältnißmäßige Kraft des Eindrucks, welche naturgemäß das im geschlossenen Auge fortlebende Bild nicht haben kann.

Ueber den Sinn des Auges, seine Sehkraft, die Fortwirkung der Bilder, die Empfindung der Farben 2c. sind die scharfsinnigsten Untersuchungen angestellt worden, welche den

Scienzen der Physiologie und Optik, auch wohl der Psychologie, Pathologie ꝛc. angehören.

Wir begnügen uns damit, auf die Einheit und Continuität der Sensation, das gleichartige Fortleben der Bilder aufmerksam gemacht zu haben, so daß genau genommen die Schließung der Augenlieder nicht etwa einen undurchdringlichen Vorhang zwischen der äußern und innern Welt zieht, sondern daß letztere eben nichts Anderes ist, als die ohne fortgesetztes Einströmen der ersteren fortlebende Schaubarkeit derselben.

Wir sind der Ansicht, daß mit der imaginären Theilung der geistigen Vermögen des Menschen, deren Verzweigung und Abgrenzung von alten Philosophen-Zeiten her viel Verwirrung und unnöthige Schwierigkeit in die Untersuchung der Natur des Geistes, des Wahrnehmens, des Denkens gekommen ist und daß mit der naturgemäßen Vereinfachung der Beobachtungs-Ergebnisse Erhebliches für die klarere Einsicht in dieses interessante Gebiet gewonnen werden kann.

Auch der Eindruck auf das Gehör lebt fort, wenn auch das Ohr ganz verschlossen wird, oder der Klang des tönenden Gegenstandes aufhört. Zuweilen sind wir im Zweifel, ob wir ihn noch wirklich als den äußern vernehmen, oder ob es nur jenes Forttönen ist, was wir empfinden.

Beim Tastsinn werden die Nerven nicht in dem Grad erregt, daß eine merkliche innere Fortwirkung empfunden werden könnte.

Beim Geruch und Geschmack hat die Sensation in den beiden Organen selbst eine über den unmittelbaren und vom Gegenstand ausgehenden Einfluß hinaus sich erstreckende Dauer.

Bei den übrigen Sensationen des Organismus kommt der vermeintliche Gegensatz von äußerm und innerm Sinn nicht zur Sprache, weil sie selbst schon alle innerlich wahrgenommen werden. Auf gewisse Täuschungen werden wir bald zu sprechen kommen.

Die Erscheinungen und Bewegungen des Lebens strömen auf uns ein, sie erregen uns, sie werden, als unserm empfindenden Wesen gemäß, ein Theil von uns; unser Sensorium nimmt sie auf, hält sie fest, sammelt sie; sie beleben sich, nachdem sie von nachrückenden Eindrücken jeweiliger Gegenwart gedeckt, latent gemacht werden, bei bestimmten Veranlassungen ungerufen oder von unserer Willkühr erweckt, wieder, sie sind die äußere Welt, in uns aufgespart als eine innere Welt.

Insofern aber unser Organismus unserm Bewußtseyn selbst gegenübertritt, objektiv wird, muß er auch zur äußern Natur gerechnet werden von den äußersten Gliederungen, von den innern Lebens-Systemen bis heran an die Sinnen-Organe, die Träger und Leiter der Sensationen; ja diese selbst gehören noch mit dazu, insofern sie ja auch für uns durch Zergliederung anderer, dem unsrigen gleichen Körper wahrnehmbar sind.

So ist nun durch die Dauer der Eindrücke, durch ihr, wenn auch bedecktes, verhülltes, latentes Fortleben in uns die Vergangenheit an die Gegenwart geknüpft. Wir erinnern uns, Schaubares schon früher gesehen zu haben; so Hörbares ꝛc. Die Veranlassungen solcher Rückerinnerung sind aber mancherlei, und nicht immer erweckt nur derselbe Gegenstand sein früheres Bild. Die Erinnerung kann auf verschiedene Weise an- und aufgeregt werden. Sensationen der Gegenwart rufen auch zuweilen ganze Situationen der Vergangenheit zurück. So kann uns ein Geruch an die Tage früher Jugend mahnen, ein Ton in unsere Kindheit zurücktönen.

Unsere Existenz, unser ganzes Denken und Empfinden, Thun und Lassen hängt ab von der Dauer der Lebens-Eindrücke; ja sie sind dauernder, als die Organe unseres Leibes, die beständig aufnehmen und abstoßen, sogar als die edelsten, zart und fein gebautesten, von denen die Physiologie wissen will, daß nach einer nicht langen Reihe von Jahren ihr Bestand durch ganz andere Stoffe ersetzt sey.

Das Schönste und Höchste im Leben wird nur möglich durch die bewußte Nachnahme und Hervorrufung des schon Erlebten.

Die Wiederbelebungsfähigkeit der Eindrücke ist bei der Sehkraft am stärksten, dieser zunächst bei dem Gehör; schwächer bei den übrigen Eindrücken. Doch können namentlich Gemüths-Bewegungen durch Zurückrufen der entsprechenden Situationen des Lebens in großer Stärke wiedererwachen. So können wir uns selbst heiter oder düster, freudig oder ängstlich, muthig oder furchtsam, ruhig oder bewegt rc. machen.

Unsere Einbildungskraft, — sie ist eben der Träger unserer inneren Welt, — ist immer geschäftig, Sensationen, ja ganze Situationen, als Complexe derselben, als ein vergangenes Leben uns vorzuführen; unsere Phantasie ist stets thätig, neue Combinationen derselben, als eine geistig vorausgenommene, mögliche Zukunft, zu schaffen.

Erregbare Menschen oder von Affekt oder Wein erregte stellen sich gegnerische Individuen so leibhaft vor, daß sie mit ihnen — man sagt nicht immer richtig: mit sich selbst — reden. Sie reichen in diesem Punkt nahe an die Narren und Irren hin. —

Wir nehmen im Sensorium eine Selbstthätigkeit wahr, die zuweilen, besonders in krankhaften Zuständen oder bei Ueberreizungen durch die Sinne hinausdringt. Dieß ist wieder am stärksten beim Gesichts-Sinn der Fall, und geht zuweilen bis zu einer Selbsttäuschung, die auch die bessere Ueberzeugung nicht ganz zu überwinden vermag.

Im Fieber sehen wir Bilder, meist schauerliche, schreckende. Vom Schlaf erwachend nehmen wir mit offenen Augen ein ganz anderes Schlafzimmer, fremdartig ausgestattet wahr, und Gestalten treten auf und an uns heran, die uns ganz fremd, unheimlich, ja schauerlich sind.

Was auffallen könnte, ist, daß wir sie mit geschlossenen Augen nicht sehen.

In solchen Zuständen hören wir auch zuweilen schreckendes Getön, infernalische Stimmen, denen kein äußerer Gegenstand entspricht.

Bei Geschmäcken, mehr als bei Gerüchen, finden wir, daß sie auch in abnormen Zuständen des Organismus im Geschmacks-Organe selbst entstehen können.

Die Fühlung, die wir von unsern Gliedern haben, während sie bei Hemmung des Blut-Umlaufs aufhört — wenn sie schlafen — wird hinwieder selbst dann noch wahrgenommen, wenn ein Glied durch Amputation vom Körper getrennt worden, wie denn schon vorgekommen, daß Jemand über Schmerzen in seinem abgenommenen Fuß klagte.

Bei unsern Untersuchungen trifft es sich günstig, daß wir den Theilnehmenden an bekannte Sphären des Lebens, an die Erfahrungen, die er täglich und stündlich an seinen eigenen Seelen- und Gemüths-Zuständen machen kann und unzähligemal schon gemacht hat, hinweisen, und daß wir, mit Umgehung weitläufiger Auseinandersetzungen, ihm möglichst verständlich andeuten können, welche Erscheinungen und Bezüge in Frage gestellt sind und in ihrem Verhältniß zum Ganzen unserer Forschung näher bestimmt werden sollen.

Der Traum.

So kennt Jeder das Wesen des Traumes im Allgemeinen. In diesem Zustand zeigt sich das Wiederbelebungs-Vermögen der Seele sehr thätig.

Wir bemerken schon bei einer Mittags-Ruhe ohne Schlaf, wie die imaginative Welt lebhaftere Farben und Töne erhält, als im hellen Wachen. Aber der nächtliche Schlaf, die Ablösung aller Organe und Funktionen der willkührlichen Bewegung, Stille und Finsterniß sind der dunkle Hintergrund, auf welchem

sich die Gestalten und Farben der innern Welt im Verlaufe der Stunden mit wachsender Lebhaftigkeit abheben.

Es ist also nicht gefordert, daß wir den Traum von den Einbildungen des Wachens, der Erregung, Ueberspannung, des Halbwachens 2c. specifisch absondern. Die Beobachtung seiner selbst läßt Jeden den allmählichen Uebergang vom hellsten Wachen bis zum lebhaftesten Traum wahrnehmen.

Man möchte sich aber billig wundern, daß die Träume bei der Befreiung unserer Lebenskraft von allen untergeordneten, animalischen Geschäften und Gewährung der schönsten Muse nicht vernünftiger sind. Meistens ist, was wir sehen, Carrikatur, was wir vernehmen oder selbst sprechen, Unsinn. Selten bringen wir etwas Kluges mit ins Wachen herüber.

Was wir im Traume schauen, so neu und erstaunlich es uns auch dünkt, es sind meist Reminiscenzen aus dem Leben oder aus Kunstwerken, auch wohl Combinationen, durch Lektüre erweckt. Dabei sind die Bilder selbst viel unbestimmter, neblichter, vager, als der gewöhnliche Träumer meint.

Man rufe sich nur die Gestalten des Traumes möglichst genau zurück; man thue dieß sogleich nach dem Erwachen, und man wird sich gestehen müssen, daß man diese lebenden Wesen, diese Paläste und Zauber-Gärten, diese gothischen Kirchen, Statuen, Gemälde, daß man diese romantischen Wildnisse, daß man Meer und Inseln 2c. nur sehr unbestimmt und verblasen wahrnahm.

Ein wiederkehrendes Träumen von den gothischen Kirchen, alten Palästen, Straßen und Plätzen einer ehrwürdigen Stadt, wobei ich mir Nürnberg dachte, dann eines Klosters und seiner Kreuzgänge mit alten Malereien, wurde von mir um seiner Lebendigkeit willen im Wachen möglichst festgehalten und untersucht. Aber keine der mit so enthusiastischem Antheil geschauten architektonischen Massen, keine der Statuen, kein Gemälde hatte einen so specifischen Eindruck auf meine innere Sehkraft gemacht,

daß ich sie mit einiger Bestimmtheit wieder beleben konnte, obgleich das Träumen meinen wärmsten Kunst-Wünschen harmonisch war und ich vom stärksten Verlangen, etwas recht Interessantes zu erschauen, erfüllt war.

So träumte ich einmal mit großer Lebhaftigkeit, ich befinde mich in den Logen des Vatikans. Ich empfand mit Entzücken das unerwartete Glück, hier zu seyn. Ich sah den Cyklus der Raphaelischen Gemälde. Ich glaubte wirklich, Scenen, Gestalten zu sehen. Ich sagte mir: Ja! Darstellungen von solchem Styl, solcher Kunsthöhe sind eines Raphael würdig.

Jedoch, was sah ich denn eigentlich? Eine verschwebende Folge von Bildern; auf dem ersten einen unbestimmten Eindruck von Gestalten, Gruppen, Colorit rc., — dann nichts Klares, Bleibendes weiter.

Hatte ich etwa raphaelesken Styl in mir selbst träumerisch produzirt? Keineswegs! — Ich hatte kurz zuvor ein Kupferwerk von den Logen mit dem natürlichen und nie schweigenden Verlangen, die Original-Werke in meinem Leben einmal leibhaft zu schauen, durchgesehen und nicht einmal an diese Nachahmung reichte mein Traumbild auch nur schattenhaft hin.

Einem bekannten, ich glaube französischen, Tondichter, träumte, er sey in der Hölle und er vernehme eine Symphonie unter der Direktion des Satans von den höllischen Geistern aufgeführt. Er war grausig-entzückt. Die Composition war des Fürsten der Finsterniß, die Aufführung der Verdammten würdig.

Er brachte einen, wie er selbst gesteht, schwachen Nachklang der Höllenmusik ins Wachen herüber, er hielt ihn fest und suchte wenigstens diesen wiederzugeben.

Hätte er wirklich Bestimmtes und Ausführliches innerlich vernommen, er hätte den Eindruck behalten. Er hat ohne Zweifel sich selbst und die Musikfreunde ein wenig mystificirt. Was uns über die Lebhaftigkeit und Deutlichkeit unserer Träume

irre führt, ist das wohl zu Beachtende, daß bei aller Neblichtheit der Sensationen unsere Gemüthsbewegungen im Traum ungemein entschieden, tief, stark, ergreifend sind. Wonne und Schmerz, Hoffnung und Verzweiflung, Aerger, Angst, Kummer ꝛc. empfindet der Träumende in hoher Reinheit und Energie, während die Eindrücke des Schaubaren und Hörbaren, durch welche diese Affekte erregt werden, nur unbestimmt und zerflossen sind.

Wer denkt nicht an die Traum-Aengste vor Verfolgern, Peinigern, Gespenstern, an die Qual gehemmter Flucht vor unheimlichen Wesen, die die Phantasie nicht stellen will, weil sie nicht kann? Unsere Füße sind wie festgewurzelt, und doch erreicht uns das Ungethüm nicht. Der Traum kann es nicht gestalten.

So vermag der Traum auch höchst selten die Empfindungen des Riechens, Schmeckens und Anfühlens entschieden zu erschaffen. Welche Qual macht es uns nicht, wenn wir Hunger und Durst träumen, wenn es zu den Zurüstungen des Gastmahls, der Labung kommt, aber nie zum Genuß, zum Kauen und Schlucken.

In besonders günstigen Fällen wird uns das Glück zu Theil, daß wir, von Liebes-Verlangen erregt, Küsse wechseln oder einen süßen Leib berühren; wo dann des Dichters reinmenschliches Wort durch den Traum erfüllt wird: „Nun versteh' ich den Marmor erst recht.“

Die Affektionen des innern Organismus werden zuweilen mit einiger Lebhaftigkeit geträumt, namentlich gastrische Erregungen. Sämmtlich neigen sie aber viel öfter nach der Seite des Schmerzes, als nach der der Lust hin. Zuweilen ist Jener zum Aufschreien empfindlich, ohne daß eben eine wirkliche körperliche Veranlassung dazu gehört.

Ich habe mir immer angelegen seyn lassen, das Träumen zu beobachten. Die Menschheit hat von jeher alles Luftige und Duftige der Natur und der Seele, Alles, was von

unbegriffener Herkunft, was unberechenbar, unwillkührlich, vieldeutsam ꝛc. erschien, ins Wunderbare gezogen, es für eine Sprache der verhüllten Welt, für Orakelsprüche, für ahnungsvolle Mahnungen gehalten.

Mir war es um die unverhüllte Naturwahrheit zu thun.

Ich habe nie im langen Leben einen Traum von irgend einer besondern Bedeutung gehabt, am wenigsten einen solchen, der auf irgend eine räumliche Ferne oder eine Zukunft divinatorisch hingewiesen hätte.

Dasselbe kann und muß ich auch von den Träumen aller Derjenigen sagen, die mir als Unbefangene und Glaubwürdige nahe stehen.

Ja, wenn ich mich recht besinne, so hat der Traum, wenn er Etwas brachte, was ihm die Erwartungen des wirklichen Lebens, was ihm Hoffnungen oder Besorgnisse hätten souffliren können, die Erfolge gewöhnlich nicht errathen.

Unter zehn Träumen kann ich neun aus flüchtigen, abgebrochenen oder sonst unerschöpften Interessen, Anschauungen, Begegnissen des Tages, meist desselben Tages rückwärts construiren; nur baut er aus diesen oft disparaten und ganz verbindungslosen Materialien sein Gebäude auf eine phantastische, groteske oder burleske, zauberisch schöne oder schaurige Weise auf.

Nicht selten geht der Traum, der mit Chronologie und Geographie willkührlich schaltet, mit Ueberspringung des halben spätern Lebens auf die Jünglings-Jahre zurück, etwa auch auf die Zeit früher Liebe, wo dann die mitgealterte Gattin, die Mutter vieler Kinder, noch als Jungfrau erscheint, oder wo eine ganz andere als Geliebte auftritt.

Immer wird man aber vorübergezogene Tages-Anregungen als Erwecker und Fortleiter solcher Phantasmen auffinden können.

Daß im Traume so oft Hemmungen in den schönsten Momenten eintreten, mag man sich neben der schon berührten Beschränktheit der träumenden Reproduktion in Erzeugung gewisser

Sensationen aus dem Umstand erklären, daß lebhafte Träume selbst Wirkungen einer Hemmung des aufgelösten Zustandes der Ruhe, einer abnormen organischen Thätigkeit des Organismus oder einer physischen Aufregung sind.

Der Traum-Erzähler pflegt, wie die meisten Erzähler, ein Dichter, ein Erdichter, wo nicht gar ein Lügner zu seyn. Zuerst belügt er sich selbst. Wie wenige Menschen sind genaue, gewissenhafte Beobachter, — am wenigsten ihrer selbst? Sie wollen etwas Auffallendes, Bedeutsames, Wunderbares geträumt haben.

Die Träume deuten rückwärts; sie wollen aber prophetisch geträumt haben. Sie haben Alles lebhaft, leibhaft, energisch in Gestalt, Farbe, Bewegung, Aeußerung geschaut und vernommen. Sie haben Alles genossen oder geduldet, was der Traum nicht schenken oder verhängen kann. Der Hörer soll erstaunen.

Mich dünkt aber das weit Interessantere zu seyn, diese willkührlichen, unberechenbar scheinenden Spiele der Einbildungskraft auf eine gewisse Gesetzmäßigkeit und Consequenz zurückzuführen, und ich wundere mich viel mehr über einen Traum, den ich mir gar nicht aus dem Tag erklären kann, als über das Gegentheil.

Man könnte es Anmaßung nennen, wenn ich meine individuellen Erfahrungen mit dem Stempel der Allgemeinheit bezeichne und eine Theorie aufzustellen suche, die nur von einer einzelnen Selbstheit abstrahirt ist.

Dieser Vorwurf träfe aber noch überdieß einen großen Theil gegenwärtiger Untersuchung. Wir können es nun einmal nicht lassen, das, was wir an und in uns im normalen Zustande finden, was ein langes Leben hindurch seine gleiche Gesetzmäßigkeit behält, was mit uns selbst, mit der Natur und der uns bekannten Menschheit dauernd übereinstimmt, auch für reinmenschlich, allgemeingültig, für wahr zu halten.

Uebrigens stehen individuelle Urtheile und Ansichten in Sachen der Wissenschaft, des Geschmacks, der Ethik, der Religion, des öffentlichen und bürgerlichen Lebens nie so isolirt da, als man glauben möchte. Der denkende Mensch ist stets in einem mehr oder minder bewußten Rapport mit Geistesverwandten und ein kleiner Kreis von Verständigen, Einsichtigen ist ein besserer Garant der Wahrheit, als das große Publikum und die imponirende öffentliche Meinung, die der Eigenthümliche zwar nicht geradezu vor den Kopf stoßen soll, die er aber entschieden von sich ablehnen darf.

Wer seine Erfahrungen sorgsam anstellt, treu bewahrt, im Verlaufe des Lebens stets an neuen versucht, sie erweitert, die Ergebnisse gewissenhaft revidirt, controlirt, corrigirt, der darf sich schon trauen.

Ist ein Solcher doch gewöhnlich weit schüchterner, bescheidener, gewissenhafter und gelehriger, als ein Selbstdenker von der Art, die das Leben aus starren, unwandelbaren Begriffen aufbauen und die Wahrheit aus leeren Abstraktionen ableiten wollen, oder als ein Mystiker, der unser Daseyn in die Gebiete des Unheimlichen hinein erweitern möchte. —

Sphäre des Wahrnehmens. Das Leben.

Für die Untersuchung der Natur der Dinge ist es von entschiedenem Gewinn, wenn wir das Mannichfaltige auf einen möglichst kurzen Ausdruck bringen.

Wer im Gebiet der Wahrheit Schranken macht, muß sie stets offen erhalten und nach Umständen auch wieder aufzuheben wissen, so die Abgrenzung von Leib und Seele, Körper und Geist, Seele, Geist und Gemüth, Verstand und Vernunft, Anschauen und Denken, Glauben und Wissen ꝛc.

Dieß sind Gebiete, die scheinbar einen Grundstock und Kern spezifiker Natur und Einheit haben, während sie doch Offenbarungen des allgemeinen Lebens sind, die man nur so

lange für absolute Wesenheiten nehmen kann, als man ihre Relativität, ihr Uebergreifen in einander nicht bemerkt oder bemerken will.

Man hat aus der methodischen Betrachtung dieser Sphären verschiedene Scienzen gebildet und jeder ihren Bereich zugewiesen. Die Schule kennt eine Metaphysik und Logik, eine Kritik der reinen Vernunft, des Verstandes, der Urtheilskraft, der Sinnlichkeit, der Sitten, eine Anthropologie, Psychologie, eine Natur- und Ideal-Philosophie, eine Wissenschaftslehre, eine Phänomenologie des Geistes 2c.

Der Gegenstand von all diesen Erkenntniß-Sphären, ihr gemeinschaftlicher Stoff ist der Mensch, der empfindende, anschauende, denkende, fühlende, thätige, sich selbst bewußte Mensch, der Natur, der Welt, Allem, was nicht Er selbst ist, und dann eben auch Er seinem eigenen Selbst gegenüber.

Wir wollen unserer Untersuchung nicht vorgreifen, aber unsere Blicke in der bisherigen Weise zusammenhalten. Allerdings nicht in vollständiger Durchforschung und Aufzählung aller Lebens-Erscheinungen, aber doch durch An- und Hindeutung auf sie, die jedem Denkenden, Gebildeten, Theilnehmenden vorschweben, die er nach dem Maße seiner Vergegenwärtigungs-Gabe in sich auf- und herbeirufen und an das Gesagte vergleichend halten kann, glauben wir die Grundlinien der Wissenschaft ziehen zu können, welche von ihm in den Scienzen allseitig weitergeführt und unter sich netzartig verbunden, verwoben und stofflich ausgefüllt werden mögen.

Der Mensch ist ein vom Leben genährtes, in ihm erstarktes, gereiftes Kind. Wie lernt er, das Leben sich anzueignen, es zu erkennen, zu handhaben, zu bearbeiten?

Wir sahen, wie das Kind zunächst seine Mutter durch Wiederholung und Verbindung der Sensationen des Geschmacks, Geruchs, Gesichts, Gehörs, Gefühls, der Empfindung der Wärme, der Eindrücke der diätetischen Behandlung 2c. erkennen

lernt. Wie es nun durch solche wiederholte und wechselnde Combinationen seiner Sinnlichkeit das Wesen seiner Mutter oder Säugamme umschließt und sie zum Hauptgegenstand seines Daseyns macht, so lernt es auch die verschiedenen Eigenschaften dieses Objekts kennen.

Die Mutter bewegt sich auf verschiedene Weise, sie nahet, sie entfernt sich, sie spricht in wechselnden Tönen, sie ist verschieden gekleidet, sie behandelt den Säugling auf mannichfaltige Weise. Dennoch ist sie ihm unter allen diesen Wandlungen dieselbe Mutter.

Ganz auf die nämliche Weise umgreift, umschließt die Seele des Kindes nach und nach mehrere Personen, Thiere, leblose Gegenstände seiner nächsten, dann einer immer und täglich weitern Umgebung.

Was aber hier stündlich, minutlich geschieht, das geht bei dem gereiften Menschen in größern Zeit- und Raum-Entfernungen vor.

Wenn wir uns vergegenwärtigen, wie er sich zur Außenwelt verhält, so kommen wir seinem denkenden Wesen, um das es uns doch zu thun ist, näher.

Seine Umgebung ist seine Welt. Er nimmt Substanzen wahr; sie unterscheiden sich, heben sich an oder hinter einander ab, sie bewegen, sie verwandeln sich, oder sie bleiben fest. Am Himmel bewegen sich leuchtende Körper, dann die Massen der Wolken; diese wandeln jeden Augenblick Form und Farbe. Er empfindet Wärme, Kälte, strömende Luft; er nimmt die verschiedenen Modifikationen der Atmosphäre, die Meteore wahr. Er lernt die Erdformen seiner Landschaft, die Wallungen des Bodens, den Lauf der Wasser kennen; ebenso die Vegetation im Großen des Waldes, im Kleinern des Anbaues; er unterscheidet Individuen von Bäumen des Gartens, des Feldes, Buschwerke, Sträucher, deren Früchte ihm lieb sind. Er beobachtet schon von diesem Interesse aus das Säen und Pflanzen, das Keimen,

Wachsen, Gedeihen, Blühen, Fruchtbringen. Er wird mit Wohn= und Wirthschafts=Gebäuden, mit Hausthieren und Geräthschaften, mit Geschäften und Genüssen, mit Arbeit und Erholung, mit Anstrengung und Ruhe, mit Ernst und Spiel vertraut.

Die Gestalten, Eigenschaften, Thätigkeiten der Angehörigen, der Dienenden, der Zuwandelnden ꝛc. sind ihm der nächste, interessanteste Kreis der Wahrnehmung. Er selbst aber ist der Mittelpunkt derselben; er hat sein Verhältniß zu den Nächsten stets zu bemerken, sein Sollen und Wollen, seine Pflichten und Rechte, seine Behandlung und Geltung; und wenn er sein Selbst, seine Ansprüche, seine Kraft und Lage erwiegt, so wird er mit seiner Wahrnehmung auf die Vermögen, Anwandlungen, Anliegen seiner innern Natur, wohl auch seines Gemüths gewiesen.

Somit hätten wir die einfachste, natürlichste Sphäre der Wahrnehmungen, das faßlichste, rein menschliche Panorama des Anschauens und Empfindens, aus welchem wir das menschliche Denken ableiten wollen. Hier ist Grund und Boden der Substanzen mit ihren Accidenzen, der Subjekte mit ihren Prädikaten, der Stoffe und ihrer Formen.

Und wie sich der Umkreis auch ändern, wie sich der Horizont erweitern, wie sich die Zahl und Art der Gegenstände vermehren mag; spezifisch verschieden von dem angenommenen wird die Sphäre in Beziehung auf die Thätigkeiten der menschlichen Seele nicht seyn.

Wie sollen wir aber in dieser so mannichfach belebten Sphäre mit den hergebrachten Schulworten, mit einer bloßen Unterscheidung von Gegenständen und ihren Merkmalen, von Substanzen und Accidenzen ꝛc. zurechtkommen!

Bei den Wolken, bei den meisten Meteoren wandelt sich und zerfließt die Substanz mit ihren Accidenzen. Wärme und

Kälte sind Accidenzen ohne Substanz. Die Pflanzenwelt durchwandelt eine stätige Reihe von Metamorphosen.

Sagen wir uns, statt uns mit wenig passenden logischen Kunstworten zu plagen, lieber, der Mensch nehme in seinem Bereich das Wesen und Leben, den Bestand, die Eigenschaften, die Entwickelungen, die Veränderungen, die Wechselwirkungen der ihn umgebenden Dinge wahr, er lerne sie wahrnehmend mit allen Sinnen, sie bearbeitend, mit ihnen ringend, sie benützend, genießend ꝛc. kennen.

Das sind natürliche Zustände und Thätigkeiten, bei denen man sich etwas Vernünftiges denken kann. So begreift man den regen Antheil des Menschen an der Außenwelt und wie und warum er sie in seine Innerlichkeit, sein Ich aufnimmt, wie sie den Grundstock seiner Erkenntniß bildet.

Bildung von Begriffen, Urtheilen.

Der kindliche Mensch hat Freude am Einzelnen, in seiner Art Einzigen, an Individuen; er umgiebt sich, wenn er kann, mit lauter Lieblings-Dingen. Wie ihm, dem Säuglinge, die Mutter das Liebste war, so erweitert sich seine Neigung auf Lieblinge. Er benennt sie.

Tritt nun aber zum Einen ein Aehnliches hinzu, so wird es mit demselben Namen belegt. Papa, Mama nennt das Kind auch andere Männer und Frauen, ehe ihm letztere Bezeichnung beigebracht und geläufig wird. So mit Hausthieren, Bäumen ꝛc.

Nun treten aber die meisten natürlichen und künstlichen Dinge in Mehrzahl auf. Sie stellen sich nebengeordnet oder zerstreut dem Auge dar, oder, in der Zeitfolge wahrgenommen, der Erinnerung. Der Mensch überschaut, vergleicht sie, versammelt und trennt sie. Ihm entstehen G a t t u n g e n. Was zuerst Eigenname war, wird im Verfolg Gattungsname.

Dieser Prozeß des Vergleichens und Sammelns in Gattungen endet aber nicht, denn mit wachsender Ueberschau und Erfahrung werden der Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten immer mehr. Was z. B. zuerst Baum war, sondert sich in Garten- und Waldbäume; jene werden dann nach ihren Früchten, diese nach ihrer Form unterschieden; es entstehen Arten und Geschlechter. Die Kunde nimmt zuletzt noch Unterschiede wahr, die dem gewöhnlichen Sinn entgehen, z. B. zwischen Tanne und Fichte.

Die Logik setzt die Bildung der Gattungen über die Wahrnehmung der Individuen, und insofern jenes Sammeln einer Mehrheit in eine imaginative Einheit ein Umgreifen, Insichbegreifen ist, bezeichnet sie das Ergebniß mit: Begriff.

Gegen die Natur der Geistes-Thätigkeit aber stellt sie das Urtheilen über die Begriffe, indem sie es aus dem Begegnen, Zusammenstellen von Begriffen hervorgehen läßt.

Der Begriff setzt aber umgekehrt das Urtheil voraus; er entsteht durch das Urtheil. Das Umgreifen, Begreifen einer Vielheit in und zur Einheit beruht auf Beurtheilung, auf Unterscheidung, Vergleichung, Trennung und Sammlung. Die Individuen sind nicht so gleich und ähnlich, daß es keiner Erwägung bedürfte, welche von ihnen in die Gattung einzureihen seyen. Auch berühren sich zuweilen die Formen zweier Gattungen so nahe, daß nur das Urtheil sie aus einander hält, z. B. Baum und Strauch; so wie hinwieder in andern Gattungen die größte Verschiedenheit der Form, Farbe, Größe und sonstiger Eigenschaften herrscht, von welcher nur die Beurtheilung absehen kann, um den Grundcharakter der Gattung festzuhalten, z. B. bei den Hunden.

Jedes Urtheil spricht einen Bezug, ein Verhältniß des Einen zum Andern, des Subjekts zum Subjekt, oder zu einem Prädikat aus. Es enthält eine Zuthat, eine Verbindung, Vermehrung, Entfaltung, Thätigkeitsäußerung oder die Gegentheile derselben.

Es giebt aber beliebte und doch triviale Beispiele von

Urtheilen, die ganz leer und tautologisch sind: der Mensch ist sterblich. Das ist doch nicht lehrreicher als: Der Sterbliche ist sterblich. So ist das Urtheil: Der Baum hat Aeste, inhaltleer, weil wir uns denselben nicht ohne letztere denken können. Dagegen beruht der Begriff der Tanne, wenn wir diese Baumart durch den Begriff des Nadelholzes und der Pyramidalform bestimmen, auf Beurtheilung.

Ja wir werden uns im Verfolg dahin geführt sehen, daß wir schon bei der Anschauung, der Wahrnehmung, so weit sie tiefer geht, als die bloße Sensation, ein Urtheilen annehmen müssen.

Wir wollen vorläufig nur daran erinnern, daß bei der Wahrnehmung der Entwicklung eines Gegenstandes, z. B. einer Pflanze, eines Baumes vom Keimen und Aufsprossen durch das Wachsthum, die Verästung, Verzweigung, den Blätter=, den Blüthentrieb hin bis zum Reifen des Saamens oder der genießbaren Frucht eine Reihenfolge von Urtheilen stattfinde, welche die Thätigkeit der Pflanze, die Entfaltung, Vergrößerung, Ausbildung aussprechen.

Ebenso wird das angeschaute Leben eines Thieres, eines Menschen, des Wahrnehmenden selbst von Urtheilen begleitet.

Wir finden aber noch entschiedener und unverhüllter, als bei Bildung der Gattungen im Geiste, bei Wahrnehmung der *Eigenschaften*, der Merkmale, der Beziehungen das Urtheil eingreifend. Die *Substanzen* sind in sich beharrender, als die *Accidenzen* derselben, die *Subjekte* grundfester, als ihre *Prädikate*. Der *Gegenstand* bleibt, während sich seine *Eigenschaften*, *Thätigkeiten*, *Merkmale* wandeln.

Von den Objekten werden gewöhnlich nur diejenigen verglichen, deren Aehnlichkeit hiezu auffordert; aber Merkmale, Eigenschaften sind oft vielen, ja den an sich sonst verschiedensten gemein. Wer verbindet Vogel und Blume, Wolke und Wallfisch als Substanzen im Urtheil? Aber jene können die Farbe, diese die Gestalt mit einander gemein haben.

Ist nun schon bei der Begriffs-Bildung von Gattungen und Arten der Subjekte, oder, was hier gleichbedeutend ist, der Objekte, der vergleichende, verbindende und trennende Verstand thätig, so ist er es noch mehr beim Um- und Begreifen der Eigenschaften, der Prädikate.

Ohne Zweifel lag es dem Menschen näher, die Mannichfaltigkeit der individuellen, namentlich der organischen Wesen zu ordnen, in Klassen zu bringen, sich von diesen Begriffe zu bilden, als die Aehnlichkeiten der Größe, der Gestalt, der Farbe, der Entfaltungsart, der Bewegung, der Temperatur, der Anfühlung, der Schwere, des Geschmacks und Geruchs, des Tönens ꝛc. zu vergleichen und diese Merkmale auf Gattungs-Begriffe zu bringen.

Die Auffindung des Aehnlichen an so ganz verschiedenen Gegenständen setzt schon eine Gabe der Verallgemeinerung, der Abstraktion voraus. Manche Eigenschaften erkennt wohl schon der natürliche, der kindliche Mensch als mehreren Dingen gemeinsam; aber bei vielen andern ist die vorgeschrittene Kunde noch mit dem Vergleichen, mit der Begriffbildung und Erweiterung beschäftigt.

Der Vogel fliegt, der Stein fliegt, das Laub fliegt, der Pfeil fliegt; aber wie fliegen die Sternschnuppen, die Asteroiden, die Mondsteine, die Wolken, die Winde?

Sauerklee, Sauerampfer, unreifes Obst, Essig, Alaun ꝛc. sind sauer; aber welche andere Stoffe wirken noch als Säuren? Der Magnetstein, der Turmalin, das magnetische Eisen, der geriebene Bernstein, das geriebene Glas und Harz ziehen Körper an; aber wie verhalten sich diese anziehenden Körper zu einander? Welchen Umfang und Inhalt haben wir den Eigenschaften derselben, die wir nach der Entdeckung ihres ersten Erscheinens Magnetismus und Elektrizität nennen, als Begriffen zu geben? Die Beantwortung dieser Fragen wird noch lange schwebend bleiben. Die Eigenschaften der altbekannten Metalle machten

sich dem Menschen bald bemerkbar. Glanz, Schwere, Undurchsichtigkeit, Härte, Sprödigkeit oder Zähheit und Dehnbarkeit, Unauflösbarkeit im Wasser, Unzerlegbarkeit wurden nach der Reihe als charakteristische Merkmale der Metalle auf- und angenommen.

Aber weitere Kunde reihte eine Zahl von Körpern an, die diese Eigenschaften nicht alle oder nicht in höherem Grade besitzen — die Halbmetalle — und in der heutigen Wissenschaft ist mit Erweiterung des Begriffs des Metalls und durch nähere Kunde von den Grundstoffen die Zahl der Metalle um ein Namhaftes vermehrt worden, ohne daß sie darum für geschlossen erachtet werden kann.

Die Gestalt der Wolken ist jedem Menschen, der gewohnt ist, seine Blicke von der Erde gegen den Himmel zu richten, bekannt und geläufig. Der Natursohn, roh oder gebildet, kennt ihren atmosphärischen Charakter, ihre meteorologische Bedeutung; instinktmäßig ist er ein Wetterprophet. Aber einem Howard war es vorbehalten, ihre Bildung auf den einfachsten Ausdruck zu bringen.

Es ist interessant und lehrreich zu bemerken, daß, während einerseits bei der Einstellung der Subjekte, der Individuen in Gattungen, Arten, Geschlechter ꝛc. sich diese Classifikationen mit wachsender Unterscheidung der Individualitäten immer mehr unterabtheilen, im Reiche der unorganischen Bildungen, der wandelbaren, tropfbar fließenden, elastisch flüchtigen Stoffe die fortschreitende Kunde Erscheinungen, die für verschiedenartig, spezifisch galten, unter einerlei Nenner bringt und sonach die Gattungs-Begriffe vereinfacht. — Wer hätte einst bei den Fünkchen einer im Finstern geriebenen Katze, eines zerklopften Zuckers, sogar bei den Funken einer Elektrisir-Maschine an Blitz und Donner gedacht? Diese entlegen scheinenden Wahrnehmungen wurden Eins. Die Elektrizität ward der allgemeine Ausdruck für ein große Zahl disparater Erscheinungen.

Aber auch sie, die Elektrizität, die mit dem Magnetismus und Galvanismus eine Trias der ausgebreitetsten, alldurchdringendsten Naturkräfte bildete, ist bereits mit diesen zu einer höhern Einheit verbunden worden.

Aehnliche Vereinfachungen treten im Fortschreiten der Wissenschaft bei der Kunde der organischen Funktionen der gesunden Körper, eben solche bei den Erscheinungen der Krankheiten ein.

Die Chemie weist nach, daß unter gewissen Umständen eine Art von Stoffen sich in eine ganz andere umsetzt, ja daß manche in allen ihren Eigenschaften und Merkmalen sehr verschiedene Körper aus ganz denselben Grundstoffen und noch überdieß in dem gleichen Mischungs-Verhältniß bestehen.

Der menschliche Geist muß auf den Wegen der Natur gehen.

Diese wird ihrer unerschöpflichen Kraft nur durch Ausprägung einer Unendlichkeit von Bildungen, von Gattungen, Arten, Geschlechtern ꝛc. los. Keine Induktion wird über die Zahl der organischen und unorganischen Formen von Geschöpfen unserer Erde Herr. Sie scheint bei der organischen Schöpfung alle möglichen Combinationen der Lebens-Faktoren, welche die unorganische Struktur unseres Planeten nur immer gestatten wollte, durchlaufen zu haben.

Wir haben aber Grund anzunehmen, daß, in Betracht der uns bekannten Verschiedenheit des Sonnen-Abstandes, der Umlaufs-Zeit, der Rotation, der Dichtigkeit und Schwere, der Form, der Oberfläche der übrigen Planeten und ihrer Trabanten, jeder eine von der der andern durchaus verschiedene, ihm spezifisch eigene Welt von Geschöpf-Formen darstelle.

Wir können weiter gehen und es als hohe Wahrscheinlichkeit aussprechen, daß kein Sonnen-System unserer Milchstraße aus denselben Faktoren construirt sey, wie irgend ein anderes, ja, daß das große Lebens-Thema durch alle Welten-Räume ewig und ins Unendliche anders und anders variirt sey.

Das ist die ewige Synthese der Natur, die allseitig Leben aus Leben schafft, im höhern ihr Bild immer herrlicher abspiegelnd.

Hier gehen aber unserer Fassungskraft Vorstellung und Gedanke, Begriff und Sprache aus.

Wir haben in unserer stätigen Untersuchung einen ungemessen scheinenden Vorausblick gewagt, welcher aber immerhin dazu dienen mag, anzudeuten, welches ungeheure Reich der Gestalten der Bildung der Gattungs-Begriffe aufgethan ist.

Anderntheils sucht die Wissenschaft im Reiche der unorganischen, der elementaren Natur, der Eigenschaften, der Potenzen und Kräfte, der Combinationen des tropfbar und elastisch Flüssigen auf die einfachsten Ausdrücke zu kommen, weil ihr eine geniale Ahnung sagt, daß die schaffende Natur durch die einfachsten Mittel das Größte bewirke.

Das ist die ewige Analyse der Natur, ihr großer Haushalt der Kräfte, wo die ursprünglichen Faktoren in unendlicher Verbindung und Wiederzersetzung, in Wechselwirkung und Potenzirung das unerschöpfliche Mannichfaltige ausgebären.

In Untersuchungen vorliegender Art kann nicht vermieden werden, daß der Geist nicht ein Problem durch immer weitere Kreise hindurchführe, ein gewonnenes Resultat in immer höherm Sinn anwende, daß er vordringe und sich selbst wieder zurückrufe, ja daß diese Ausweitung und Zusammenziehung sich im Verlaufe mehrmals wiederhole.

Wir haben zu zeigen gesucht, welches Gebiet es sey, in welchem der menschliche Geist sein Vermögen zu vergleichen, zu trennen und zu verbinden, zu sammeln, fest zu stellen, über das unendlich Mannichfaltige nach seiner Weise Herr und Meister zu werden, anzuwenden habe.

Wir haben den scholastischen dumpfen Klängen von Substanzen und Accidenzen, Subjekten und Prädikaten, Gegen-

ständen und Merkmalen in den weiten Hallen des Lebens einen sonorern Ton und Nachklang zu verschaffen gesucht.

Wir kehren nun wieder in eine gewisse Enge zurück, jedoch mit dem erweiterten Sinn, welcher jene starren, spekulativ ungeschickten, unbehülflichen, ja irreleitenden Begriffe aus der frühern Logik und Metaphysik in die lebendigen Forschungen und Kunden der Fach-Wissenschaften, aus der todten Abstraktion in die belebte concrete Welt zu übersetzen bemüht ist.

Hier werden die Accidenzen selbst wieder zu Substanzen, mit welchen die geistreichsten, scharfsinnigsten Untersuchungen angestellt werden, welche oft die ganze von der Schule durch eine tausendjährige Annahme sanktionirte Feststellung umstoßen; hier gehen zuweilen die Subjekte in ihren Prädikaten auf und — hätte die Scienz sich nur schon aller Merkmale und Beziehungs-Möglichkeiten ihrer Gegenstände versichert, so wäre sie auch des Begriffs von diesen selbst gewiß. —

Die Sprache.

Wir haben in unserer bisherigen Untersuchung von einem Haupt-Moment, von der Vermittlerin der Sensationen, der Eindrücke und Empfindungen im ganzen Umfange des lebendigen Daseyns, ihrer Verbindung und Steigerung im Denken, in den geistigen Funktionen, welcher Art sie seyn mögen, — von der Sprache — geflissentlich hinweggesehen.

Alle diese Akte können auch wirklich ohne Sprache vor sich gehen; sie gehen vor sich beim gänzlichen Mangel des Sprach-Vermögens und hinwieder auch bei und neben der höchsten Ausbildung der Sprache und Sprach-Gabe. Sie können jenes, z. B. im Zustand der Verwilderung; sie sollen dieses im Zustand der verfeinertsten Cultur in den Funktionen der reinsten Geistesthätigkeit.

Der verwilderte, bloß thierisch brüllende Waldmensch ist ein Denkender. Der Taubstumme, der, taub geboren, nie einen

Sprachlaut vernommen, gehabt sich ganz wie ein anderer Mensch, nur fehlt ihm mit der Sensation des Klanges Alles, was in dessen Gebiet gehört.

Aber die Sprache vermittelt, fördert, steigert, verbreitet das Denken. Da in ihr für alle Sensationen, für alles in diesen empfundene Aeußere und Innere, für alle Gegenstände, Individuen, Gattungen, deren Eigenschaften rc. bestimmte, unterscheidliche Klänge, als ihre Zeichen, Bezeichnungen niedergelegt sind, so ist sie als eine Ansammlung und Niederlage alles Denkbaren anzusehen.

Die Sprache gleicht dem Geld. Wie dieses die wirklichen Werthe repräsentirt, und den Verkehr, den Tausch mit ihnen vermittelt, so vermittelt die Sprache den Verkehr und Austausch der Gedanken. Aber, wie das Geld, als Metall betrachtet, durch seinen edeln, brauchbaren Stoff, durch dessen Gediegenheit, Dehnbarkeit, Cohäsion, Theilbarkeit, Glanz, Klang, Schwere rc. doch selbst einen Werth hat, so auch die Sprache durch ähnliche Eigenschaften, durch ihren Wohlklang, Rhythmus in Poesie und Prosa, ihre Musik, ihre Assonanzen und Reime, ihre Dichtigkeit, in welcher sich die Gedanken concentriren; — (Dichtung ist Eindichtung, Verdichtung) ihre leichte Mittheilbarkeit und feste Dauer.

Man kann Denken und Sprache auch als eine National-Bank betrachten. In ihnen ist das geistige Leben in den Gold- und Silberbarren des Wissens, der Schatz der Wahrheit niedergelegt; diese geistige Schatzkammer ist das solide Fundament des sprachlichen Verkehrs. Die Worte sind Dokumente, Banknoten, welche Ansprüche an jene machen, Wechsel, welche auf sie gezogen werden. Ohne solchen geistigen Hintergrund sind sie leerer Schall, wie einst die Assignaten ohne ein Bank-Fundament bloßes werthloses Papier waren.

Wenn die Sprache ausgeübt, wenn Worte ausgesprochen, ausgetauscht werden, so geschieht es in rechter Art mit dem

Vertrauen und Anspruch, daß sie einen geistigen Gehalt und Werth, ein Denk-Capital repräsentiren. Ohne Dieses sind sie hohler Klang und die hochtönendsten nur Bombast.

Die Sprache hat ihre Anfänge zeitlich und räumlich, wie alles Ursprüngliche, im Unendlichen. Wir können ihre Urquelle nicht nachweisen. Sie ist so alt, als das Menschengeschlecht. Aber wenn auch die verschiedenen Völker wohl auf wenige Racen zurückzuführen sind und diese auf einfachere Abstammung zurückdeuten, so laufen die Linien der Abkunft doch nie auf wenige Stammeltern-Paare oder, sofern wir nicht die heiligen Bücher wörtlich nehmen, auf ein einziges uranfängliches zusammen.

Wir folgen überhaupt bei allen lebenden Creaturen dem Entsprießen aus dem Keime, dem Wachsthum, der Entwicklung, Ausbildung und Vollendung; aber die Genesis des ersten Keimes wird uns stets ein Geheimniß bleiben; ja es könnte demüthigend scheinen, daß unser Geist keine Hülfs-Idee, kein Analogon auffindet, welche auch nur einiges Licht in dieses Dunkel der ursprünglichen Entstehung werfen könnten.

So deuten auch die Sprachen der Nationen, der Völkerstämme auf eine Wenigerzahl gemeinschaftlicher Ableitung, auf Ursprachen zurück. Aber nie wird es wohl gelingen, diese nachzuweisen oder gar auf eine einzige erste Menschen-Sprache zurückzuführen.

Aber auch in ihrem psychologischen Wesen, ihrem Erscheinen als creatürliche Aeußerung hat die Sprache ihre Anfänge im Unendlichen. Bei den lebenden Geschöpfen kann man nämlich Alles Sprache im ausgedehntesten Sinn nennen, was sie mit Willkühr vernehmen lassen, daß es den Wesen ihrer Art oder Lebens-Sphäre Zeichen und Andeutung dessen sey, was in ihnen vorgehe.

In diesem Sinn wären dann unwillkührlich ausbrechende Laute der Lust und des Schmerzes ohne Hinblick und Richtung

auf ein vernehmendes Wesen nur uneigentlich Sprache genannt. Eher noch dürfte man Geberden, Bewegungen, welche diese Richtung haben, z. B. bei spielenden Thieren, in den Begriff der Sprache mit aufnehmen. Werden solche ja doch beim Menschen, z. B. bei Taubstummen und Stummen zu einer Art artikulirter Zeichen-Sprache, bei lebhaften Nationen und Naturellen zu einer verstärkenden Beigabe der Wort-Sprache.

Daß die Thiere denken, wird Niemand in Abrede ziehen. Wir brauchen nicht die edelsten Klassen zu nennen, um daran zu erinnern, daß sie Begriffe haben, z. B. von Raum und Zeit, von Nähe und Ferne, von Maß und Größe, von Vergangenheit und Zukunft, daß sie vergleichen und unterscheiden, daß sie Gattungen in Gedanken zusammenfassen, daß sie Merkmale, Eigenschaften kennen.

Sie besitzen ein Denkvermögen, eine Vernunft, die ganz ihrer Lebens-Sphäre angemessen sind, ja durch welche sie sich diese schaffen und bilden.

Und so haben sie auch eine Sprache, in welcher sie sich über die Ereignisse in dieser Sphäre äußern und verständigen.

Wir wollen nur an den Haushahn denken. Er hat eine Zahl ganz verschiedener Rufe. Den allbekannten läßt er als Nacht- und Frühwächter vernehmen, auch jedesmal, wenn er auf eine höhere Stelle hinauffliegt; mit einem andern ruft er seine Hühner zusammen. Bei vorgeworfenem Futter gluckt er sie wieder in anderm Ton herbei; anders zürnt er mit ihnen; wieder anders herrscht er einen zudringlichen Rival an. Mit einem lang von oben herab gezogenen Ton warnt er seine Weiber, wenn ein großer Vogel oben in der Luft über ihnen wegfliegt; kürzer faßt er sich, wenn kleinere Vögel vorüberfliegen und einen vierfüßigen Feind deutet er wieder anders an.

Man kann sich aus der Sprache der Thiere ein eigenes Studium machen. Ihre Wärter und Liebhaber kennen diese

animalischen Wörterbücher und Sprachlehren mehr oder weniger genau.

Ueber die Kunsttriebe der Thiere sind von Naturforschern viele Beobachtungen gemacht worden; weniger meines Wissens über ihre Sprache. Wer als Naturfreund auf die lauten Aeußerungen der stimmfähigen Thiere, wenn auch nicht in methodischer Forschung seine Aufmerksamkeit richtet, der findet, daß die Geselligkeit Liebenden in einer fast unausgesetzten Conversation mit einander leben, in einem selten ganz verstummenden Dialog, der, obwohl in nicht artikulirter Sprache geführt, dennoch ein reicheres Lexikon hat, als der Nichtbeobachter glauben möchte.

Ich habe oft zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß, wenn Ameisen über den Weg im Zuge kriechen, was meist dann geschieht, wenn sie die Schaum-Würmer eines Hollunder-Busches als ihre Melkkühe absaugen, je zwei sich begegnende auf einander zugehen und die Köpfe zusammen stoßen. Daß dieß nun auch eine Art Sprache sey, soll nicht behauptet werden; aber an eine Wahrnehmung, einen Austausch irgend einer Art läßt sich denken.

Wir wollen die Thiere nicht klüger machen, als sie sind. So bauen die Bienen, Wespen ꝛc. ihre Zellen keineswegs sechseckigt, etwa aus Berechnung der Raum-Ersparniß; sie werden selbst durch den weichen Stoff in dieser geometrischen Form an einander gereiht. Die Rand-Zellen sind nach außen rund. — So wird Manches in der Natur polygonisch durch Nachbarschaft. So gestalten sich die sich drängenden runden Blasen des Schaumes vieleckigt.

Die Spinne weiß nicht, daß sie an den Radien ihres Gewebes conzentrische Polygone herumzieht. Ihre Webekunst läßt sich etwa auf den Drang zurückführen, die convergenten Linien zu ziehen und sie in meist gleichen Entfernungen vom Mittelpunkt mit einander netzförmig zu verbinden. Ihr Körper,

die Länge ihrer Hinterfüße sind ihr Maß. In wie weit sie dabei an einen Zweck und Gebrauch denke, ob sie schon unter dem Weben eine dunkle Ahnung von seiner Zweckmäßigkeit als Fanggarn habe, das gehört in eine Analysis des Unendlichen des thierischen Verstandes.

Die bisher in der Thierwelt angestellten Beobachtungen führten darauf, daß diese Geschöpfe mehr Klugheit besitzen, als wir mit dem leeren Hülfswort: Instinkt bezeichnen, und daß hinwieder der Mensch weit mehr instinktmäßig thut, als man gewöhnlich annimmt.

Er ist aber vor den Thieren bevorzugt durch die Gabe der artikulirten, der Wort-Sprache.

Ausführlich nachzuweisen, wie die Sprache seine Ausbildung bedingt und fördert, würde zu weit führen. Es mag auch hier wieder an Hinweisungen genügen.

Namen der Individuen kann man für das Erste und Einfachste nehmen. Der Mensch benennt die verschiedenen Gegenstände, die ihn umgeben. Es ist, wie wenn der Mensch, das Hausthier, der Baum, die Blume, der Berg, das Gestirn rc. in eine nähere Beziehung zu uns träten, wenn wir ihre Namen kennen.

Der Name deutet uns an, daß das Individuum ein dem Volk bekanntes, von ihm bezeichnetes Wesen ist. Auch mnemonisch ist die Benamsung ein Moment. Wir merken leichter zwei Dinge, Gestalt und Namen, als Eines, nämlich jene allein.

Zuweilen war die Entstehung der Namen allerdings onomatopäisch: z. B. Pfau, Fink, Grille, nach ihrem Geschrei, Laut rc. die sie vernehmen lassen; wie es auch die Benennungen von sonstigen Naturlauten sind, z. B. sausen, brausen, schmettern, wettern, brüllen, zirpen, krächzen, ächzen, tosen, krachen, rollen, poltern rc.

Oefter aber bezeichnet der Name nicht bloß das Einseitige

des Lautgebens, sondern wesentlichere Eigenschaften. Die Sprachforschung hat hierin viele erfreuliche Nachweisungen gegeben. Adler ist Edel-Aar; Eimer ist Einpari, Gefäß mit Einem Henkel; Zuber ist Zwipari, Gefäß mit zwei Henkeln. Löwe, Leo, läßt sich etymologisch zurückführen auf: der Zerstörer, Zermalmer.

Das Sanskrit ist reich an solchen bezeichnenden Benennungen. Diese Sprache ist schon im gewöhnlichen Gebrauch dichterisch. Ich reihe einige daraus entlehnte Benennungen zusammen: Auf dem Nicht-Gehenden (dem Berge) steht ein Wachsender, mit dem Fuß Trinkender (ein Baum). Auf ihm sitzt eine Schaar zwei Mal Geborener, in der Luft Gehender (Vögel, als Eier geboren und ausgebrütet). Ein Zweigethier (Affe) klettert hinauf. Ueber ihm ziehen Wasser-Gebende, Blitz-Habende (Wolken) vorüber. Unten ist ein Teich mit im Wasser Schlafenden (Fischen). Ein Zweifüßiger, mit Hauch Begabter (Mensch) schießt einen Spaltenden (Pfeil) nach einem Springenden (Hasen). Ein Gemähnter (Löwe) treibt ihn zur Flucht. Ein Bezahnter, zwei Mal Trinkender (Elephant) kämpft mit dem Gemähnten und dieser flieht in seine Bedeckende (Höhle).

Es zeigt sich bald, daß die Benennungen der Gegenstände nicht lange Eigen-Namen bleiben können, daß sie Gattungs- und Geschlechts-Namen werden. Wie sollte der Mensch alle ihn umgebenden Individuen eigens benennen wollen und können? Die Eigennamen bilden die bei weitem kleinste Zahl seines Wort-Vorraths; mit ihnen bezeichnet er fast ausschließend nur Angehörige, Bekannte, ihm oft Nahe-Kommende, dann Hausthiere und einige von ihm gleichsam personifizirte Sachen.

Die Gattungs-Namen sind Begriffe, Inbegriffe, ja sie sind, wie wir schon gefunden haben, Urtheile, Beziehungen von Eigenschaften, Merkmalen, Synthesen, Wesentlichkeiten der

Dinge. In ihnen ist ein Ueberschauen, Vergleichen, Beobachten niedergelegt.

Die Sprachbildung ist ein in artikulirten Lauten fest-werdendes, sich verkörperndes Empfinden, Wahrnehmen und Denken.

Wir Gebildeten, Sprachgewohnten sehen beim Gebrauch der Rede hierüber hinweg. Die Sprache ist uns jetzt bloß Instrument, Vehikel der Mittheilung. Sobald wir aber mit der Sprache wegen der Verständigung ringen, sobald wir uns die Ausdrücke und deren Zusammenfügung schaffen oder gar neue Wortfügungen bilden, Ausdrücke in einem neuen Sinn gebrauchen, empfinden wir, daß die Sprache ein festgewordenes, aber jederzeit wieder flüssig zu machendes Denken ist.

Methodisch wird uns dieses geistige Leben der Sprache vor das Bewußtseyn geführt durch die Sprach- und Wort-Forschung.

Die vorhin angeführten Beispiele von etymologischer Resolvirung könnten noch mit tausenden vermehrt werden. Man nehme ein Wurzel-Wörterbuch zur Hand und sehe, in welche erstaunliche Veräſtung und Verzweigung Stammwörter, wie hab-en, mach-en ꝛc. sich durchgebildet haben.

Die Menschen-Sprache, die Verschiedenheit der Sprachen, die Eigenthümlichkeit der Formen und Fügungen der Redetheile jeder Sprache neben einer gewissen Aehnlichkeit sämmtlicher Sprachen in den Haupt-Gliederungen — das sind Vorwürfe ewiger Forschung, unerschöpflicher Vergleichung, Sonderung und Zusammenstellung; es sind aber auch zugleich unauflösliche Räthsel; es sind Wunder des schaffenden und bildenden Welt-geistes, Fortwirkungen des Urwunders der Welt-Schöpfung, näher — der Erschaffung des Menschengeschlechtes.

Wenn wir bei unserer eigenen Mutter-Sprache — das Kind hat naturgemäß die Mutter zur ersten Sprach-Lehrerin, nicht den Vater, den es oft und viel, zuweilen ganz entbehrt —

auf die Haupt-Redetheile zurückgehen und auch diese noch weiter zergliedern, so finden wir die Aktionen des Wahrnehmens, Vergleichens, Denkens auf's Einfachste darin ausgedrückt, und es muß uns schon vorhinweg wahrscheinlich werden, daß alle der Rohheit oder ersten Kindheit entwachsenen Sprachen in ähnlicher Art und Form sich gebildet, diese Struktur angenommen haben.

Der einfachste Akt des Wahrnehmens und Denkens enthält ein Seyn, ein Wieseyn, einen Bezug, eine Entwicklung, ein Geschehen, einen Vergleich ꝛc.

Das Subjekt gewinnt ein Prädikat, das Substantiv ein Adjektiv, die Substanz ein Accidenz. Der Bezug des Einen zum Andern wird durch ein sogenanntes Zeitwort ausgedrückt, das aber neben der Zeit zugleich eine Handlung, ein Behandelt-Werden oder Leiden, ein Seyn oder eine Entfaltung ausspricht.

Das sind die einfachsten und ursprünglichsten Formen des Wort-Ausspruchs, den wir ein Urtheil nennen.

Wir wollen das Gesagte an ein Beispiel halten:

Der Apfel ist fallend.

In diese einfache Form lösen sich alle Urtheile auf. Nun aber kettet die Sprache, welche den Erscheinungen der Dinge, des Lebens, den Ereignissen, der Entwicklung desselben folgen will, mehrere Urtheile an einander.

Der Apfel ist durch den unreifen Zustand hindurch zur Reife gelangt; er fällt vom Zweige herab auf die Erde. — Diese Evolution enthält die Urtheile:

Der Apfel ist unreif gewesen.

Der Apfel ist gereift.

Der reife Apfel ist gefallen.

Der Fall ging vom Baum-Zweige zum Boden.

So kann eine Reihe von Urtheilen durch sprachliche Zusammenziehung zu Einem Urtheil verdichtet werden.

Dem Subjekt kann ein Prädikat ohne die Copula, das verbindende Zeitwort, beigesellt werden. Der reife Apfel — ist das verhüllte Urtheil: Der Apfel ist reif.

Das Pronomen und Zahlwort sind, verbunden mit dem Subjekt (dem Haupt- oder Nennwort), nähere Bestimmungen des Umfangs, der Größe, Zahl, des Verhältnisses zu andern Subjekten, zum Sprechenden oder andern Personen, Wesen, Dingen; allein stehend sind sie in gleicher Art Stellvertreter des Subjekts. Meine, deine, seine ꝛc. Aepfel, etliche, manche, viele, — solche, dergleichen, — zwei, hundert, alle, keine Aepfel ꝛc. — sind lauter zusammengezogene Urtheile, denn sie legen dem Begriff des Apfels noch ein Verhältniß ꝛc. bei. In gleicher Weise drückt die Präposition eine Beziehung des Subjekts zum Prädikat aus, welche für sich ein Urtheil bilden kann. Die Worte: Durch den Apfel, mit dem Apfel, von dem Apfel, wegen des Apfels, in dem Apfel, an oder auf dem Apfel ꝛc. drücken Ursachen, Wirkungen, Ereignisse, Erscheinungen, Beziehungen ꝛc. aus, also Urtheile.

Daß das Participium und Adverbium Prädikate, Eigenschaften, Umstände, Verhältnisse ꝛc. ausdrücken, bedarf keiner weitern Nachweisung. Sie sind leicht in Prädikate zu übersetzen und mithin in besondere Urtheile zu fassen. Der Apfel fällt unerwartet, fällt schnell ꝛc. — heißt der Apfel fällt; sein Fall ist unerwartet, schnell.

Die Conjunktionen verbinden Sätze, in denen Urtheile ausgesprochen sind, mit einander, und zeigen die Beziehung dieser größern Sprachgliederungen zu einander. — Wenn der Apfel reif ist, so fällt er vom Zweige. — Hier bildet das Urtheil, daß der Apfel die Reife erlangt hat, das Subjekt zu dem Prädikat des vom Zweige Fallens. Die Conjunktion spricht die Beziehung beider, den ursächlichen Zusammenhang, die Bedingtheit des Fallens durch die Reife aus. So können ganze Reihen ausgesprochener oder verhüllter Urtheile, können

die größten Sätze und Sprachgliederungen die Beschaffenheit vom Subjekt annehmen und sich auf Prädikate beziehen, welche ebenfalls eine Reihe von ausgesprochenen oder verdeckten Urtheilen bilden.

Die zusammengesetzte Periode: Nachdem der Apfel, durch Regen und Sonne groß gewachsen, gereift war, und ein Windstoß den Baum erschütterte, wodurch der Zweig, an welchem der Apfel hing, ins Schwanken kam, fiel derselbe herab gegen die Erde, traf mich aber, da ich zufällig gerade unten stand, unversehens und zu meinem Schrecken und Aerger mit starkem, wehthuendem Schlage auf den gerade entblößten Kopf — diese lange Periode enthält einen Vorsatz als Subjekt, einen Nachsatz als Prädikat, zugleich aber eine Doppelreihe von Urtheilen, welche einzeln herauszuheben nach dem Vorangeschickten nicht mehr nöthig seyn dürfte.

Das Zeitwort enthält sehr oft schon das Prädikat in sich, z. B. der Apfel reifte, der Wind schüttelte, der Apfel fiel, schlug ꝛc., insofern es eine Erscheinung, ein Ereigniß, eine Thätigkeit ausdrückt. Nur das allerdings allgemeinste Zeitwort: Seyn spricht keine Entfaltung ꝛc. aus; es bezeichnet das bloße Daseyn, Vorhandenseyn. Es kann aber selbst dieses als ein Prädikat gebraucht werden, z. B. der Apfel ist oder ist gewesen, gleichbedeutend mit: der Seyende, der Gewesene.

Man könnte fragen, warum die Sprachen als Bindemittel des Urtheils stets das Zeitwort gebrauchen, nicht aber zu gleichem Behuf auch das Raumwort.

Die Antwort geht aus der Natur des Urtheils hervor. Dieses spricht entweder einen Akt, eine Entwicklung, Handlung, Thätigkeit ꝛc. aus, welche also der Zeitform angehören, welche in die Erscheinung treten, getreten sind oder treten werden, oder es enthält eine Vergleichung, es theilt dem Subjekt ein Prädikat, eine Qualität zu, der Substanz ein Accidenz. In

solchem Falle wird die Beziehung durch das Zeitwort: Seyn, ist — als Daseyn in der Gegenwart ausgedrückt.

Das räumliche Verhältniß läßt sich also jedenfalls entweder durch ein Zeitwort, das ein solches schon enthält, aussprechen z. B. der Apfel fällt vom Zweige, oder es wird ins Prädikat aufgenommen, z. B.: der Zweig ist hoch; der Apfel ist reif, ist fallend.

So nun mit allen Verhältnissen der Größe, der Entfernung, der Geschwindigkeit, des Leuchtens, Tönens, des Stoßes rc. Das Zeitwort tritt hier immer durch seinen eigenen räumlichen Sinn oder durch ein räumliches Prädikat ins Mittel.

Ueber die Bedeutung der Deklination kann man sich leicht verständigen. Der Casus zeigte ursprünglich reinmenschliche Beziehungen an, welche die lateinische Benennung angibt: Genitivus, Dativus, Accusativus. Die Bezüge erweiterten sich aber. Wenn man zuerst sagte: das Kind der Mutter; der Sohn des Vaters, so drückte man später mit dieser Form jede Abstammung, Abkunft, Wirkung, Folge rc. so aus, z. B. das Rollen des Donners, das Leuchten des Blitzes rc.

Diese Beugungen waren aber durchaus nicht hinreichend zur Unterscheidung aller denkbaren Beziehungen der Dinge. Hier traten, wie wir schon gesagt, die Präpositionen ein: an, auf, aus, durch, für, gegen, in, mit, nach, ohne, trotz, unter, von, wegen, zu rc.

In den Sprachen ohne Beugung des Casus, in den neuern romanischen und einigen germanischen ersetzen die Präpositionen die Deklination und sind in dieser Beziehung leichter zu lernen, wie hinwieder unsere deutsche Sprache wegen ihrer so mannichfaltigen Beugungsformen selbst für uns schwer richtig zu sprechen und zu schreiben ist.

Das Zeitwort gestattet bekanntlich verschiedene sprachlichlogische Modificationen. Zunächst bietet sich die Trias von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dar. Durch sie kann

das Zeitwort mit Andeutung der ein- oder vielfachen Zahl der Personen, der Subjekte, von denen eine Handlung, ein Zustand, ein Behandelt-werden (Dulden, Leiden ꝛc.) ausgesprochen wird, hindurchgeführt werden.

Aber noch viel mehr Modalitäten (Modus) können durch Abwandlung von Selbst- und Mitlautern, von Sylben oder durch Beifügung von Hülfs-Zeitworten ausgedrückt werden. Bedingung, Wunsch, Forderung, Befehl, Möglichkeit, Nothwendigkeit ꝛc. geben sich auf diese Weise zu erkennen, z. B. der Apfel würde fallen, wenn — o daß er fiele! — er soll, sollte fallen, — er kann fallen, — er muß fallen; — ei so falle doch! —

Unsere Sprache ist hierin bestimmter, ausdrücklicher, als die lateinische, welche kürzer, aber vieldeutiger ist.

In beiden können aber auch bei Anwendung dieser Modificationen die verschiedenen Zeiten bezeichnet werden, z. B. der Apfel würde gefallen seyn, — o daß er gefallen wäre, — er wird fallen sollen, können, müssen ꝛc. Ja die künftige Zeit kann als schon vergangene angeschaut werden, z. B. wenn er wird, kann, soll, muß gefallen seyn. Zuweilen sind zwei oder mehr Modificationen sprachlich combinirt, z. B. Wenn der Apfel müßte gefallen seyn. — Hier sind Bedingung, Möglichkeit, Nothwendigkeit, Vergangenheit und Zukunft verbunden ausgesprochen. —

Die Ausdrucks-Fähigkeit geht ins Unendliche, die Wendungen sind unerschöpflich; die kleinste Versetzung der Worte, das Einschieben einer Partikel verändert den Sinn eines Satzes.

Diese Deutsamkeit vermehrt sich aber noch um Vieles im lebendig gesprochenen Wort durch Accentuirung und sonstige aus dem Innern des Sprechenden quellende Betonung, wobei noch die begleitende Geberde, ja am Ende die ganze individuelle Erscheinung desselben bestimmend einwirkt.

Jede durchgebildete Sprache hat Nüancen, welche die

andere nicht hat; auch ist die Sphäre, namentlich der abstrakten Begriffe, in jeder Sprache eine andere, so daß selten das Wort der einen Sprache durch seinen üblichen, logischen Sinn ganz den Sinn des Wortes einer andern Sprache, für dessen Uebersetzung es gilt, deckt und erschöpft; weßhalb auch der strengste Sprachbereiniger entweder mitunter noch ausländische Worte gebrauchen muß, welche einen gewissen Begriff schärfer, als unsere Muttersprache bezeichnen, oder zu Umschreibungen greifen muß.

Es dürfte hier auf zwei Momente, auf ein zeitliches und auf ein räumliches, aufmerksam gemacht werden.

Die Worte, die Benennungen, sind viel stabiler, als die Begriffe. Diese wandeln sich mit der Zeit; sie gehen aus der eigentlichen und ursprünglichen Bedeutung in eine bildliche über; sie erweitern sich; sie metamorphosiren sich nach der Denkungsart und Sitte, nach Einsicht, Erkenntniß, wissenschaftlicher Forschung, fortschreitender Cultur.

Die Sprachforschung gibt uns unzählige Beispiele an die Hand, daß die Jetztwelt sich bei denselben Ausdrücken etwas ganz Anderes denkt, als die Vorwelt sich gedacht hat; — daß aus den ursprünglich sinnlichen Bezeichnungen geistige, metaphorische geworden sind, vermöge welcher nun analoge Beziehungen ausgedrückt werden.

Andererseits bildet jede Nation, die einen individuellen Typus und Charakter hat, ihr Leben, ihre Sitte, ihren Geschmack, ihre Denk-, Empfindungs- und Handlungsweise auf eigenthümliche Weise aus und gestaltet hienach ihre Sprache. Alle Benennungen nun, mit welchen ihre eigenthümlich und materiell ausgeprägten Verhältnisse, Interessen, Lebens-Erscheinungen ꝛc. ausgedrückt werden, sind schwer in eine andere Sprache überzutragen. Und wie die durchgebildete Sache ihnen eigens angehört, so gehört ihnen auch die Sphäre des Begriffs, und so auch das Wort, das diesen ausspricht, an.

Das ist nun so bekannt und oft gesagt, daß jeder Elementar-Schüler sogleich eine Zahl von Beispielen aufbringen kann.

Es läßt sich daher kaum ein altes oder neueres Geisteswerk ganz unbeschadet seiner Eigenthümlichkeit in eine andere Sprache übersetzen; ja wenn es von einer großartigen Nation zu einer kleingeisterischen übersiedelt wird, so verliert es fast nothwendig seinen tüchtigen Hintergrund, seinen tiefen Resonanz; es ist in ein schwächeres Element, in einen sterilern Boden versetzt.

Mittheilung. Verständigung.

Wir wollen aber bei unserer Untersuchung von der nie stillstehenden Umwandlung der Sprache, von ihrer historischen und nationalen Entwicklung und Ausbildung hinwegsehen und sie als Vehikel des Denk-Geschäfts für stehend annehmen. Wir wollen sehen, wie sie der Mensch als ein Instrument gebraucht, um seine Gedanken auszudrücken, und welche Wirksamkeit sie in dieser Hinsicht äußert.

Zum Sprechen braucht man nur Eine Zunge; aber um das Wesen, die Bildungskraft der Sprache auszusprechen, sollte man hundert Zungen haben.

Um uns nicht in der Unendlichkeit der Bezüge zu verirren, über den Reichthum der Wirksamkeiten zu ängstigen, wollen wir uns ursprüngliche, reinmenschliche Verhältnisse vorhalten.

Es gibt auch bei civilisirten Nationen einzelne Menschen, die sprachfähig, doch nicht viel, zeitenweise gar nichts sprechen. Sie arbeiten einsam; ihr Geschäft fordert keinen Sprachverkehr mit Andern. Aber sie waren doch im frühern Leben Jahre lang unter redenden Menschen selbst redend. Jetzt schweigsam reden sie wohl ohne Laut mit sich selbst. Taubstumme sind mitten im Verkehr der redenden Menschen, führen eine lebhafte Zeichen- und Geberden-Sprache oder lernen in der Anstalt

nothdürftig sprechen, lernen lesen, schreiben, rechnen, erwerben Kenntnisse.

Einen Zustand der Sprach- und Denkverkümmerung finden wir in den Strafanstalten mit dem Zellensystem und auferlegtem Stillschweigen.

Wäre vollends dem Sträflinge die Arbeit und Lesen und Schreiben entzogen, so könnte ein solches Daseyn für die peinlichste Strafe gelten.

Wenn wir uns in diese Lage hineindenken, so fühlen wir mit größter Beklommenheit, daß der Mensch in der Freiheit, im Verkehr mit der Natur, mit Luft und Licht, mit dem redenden Menschen seyn will und, als ganzer Mensch, seyn soll, daß er im Thun seines Ichs vergessen, im Reden sich desselben heiter und befriedigend bewußt werden will.

Darum ist das Mönchs-, das Eremiten-Leben ein Zustand der Entsagung, der Kasteiung. Wir Nordländer können auch, an beständige Thätigkeit gewöhnt und gern redend, mit dem Orientalen, dem Südländer, mit ihrem Phlegma, ihrem goldnen Nichtsthun nicht sympathisiren. Es denke sich Einer nur, wie ihm wäre, wenn er zeitlebens, versorgt mit allen Nothwendigkeiten, allen Bequemlichkeiten, zu gänzlichem Nichtsthun verdammt wäre.

Wir wollen das Thema unseres Lebens entwickeln, ausführen, täglich und stündlich Aufgaben lösen, an dem Pensum des Daseyns Minuten, Tage, Jahre streichen.

Unsere Interessen gehen, so weit wir sehen, und unsere Wirksamkeit will unsern Interessen nachkommen. Es ist, wie wenn uns unbewußt die große Schuld der Zeiten auch auf unsern Schultern läge.

Doch wir lenken wieder zu der Mitte unserer Untersuchung ein.

Wir nehmen einen einfach, wir wollen sagen: patriarchalisch lebenden Menschen. Er schafft sein Tagewerk; aber dieses ist nicht heute beginnend, nicht heute abgeschlossen. Es hat

eine Vergangenheit, eine Zukunft; es schafft sich in nächster Nähe und wirkt in die Ferne; es ist verursacht, gefordert und hat seine Folgen, seinen Zweck, seinen Nutzen.

Er schafft es nicht allein, er braucht Beihülfe oder ist selbst Beihelfer. Er führt Zugebrachtes weiter oder bringt Andern seine Hülfsarbeit zu. Er ist dienend oder bedient.

So hängen im Schaffen seine Tage zusammen; so ist er mit Andern verbunden; so braucht er neben seiner Kraft die Naturkräfte, so wirkt er schaffend, gestaltend auf die Natur, auf Lebloses und Lebendiges.

So einfach auch sein Thun sein mag, so sieht er sich doch wirkend im Zusammenhang, im Bunde mit Menschen, Thieren, Pflanzen, mit dem Erdreich, mit der Atmosphäre, den Gestirnen des Tages und der Nacht. Er ist thätig zwischen dem Fundament und Firmament und ihre Bezüge gehen durch ihn hindurch.

Menschen, die in einem natürlichen Zustande leben, bedürfen des Sprach-Verkehrs mehr, als solche, die zwar Glieder eines durchgebildeten Staates, aber doch gewissermaßen nur Maschinen des industriellen, des Fabriklebens sind.

Letztere kann man sich, wenn sie einmal ihres einzelnen, oft ungemein beschränkten Geschäfts-Zweiges mächtig sind, tagelang als schweigend, den Sinn nur auf ein tausendmal wiederkehrendes mechanisches Thun gerichtet, denken.

Wir behalten also den im Agrikultur-Staat Lebenden, unserer Betrachtung mehr Zusagenden im Auge.

Im Allgemeinen wollen wir darauf aufmerksam machen, daß der Mensch weit mehr und länger in seinen Lebensstunden innerlich anschauend und denkend, als äußerlich wahrnehmend thätig ist.

Wir können hier bloß Diejenigen ausnehmen, welche, eben mechanisch arbeitend, sehr gespannt auf ihr Tagewerk sind, dann Beschauer von Sehenswürdigkeiten, Sammlungen, Kunstwerken,

Darstellungen rc., ferner neu- oder lernbegierige Reisende, und etwa noch geselligkeitsliebende Lebemenschen, Menschenbeobachter.

Es' ist auffallend, wie wenig der natürliche Mensch von dem ganzen ihn umgebenden unerschöpflichen Reichthum der Natur und des Lebens äußerlich wahrnimmt. Er sieht, er hört nur, auf was sein Sinn, sein Antheil, sein Streben sich richtet und auch dieses nur, so weit und tief es ihn eben angeht, seiner Absicht zusagt, seinem Zwecke dient. Alle Breite und Tiefe des Mannichfaltigen ist für ihn nur da, so weit sie ihn interessirt.

Wie man sagt, Jeder sehe seinen eigenen Regenbogen, — man kann das aber eigentlich von allem Sichtbaren, ja von allen Sensationen behaupten, z. B. Jeder rieche seinen eigenen Braten; — so kann man auch sagen: Jeder sehe seine eigene Welt, d. h. Jeder sieht an und in der Welt und aus ihr heraus, was ihm gemäß, ihm dienlich ist.

Neben diesem zunächst praktischen, außerdem aber flüchtigen und oberflächlichen Schauen und Vernehmen lebt der Mensch größtentheils im innern Schauen und Denken. Er trägt das Ganze seines Thuns, dessen Entwicklung, dessen augenblickliche und fortgesetzte Förderung im Bewußtseyn.

Mitten im lauten Getriebe der Welt vergißt doch der Mensch über seinem Thun jeden Augenblick die Welt.

Nun aber eben dieses Thun steht in beständiger Wechselwirkung mit der Sprache.

Die Geschäfte des natürlichen, kunstlosen Menschen, so einfach und wiederkehrend sie seyn mögen, stellen sich doch in ihrer Folge und Entwicklung jeden Tag in andern Verhältnissen dar. Häusliche Arbeit, Pflege der Thiere, Wartung der Pflanzen rc. müssen angeordnet, unter den Genossen besprochen werden. Die Sorge für das Zeitliche geht auf die Minute; die Aufmerksamkeit auf das Oertliche richtet sich auf den Quadratfuß.

Das Alles, als ein organisch in einander Greifendes, wird

durch das lebendige Wort vermittelt und geleitet. Hiebei kommt denn auch Vergangenes und Kommendes, Entferntes und Näheres zur Sprache.

Man kann sagen, das Leben, der Bestand, die Fortentwicklung dieses Kreises werde als Seyn an sich zugleich stets gedacht und auch stets besprochen, und Jedes sey durch das Andere bedingt, so daß dieses Daseyn nicht wäre, wenn es nicht gedacht, und wenn dieses Denken nicht besprochen würde.

Wir können aber die Verhältnisse dieser Sphäre erweitern, veredeln, erhöhen; wir können den Kreis der ursprünglichen, althergebrachten Wirthschaftlichkeit allseitig ausdehnen. Durch Besprechung mit vorangeschrittenen Nachbarn, durch Beispiele, Nachrichten, Ermunterung, Belehrung kommen neue, bessere Methoden in die Hauswirthschaft. Die Viehzucht wird durch ausländische Raçen veredelt; die Feldwirthschaft durch nützlichere Fruchtfolge, durch sorgfältigern Anbau gehoben. Die Interessen verstärken, die Kunden erweitern sich. Der Mensch lebt und wirkt nicht mehr nur vom Tag zum Tage in dem Gängelbande langer Gewohnheit. Er erwirbt sich Kenntnisse, überschaut das Allgemeine seines Betriebs und vergleicht diesen mit dem, was er über das Ganze desselben sonst sieht, hört, liest. Er wird rationeller Landwirth.

Das Alles ist durch die Sprache vermittelt; der Verkehr mit denkend-sprechenden Menschen, die Wechselwirkung der sprachlich erlangten Kenntnisse und der Anwendung der Kunden gestalten so ein höher organisirtes Daseyn, das ohne Sprachverkehr nicht entstanden wäre.

Das Mittel — die Sprache — zieht aber wieder unsern Blick auf sich.

Wir haben gesehen, daß die Sprache sich in ihrer Ausbildung immer mehr verallgemeinert, immer bildlicher, uneigentlicher, abstrakter wird.

Der Sprechende hat es mit Individuen, mit bestimmten

Einzeln=Sachen, mit Zuständen und Verhältnissen der Gegenwart, mit Bedürfnissen des Tages, der Stunde, mit Hier und Jetzt zu thun.

Die Sprache aber hat wenige Eigennamen. Sie hat das Mannichfaltige in die Rahmen von Gattungen und Arten, von Eigenschaften, von Merkmalen, allgemeinen Erscheinungen, Aeußerungen, Thätigkeiten gebracht.

Wie wird nun die Sprache angewendet, um das Concrete, das Einzelnste, das Vorliegendste, das Hier und Jetzt, das Dieses und Jenes auszusprechen?

In der Frage liegt schon zum Theil die Antwort.

Wenn ich sage: Der reife Apfel fällt vom Zweige zu Boden — so sind das lauter Gattungs=Begriffe. Sobald ich aber sage: Dieser reife Apfel ꝛc. — so ist die Individualität des Vorgangs ausgedrückt.

So ist nun die Sprache ein Instrument zu allgemeinem, allseitigem Gebrauch gemacht, aber durch geschickte Handhabung geeignet, den einzelnsten Gegenstand zu fassen und zu bearbeiten.

Die Artikel, die Pronomina und Zahlwörter, die Personen des Zeitworts, die gegenwärtige Zeit desselben, der Imperativ, einige Interjektionen ꝛc. sind Mittel, das Individuelle, die Wirklichkeit, den Moment auszudrücken. Ebenso können aber auch durch dieselben Sprachmittel bestimmte Vergangenheit und Zukunft genau angedeutet werden.

So bleibt denn, je mehr die Sprache ihren Gegenstand in die Mitte nimmt, desto weniger ein Zweifel, ob die Rede im allgemeinen, abstrakten, oder im besondern, concreten Sinne gemeint sey.

Folgendes unserm vorigen Lebenskreis Entnommene wird diese Beziehungen beispielsweise zeigen und die Unterschiede des Besondern und Allgemeinen und der Zeiten bemerken lassen.

Ein Vater spricht zum Sohn:

Der Stier ist soeben aus dem offenen Stalle gelaufen

und auf den Anger zu den Kühen gerannt. Dasselbe ist neulich geschehen und kann morgen wieder geschehen. Du sollst ihn sogleich einfangen! Du kennst die Stiere nicht. Sie brechen gern aus dem Stall und laufen den Kühen nach. Leichtsinnige Bursche lassen die Ställe offen. Laß mir dieses das Letztemal seyn!

Gesetzt es entsprösse diesem Kreis ein talentvoller, vielversprechender Sohn, fast zu gut zum bloßen Landwirth, doch nicht gesonnen oder bestimmt, ein Fachmann, ein Gelehrter zu werden; so könnte ein Solcher das, was Vater und Bruder auf dem Wege der Praxis, erweitert durch Erkundigungen, zweckdienliche Lektüre, Geschäftsreisen, Besuche landwirthschaftlicher Anstalten ꝛc. sich angeeignet, als methodisches Studium betreiben. Er würde also die verschiedenen Fächer der Landwirthschaft mit Vor- und Hülfs-Studien schulmäßig kennen lernen, würde Mathematik, Chemie, Botanik, Naturlehre überhaupt, Thierarzneikunde, Bodenkenntniß ꝛc. fachmäßig betreiben.

Wir können dahingestellt seyn lassen, welchen Einfluß er dem Gesammterwerb dieser Kenntnisse auf irgend ein praktisches Thun gönnen will. Genug! wir sind auf dem Boden der Theorie, der Schule angelangt und erinnern zurückblickend auf unsere frühere Eintheilung des menschlichen Erkenntnißkreises in Theorie, Praxis und Poesie.

Denn, wie wir in Gedanken das rein menschliche, natürliche, an den mütterlichen Boden gebundene Anschauen und Wirken eines Menschen mit gesunden Sinnen und Kräften durch das Mittel der Sprache in Wechselwirkung mit Genossen gebracht, wie wir es durch solchen Austausch sich haben fördern, erweitern, veredeln und zur Erwerbung von Fachkenntnissen ausbilden sehen, so können wir auch andere verwandte Lebenskreise von den Grundlagen, von der taktmäßigen Praxis in gewohnter Tagesordnung zum durchdachten Betrieb, zu methodischen Erkenntnissen durchführen.

Wir haben unsern Ausgangs-Punkt, die stehende Frage: Was ist Wahrheit? — nicht aus den Augen verloren. Es ist uns bei aller unerschöpflichen Verschiedenheit des Stoffs, des Inhalts stets um die Grundform: Wahrheit — zu thun. Sie ist das Gesuchte bei aller Forschung.

Wir müssen aber vor der Hand die Fachkenntnisse jeder Art ihrer eigenen Entwicklung überlassen und im Geist der Philosophenschule das menschliche Erkenntniß-Vermögen selbst fortan zum Gegenstand unserer fernern Untersuchung machen.

Vorstellung. Klarheit.

Wir würden gern mit der Schule auf unserm Weg im besten Einvernehmen bleiben, wäre nur diese mit sich selbst Eins und stets Eins gewesen. Da aber die Meister der Schule sich von jeher nur um so stärker und erhitzter bekämpft haben, je mehr sie an Geist einander ebenbürtig waren, so wollen wir, aller Polemik abhold, unsern eigenen Weg verfolgen, unbekümmert, ob das von uns Gefundene mit den Aussprüchen einer alten, spätern oder neuesten Schule übereinstimme oder nicht. —

Die cursirende Denklehre wendet sich zunächst zum menschlichen Vorstellungsvermögen, als derjenigen Lebens-Aeußerung, welche ganz eigentlich vor ihren Lehrstuhl gehört.

Sie unterscheidet die Vorstellung, das Vorgestellte und das Vorstellende. Das scheint nun sehr wissenschaftlich und weise zu seyn; denn es liegt ja wohl auf flacher Hand, daß es drei ganz verschiedene Dinge sind, daß z. B. die Vorstellung des Mondes nicht der Mond am Himmel ist und daß Ich nicht die Vorstellung bin, sondern nur habe.

Genau erwogen und gesprochen ist aber doch Letzteres keineswegs der Fall, sondern das Erstere.

Und wie nun dieses?

Wir wollen uns zuvörderst über einige hieher gehörige Ausdrücke verständigen.

Die Schule spricht vom Anschauungs-Vermögen. Sie nennt die Sensationen, Eindrücke xc. Anschauungen. Sie scheint allen philosophischen Nachdruck auf den edeln Sinn des Auges zu legen, weil hier ihre Unterscheidungen am besten anzuschlagen versprechen.

Dieß kann aber leicht irre führen, weil die Reflexion gern eben nur Eindrücke des Sichtbaren in ihre Induktion nimmt, während doch die Empfindungen, Wahrnehmungen, Fühlungen der übrigen eigentlichen äußern Sinne und auch die Affektionen des innern Organismus nothwendig mitzählen.

Niemand wird aber bei dem Ausdruck: Anschauungen — an Klänge und Ohren-Sausen, an Rosen-Geruch, an Braten-Geschmack, an Eis-Kälte oder Glühhitze, an Sammet-Fühlung, an Zahn-, Magen- oder gar Prügel-Schmerz xc. denken, und doch sind das Alles Sensationen, Eindrücke, Wahrnehmungen.

Ja sie alle können Vorstellungen werden, wenn sie, der unmittelbaren sinnlichen Gegenwart entrückt, zeitlich oder räumlich entfernt, sich wieder *vor* die Erinnerung *stellen*.

Wir wollen die Vorstellung: Mond — festhalten. Wir haben früher gefunden und zugestehen müssen, daß das im innern Auge wieder erweckte Mondbild nicht anderer Art ist, als der unmittelbar das offene Auge berührende Eindruck. Jenes ist die ununterbrochene gleichartige Fortwirkung des Letztern.

Wenn ich nun den Eindruck den Mond heiße, so ist auch die Erinnerung, die Wiedervorführung, die Vorstellung der Mond.

Die Vorstellung ist eben nichts Anderes, als das Vorgestellte.

Niemand wird so überklug oder so ungeschickt seyn, einzuwenden, die Vorstellung des Mondes sey doch nicht der wirkliche Mond am Himmel, nämlich der Weltkörper, der Trabant unserer Erde?

Das nun freilich nicht; denn wer den Mond am Himmel sieht, ihn benennt oder abgewendet oder wann immer sich vorstellt, der stellt sich eben nur die Lichtscheibe, nicht aber den Weltkörper vor, von dem wohl Niemand, am wenigsten die Millionen, die den Mond sehen und nennen, eine Vorstellung hat.

Wie nun aber sonach Vorstellung und Vorgestelltes Eins sind, so sind es auch Vorstellung und Vorstellendes.

Während ich mir nämlich den Mond vorstelle, bin ich gar nicht bemüßigt, auf mein Ich zu reflektiren. Das ist ein ganz anderer Akt des Geistes. Das Bewußtseyn — ein Wort, das wie ein recht brauchbares Pferd in alle Sättel gerecht ist, aber auch auf allen scientifischen Wegen getroffen und förmlich zu Tode geritten wird — das Bewußtseyn versenkt sich ganz und gar in den Eindruck oder in die Vorstellung; das Vorstellungs-Vermögen geht auf im Akt der Vorstellung. Die Vorstellung ist, und es ist Nichts, als eben nur die Vorstellung.

Dem kann nur derjenige widersprechen, der sich nicht scharf in seiner Vorstellungs-Thätigkeit beobachtet und mit scholastischer Zähheit seine eingelernten Distinktionen festhalten und durchbringen will.

Jeder Eindruck ist sein eigener Gegenstand. Das Mondbild hat Nichts mit dem Weltkörper, der Klang Nichts mit der Glocke, die Kälte nichts mit dem Eis, der Schmerz Nichts mit dem Zahn, dem Magen oder den Prügeln zu thun.

Ebenso wenig die Vorstellungen davon. Und ihnen, als Funktionen des Vorstellungs-Vermögens, wohnt auch keine Beziehung zum bewußten Ich inne. Das Bewußtseyn sind eben nur sie selbst als Regungen und Erscheinungen des Lebens, und das lebendigste Bewußtseyn ist dasjenige, das sich ganz und gar und ungetheilt, ohne Reflexion in die Wesenheit des Eindrucks versenkt.

Wir sprechen es also nochmals geradezu und ohne philosophischen Skrupel aus: die Vorstellung, das Vorgestellte und das Vorstellende sind und bleiben Eins.

Der Schule ist es natürlich stets darum zu thun, daß Wahrheit in allen menschlichen Erkenntnissen sey. Zu dieser kann zunächst nur die Deutlichkeit der Vorstellungen führen. Sie muß also in der Denklehre, welche die geistigen Thätigkeiten nachweist und zum richtigen Denken Anleitung gibt, zeigen, worin die Deutlichkeit, die Klarheit der Vorstellungen bestehe.

Sie setzt dieser die Undeutlichkeit, Unklarheit, Verworrenheit der Vorstellungen entgegen und behauptet, man habe dann eine deutliche Vorstellung von einem Gegenstande, wenn man sich der Theile desselben, seiner Merkmale, also des Inhalts des Mannichfaltigen bewußt werde, wenn man das Objekt von allen andern, namentlich also von den ihm ähnlichen unterscheide.

Sie lehnt sich hiebei wieder an die erwähnte Dreiheit an. Das Vorstellende muß sich des Vorgestellten, des Gegenstandes, durch die Merkmale desselben, die Theil-Vorstellungen, die er dem Erkennen darbietet, bewußt werden.

Man könnte der Menschheit, namentlich dem denkenden Theile derselben, nur Glück wünschen, wenn er es überall und immer zu deutlichen Vorstellungen von den Dingen brächte.

Es möchte aber doch um den Bestand und die Fortentwicklung der Angelegenheiten unsers Geschlechts sehr übel stehen, wenn dieses immer in klaren Vorstellungen leben müßte und nur mit solchen verkehren dürfte.

Es ist aber dafür gesorgt, daß die Bäume — der Erkenntniß — nicht in den Himmel wachsen.

Schon die Forderung scheint an dem zu leiden, was sie beseitigen will. Die Merkmale der Dinge sind ja selbst wieder Vorstellungen; und bei diesen Theil-Vorstellungen tritt wieder

dasselbe Requisit ein, daß sie klar seyen. Sie zerlegen sich aber der nähern Kunde wieder in besondere Qualitäten, welche genauer in's Auge gefaßt werden müßten.

So möchte nun die geforderte Klarheit hineinwärts in das Wesen des Gegenstandes in's Unendliche zurückdatirt werden.

Wir wollen dieß durch ein Beispiel erläutern.

Wir halten die Vorstellung: Pferd — fest. Wer kennt nicht das Pferd? Wer unterscheidet es nicht von allen andern lebenden Wesen, allen Säug-, allen Hausthieren?

Es fällt uns nicht schwer, seinen Bau, seine Physiognomie, seine Eigenschaften, seinen Gebrauch und Nutzen uns vorzustellen und sprachlich zu benennen.

Wir werden es diesen gemäß auch von dem ihm ähnlichsten Hausthiere, dem Esel, auch von dem Bastard aus beiden, dem Maulthier, unterscheiden.

Die Schule nimmt nun keinen Anstand, dieß eine klare Vorstellung vom Pferde zu nennen.

Und doch besteht eine solche gemeinhin nur aus nebligten, unklaren, verworrenen Theil-Vorstellungen, aus Benennungen der Merkmale, aus Worten, mit welchen sich die Schule beruhigen zu können glaubt.

Sind die Umrisse des Pferdes uns im Einzelnen klar, nahe an die Nachzeichnung hin in uns haftend und darstellbar? Ist des Pferdes äußerer Typus sein Bau? Wer unterscheidet die Verhältnisse seiner Gliedmaßen, ihre Beweglichkeit, ihre Vorzüge und Fehler? Wer schaut dem Pferd von seiner Physiognomie, seinem lebendigen Habitus aus in die Seele? Wer unterscheidet Alter, Abstammung, Race, Erziehung, Pflege, Dressur an ihm?

Und nun die Geschichte des Pferdes, die Topographie der Pferde-Zucht, den Einfluß der Sitte der pferde-ziehenden, mit dem Pferde verwachsenen Völker auf dieses Thier?

Endlich und am Letzten — was will die schaffende Natur

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

mit dem Pferd? Zahlreiche Geschlechter ähnlicher großer Thiere hat sie in den vorweltlichen Umwälzungen der Erde untergehen lassen; dieses hat sie erhalten oder erst nach solchen Zerstörungen gebildet. Was wollte sie mit dieser thierischen Macht und Kraft, mit den in diesem eigenthümlich organisirten Geschöpf versammelten Eigenschaften und Vorzügen? Welches ist, möchte man fragen, der Welt-Ausdruck, der kosmisch-terrestrische Sinn des Pferdes?

Es muß erlaubt seyn, die Platonische Vorstellungsweise auch auf solche Creaturen anzuwenden und zu fragen: Welches ist die Idee, das Urbild des Pferdes?

Doch soll auch dieß hinwieder nicht im eigentlich Platonischen Geist gemeint seyn und sich auf ein über allem Sinnlichen schwebendes Urbild, ein nie und nirgend verwirklichtes Ideal des Pferdes beziehen, sondern auf die in der Thierwelt leibhaft lebende und wirksam auftretende Gattung desselben.

Man kann sagen: Ein Pferd ist kein Pferd; namentlich ist eine Schindmähre dessen allseitige Negation; — alle Pferde sind das Pferd. Sie in allen ihren Raçen, Abstammungen, Ausbildungen, Tugenden, Kräften, Eigenthümlichkeiten zusammengenommen stellen den Vollbegriff des Pferdes dar.

Wenn nun die Schule von einer klaren Vorstellung vom Pferde spricht, was meint sie denn damit?

Ist es der sinnliche Eindruck von der Gestalt desselben, die Sensation, die deutliche Wahrnehmung? Oder will sie eine Sach-Erklärung, die etwa gerade genug Merkmale daran zusammenfaßt, daß wir an nichts Anderes, namentlich an keinen Esel denken?

Oder will sie die Aufstellung eines Begriffs, der nicht bloß eine logische Definition wäre, sondern mehr oder weniger in die Wesenheiten des Pferdes einginge?

Oder endlich ist es ihr um die Idee des Pferdes, seinen animalisch-terrestrischen Sinn, seinen Schöpfungs-Ausdruck zu thun?

Sie schweigt hierüber; sie wiederholt nur die Schul-Forderung: Deutliche Vorstellung! klarer Begriff!

Nun wohl! — was sie dem Denk-Schüler ansinnt, es ist zum Theil in den Bibliotheken über Hippologie und Anatomie, in den Monographieen, in den Länder- und Völker-Kunden, in den Erfahrungen der scharfblickenden, vielgereisten, denkend-beobachtenden Pferdekenner, wenn nicht gar in Blick und Takt der Roßkämme und Pferde-Juden niedergelegt. Auf diese Wissenden mag sich der verlegene Schüler der Naturkunde beziehen, an diesen Hintergrund von Autoritäten mag er sich rückenfrei anlehnen.

Wegen der Idee des Pferdes im höchsten, kosmischen Sinn aber appellire er an die Naturphilosophen, wenn diese je sich herablassen, nach dem Weltgedanken im Pferdemäßigen zu fragen.

Wir haben auf das Pferd gesehen, vom Pferde gesprochen, und könnten auf die ganze Natur, die Welt sehen, von ihr, von allen Gegenständen der Wahrnehmung in gleichem Sinne sprechen.

Dasselbe Aufsteigen vom Eindruck durch den Begriff zur Idee kann überall stattfinden.

Kaum wage ich, die Vorstellung: Mensch zu nennen, aus Besorgniß, mich sogleich in eine unerschöpfliche Sphäre von Beziehungen hineingelockt zu sehen, welche sich an diese Vorstellung knüpfen.

Und doch, wie genügsam ist die Logik? Ihr gilt für eine klare Vorstellung von Menschen, was, in Worte gefaßt, kaum viel besser ist, als die Definition jenes Alten: der Mensch ist ein zweifüßiges, unbefiedertes Thier, — welcher Epiker einen gerupften Hahn zur komischen Widerlegung entgegenschreiten ließ.

Man muß auch hier sagen: Ein Mensch ist kein Mensch! Die Menschheit ist der Mensch. Nur die ganze Menschheit erfüllt den Begriff des Menschen, ja, wohl die ganze Menschheit

ist nicht fähig, der Idee des Menschen in ihrem Welt=Ausdruck sich vollständig, vollkräftig bewußt zu werden.

Es wäre nicht sehr paradox, zu behaupten, daß mit dem erschöpfenden Begriff des Menschen auch der Begriff der Menschheit, des Menschenthums erschöpft wäre, und daß sofort durch denselben eine allgemein gültige Philosophie, die Entwicklung der Menschen=Geschichte, der Sinn und Zweck, die Bestimmung des Menschen, die Nothwendigkeit und das Wesen der Religion zur Klarheit zu bringen wäre.

Wir sagen also nochmals, die Menschheit käme nicht vorwärts, wenn sie nur in klaren Vorstellungen, deutlichen Begriffen fortschreiten könnte und dürfte.

Die Schule arbeitet darauf hin. Sie sucht ihre Lehrstoffe stets zu erklären, faßlich zu machen, bis zur Erkenntniß zu verdeutlichen. Wir möchten aber doch fragen, was der Welttheil Amerika mit einer General=Charte von demselben gemein habe; wie die encyklopädische Nomenklatur, das bunte Foliobild davon sich zu den genauern Kunden von den ungemessenen und unermeßlichen Klimaten der neuen Welt verhalten; ob das ganze Schulwissen irgend ein Verhältniß habe zu den Anschauungen und Erfahrungen einer wirklichen Reise?

So ungefähr steht es um die Klarheit und Deutlichkeit der allermeisten Vorstellungen und Begriffe der Menschen.

Wir erinnern an das oben über die Richtung der Aufmerksamkeit, die Schärfe des Blickes Gesagte, und wie das Auge am Doppelpunkt noch die Form des einzelnen Pünktchens, seine Seiten unterscheide, wie es aber ohne solche feste Richtung nur schweifend und oberflächlich schaue.

Nur das Ruhen auf dem Objekt, das Versenken des Sinnes in seine Tiefen gibt klare Vorstellungen.

Zu manchen reichen Gegenständen muß man überdieß die methodische Kunde der Sphäre, des Cyklus, zu dem sie gehören, mitbringen, um deren Inhalt im Ganzen und Einzelnen zu

würdigen, und auch dieß läßt sich nur durch wiederholtes Anschauen und Nachdenken erringen.

Wie und mit welchem Erfolg durchwandelt ein Laie eine Gallerie oder sonstige Kunstsammlung, ein Alterthums-, ein Naturalien-Cabinet, mit welchem Ertrag dagegen ein Kenner, ein Fachmann?

Aber auch in den gewöhnlichen, alltäglichen Geschäften des Lebens halten sich die Betheiligten nicht immer mit der Erwerbung deutlicher Vorstellungen auf. Ihre Kunde geht auf diejenige Seite, in diejenige Tiefe der Dinge, welche ihrem Interesse, ihrem Gebrauch und Nutzen gemäß ist.

Die Begriffe haben einen praktischen Curs. Sie sind eine Art intellektuelles Geld. Das Wenigste wird nach Schrot und Korn geprüft, gewogen, abgezählt. Es wird eingenommen und ausgegeben in Rollen und Pakets. Das Metall ist innen verschlossen; man vertraut dem Siegel, der Ueberschrift. Ja es gibt Begriffe, die seit ihrem ersten Einrollen nicht wieder geöffnet worden, die stets auf Treu und Glauben im Weltumlauf sind.

Das ist eben das Geschäft des Untersuchers, solche seit undenklichen Zeiten cursirende Begriffs-Rollen zu öffnen und ihren Inhalt, ihre Geltung zu prüfen.

Der gewöhnliche Verkehr läßt sich aber nicht aufhalten. Wollte man immer und überall klare Vorstellungen, deutliche Begriffe fordern, so wäre das eine Hemmung desselben, wie etwa, wenn man vom Conzertspieler fordern wollte, er solle eine fortwährende theoretische Einsicht in die Geltung der einzelnen Noten, der Intervalle, ihrer mathematischen Verhältnisse haben und sich der Muskelbewegung bei jedem Griff und Strich bewußt werden.

Hier behaupten die Musiklehrer gerade die entgegengesetzte Maxime von den Denklehrern. Sie fordern nämlich, daß das Conzertspiel in Beziehung auf die musikalischen Anschauungen

und Begriffe unbewußt und instinktmäßig werde, worauf alle Uebung, alle Probe hinzielt.

Der Altmeister der Logik fordert von seinen Jüngern vor allen Dingen recht bündige Definitionen, als wäre dieß ein leichtes Geschäft und das erste Erforderniß zum Denken, während es doch das schwerste Unternehmen und das End-Ergebniß des Denkens ist.

Die beliebten Definitionen sind selten Sach-Erklärungen, sondern was das lateinische Wort besagt: Umgrenzungen, Abschließungen. Es werden diejenigen Merkmale zusammen gesucht, welche in ihrer Verbindung nur diesem und keinem andern Gegenstand angehören, welche seinen Hauptumriß bilden und ihn darin einfriedigen, so daß, wenn man auch gar nicht lernt, in was sein Wesen besteht, man wenigstens ihn nicht mit andern ähnlichen Gegenständen verwechselt.

Meist beruhigt man sich dabei mit Erklärungen, die nicht viel besser sind als die einer Bilder-Fibel, mit der Aufführung von Merkmalen, mit Worten, welche sogleich selbst wieder einer Sach-Erklärung bedürften, mit der Angabe von problematischen Qualitäten, verborgenen Eigenschaften, bei denen sich die erste Frage erst recht verzweigt.

Es gehört eine gewisse Genialität der Einsicht dazu, das Wesen eines Gegenstandes, seine Genesis, sein inneres Leben auf einen kurzen Ausdruck zu bringen. Während eine gewöhnliche Definition uns nur hinhält, eröffnet eine geniale Sach-Erklärung unserm Blick das innere Wesen des Dings.

Erweist sich nun das gewöhnliche Definiren schon bei stabilen Dingen unzureichend, der Sache ausweichend, das Denken ablehnend, mit Worten beschwichtigend, so ist dieß mit Natur-Verhältnissen, deren Erkenntniß in der Weiterforschung, in der Entwicklung begriffen ist, noch mehr der Fall.

Die meisten Begriffe der Naturkunde haben sich im Verlaufe der wissenschaftlichen Ausbildung erweitert, aufgeklärt, genauer bestimmt, zuweilen ganz umgestülpt.

Man denke an die Vorstellungen, die sich vergangenes Wissen von den Elementen, den Grundstoffen, von Licht und Wärme, vom Magnetismus, von der Elekrizität, von den Prozessen der Chemie, von den Lebens-Erscheinungen der gesunden und kranken Organisation ꝛc. machte.

Hier läßt sich nun Nichts für immer, für lange feststellen. Alles ist in der Entfaltung, in Verbindung und Zersetzung, im Fortschritt begriffen. Die scharfsinnigsten Beobachter, die glücklichsten Forscher ahnden bei ihren genialsten Entdeckungen, daß sie vor neuen Problemen angelangt sind, vor neuen Räthseln, deren Lösung noch zu erwarten steht.

Wenn je die Logik der Schule zur Demuth geneigt wäre, so könnte sie diese Angesichts der Naturkunde üben, und wenn sie in solcher Demuth auch nicht mit Sokrates ausspräche: Ich weiß, daß *ich* Nichts weiß! — denn warum sollte man Nichts wissen? — so würde sie doch das Wissen in seiner unendlichen Evolution als einen stets offen zu haltenden Denkprozeß erkennen.

Schlüsse.

Die Logik steigt von Anschauungen, Wahrnehmungen des Mannichfaltigen, des Einzelnen, Individuellen zu Begriffen, als Zusammenfassungen derselben, von diesen zu Urtheilen, als Verbindungen von Begriffen, von den Urtheilen zu den Schlüssen auf, welche aus allgemeinen Urtheilen abgeleitete besondere Urtheile sind.

Genauer betrachtet ist aber im Begriff auch die Anschauung, das Urtheil und der Schluß enthalten und er konnte nur durch diese Geistes-Thätigkeiten entstehen.

Die Sterblichkeit des Menschen ist eine Natur-Anschauung; sie liegt im Gesammtbilde vom Menschen. Ich kann sie in ein Urtheil aus einander legen: Alle Menschen sind sterblich. Das heißt aber tautologisch: Alle Sterbliche sind sterblich.

Wenn ich nun vollends schließend sage: Alle Menschen sind sterblich;

Cajus ist ein Mensch;

Also ist Cajus sterblich; —

so kann ich diesen Schluß in das Urtheil verkürzen: Alle Menschen, darunter Cajus, sind sterblich. Warum aber will ich nicht vollends das Urtheil zum Begriff eindichten: der sterbliche Cajus?

Man wird versucht, nach diesen Momenten einen humoristischen Syllogismus zu bilden und die daraus folgen sollende apodiktische Gewißheit und Evidenz in den Irrthum eines Fehlschlusses umzusetzen.

Gretchen macht vor Faust folgenden Schluß:

Alle Menschen sind sterblich und müssen sterben;

Du und Mephistopheles sind Menschen;

Also seyd ihr Beide sterblich und werdet sterben.

Faust macht aber dem unschuldigen Gretchen und ihrer kindlichen Logik folgende Einwendung:

Mein gutes Gretchen!

Nicht alle Menschen müssen sterben; denn Du weißt aus der Bibel, daß Einige nicht gestorben sind und daß die am jüngsten Gericht noch Lebenden nicht in das Grab, sondern geradezu in den Himmel oder in die Hölle kommen.

Mephistopheles ist kein Mensch, sondern ein böser Geist, der aus der Hölle stammt; Ich aber werde auch nicht sterben, denn mich wird der Teufel holen. —

Das Fortschreiten in der syllogistischen Form paßt zunächst für die Mathematik, da sie ganz ein Werk des Geistes ist und auf Voraussetzungen beruht, die dieser selbst kategorisch aufgestellt hat und aus welchen sich Alles mit Evidenz entwickelt, auf die sich Alles zurückführen läßt. Die Major und Minor lassen sich stets bündig beweisen; die Conclusion stellt als nothwendig hin, was zu beweisen war.

Wenn ich einmal die Definitionen von Punkt, Linie, Kreis, Drei-, Vier- 2c. -Eck, von Zahlen-Verhältnissen 2c. annehme, so hat für meinen Geist die ganze Mathematik apodiktische Gewißheit.

Ganz anders in der Naturwissenschaft, in der Philosophie, in der Rechts-, Sitten- und Religionslehre, wo ich immer und bei jedem Ausspruch von Beweis zu Beweis zurückgedrängt werde, weil hier lebendiger, fraglicher Inhalt untersucht, erwogen, erprobt werden soll, die zu oberst stehenden Axiome aber, der Satz der Identität und der des Widerspruchs, lediglich ohne Inhalt und in Beziehung auf alles Leben leer, todt und unfruchtbar sind.

Die syllogistischen Formeln mag man immerhin als eine Uebung des Scharfsinns, der Sprache und zu etwaigem Nachweis der häufigen Fehlschlüsse im Leben gebrauchen, obwohl Denkfähige sich wohl nie des barbara, celare, darii, ferio bewußt werden.

Man mache den Denk-Schüler darauf aufmerksam, wie die Sphären der Begriffe einander einschließen, decken oder ausschließen, dann wird er stets wahrnehmen, ob eine syllogistische Folgerung wahr oder falsch ist. Gibt man ihm bloß den Schlüssel in Buchstaben oder Worten, also barbara 2c. oder A. E. I. O., so ist er damit ebenso daran, wie mit der Regel de Tri ohne die Einsicht in die Proportionen, wo er nicht weiß, warum das Fazit recht und nothwendig dieses ist.

Bei dem Satz: Alle Menschen athmen — ist die Sphäre des Athmens weiter, als die Sphäre Mensch. Daher kann ich nicht alle athmenden Wesen in die Sphäre Mensch hinein ziehen. Dagegen muß ich alle nicht athmenden Wesen von der Sphäre Mensch ausschließen.

Es würde zu weit führen, die allgemeinen und besondern, die bejahenden und verneinenden Schlußformeln einzeln durchzugehen.

Daß schon bei der Begriffs-Bildung Urtheile und Schlüsse

vorkommen, überhaupt alle Anschauungs- und Denk-Funktionen thätig sind, erhellt aus den Forschungen der Naturkundigen, z. B. eines Cuvier.

Wenn er das fossile Rohrbein eines Vorderfußes findet und es gewunden, mit starken Ausladungen und Einkerbungen versehen sieht, so schließt er, es sey von einem vierfüßigen Raubthier, weil er annimmt, daß an diesem Knochen starke Muskeln und Sehnen angelegt gewesen seyen. Ja findet er noch andere Knochen derselben Thierart, so sagt er, daß diese urweltlich und untergegangen, setzt aber mit combinatorischem Geist ein ganzes uns unbekanntes Individuum aus diesen Knochen zusammen.

Er macht keine Syllogismen. Seine allseitige Naturformen-Kunde, seine Kenntniß schon früher entdeckter fossiler Thierreste bewegt seine wissenschaftliche Einbildungskraft zwischen all diesen Formen hin und her. Er verbindet und trennt; er nimmt an und schließt aus; und so ersteht in seiner Imagination inmitten der Begriffe des Bekannten und Wirklichen ein Bild des Möglichen, des Wahrscheinlichen einer uns unbekannten vorweltlichen Thierform.

Es wäre aber pedantisch, diese geniale, jedoch nichts weniger als phantastische Geistesthätigkeit, diesen Scharfsinn des innern Blickes auf syllogistische Regeln zurückzuführen, da, wo Ein Schlag tausend Verbindungen schlägt, jede derselben in den Terminus major, minor und medius zu spalten. —

Raum und Zeit.

Nachdem wir die Erscheinungen des Lebens, welche wir allgemeinem Sprachgebrauch und Verständniß gemäß: Eindrücke, Wahrnehmungen, Sensationen, Empfindungen, Fühlungen rc. genannt, dann ihre Verbindung und Erhöhung zu Funktionen des Denkens, zu Vorstellungen, Gedanken, Begriffen betrachtet, könnten wir diese sämmtlichen Thätigkeiten um ihr Verhältniß

zu einem Etwas außer ihnen, auf das sie sich beziehen, zu den Gegenständen, zu der Außenwelt, wie selbst die innern organischen Zustände den Empfindungen gegenüber genannt werden können und müssen, fragen.

Hier kommt uns aber die Schule mit zwei Begriffen oder intellektuellen Anschauungen entgegen, auf die wir wohl erst später mit unserer Betrachtung gekommen wären, die sie aber aller Spekulation über das Gegenständliche voranstellt.

Wir meinen die Begriffe von Raum und Zeit.

Die Philosophen aller Jahrhunderte von Hesiodus, Aristoteles und Plato bis auf unsere Tage haben sich um den Sinn und Inhalt dieser alles Anschauen und Denken der Menschheit durchdringenden Begriffe eifrigst bemüht. Sie haben auf's Tiefsinnigste darüber geforscht, auf's Eifrigste darüber gestritten.

Und allerdings, das Feld war groß und weit und leer genug dazu.

Man könnte ein langes Leben an die gelehrte Forschung über dieses Jahrtausende alte Ringen und Kämpfen, an die Lesung der Bibliothek wenden, die über das philosophische Problem von Raum und Zeit und über ihre metaphysische Geltung geschrieben worden.

Hierein einzugehen, überhebt uns die Firma, die wir mit Besonnenheit diesen Untersuchungen beigegeben, der Dilettantismus.

Der Raum ist im Sinn der kritischen Schule kein Begriff, sondern eine Anschauung; eine Anschauung vor aller Erfahrung. Wäre der Raum ein Begriff, so wäre er eine Abstraktion, dem Räumlichen entnommen. Das soll er aber nicht seyn. Er ist — heißt es — als Form unserm Geist eingeprägt, welcher sie mit Nothwendigkeit auf die räumlichen Gegenstände überträgt.

Wir haben uns bisher bemüht, das Erwachen des Lebens aus dem anfangs dumpfen Nebel der Sensationen, sein Gelangen zum Bewußtseyn zu beobachten. Wir gingen schrittweise

und zogen nicht mehr in unsern Gesichtskreis, als wir mit Klarheit wahrzunehmen, mit Ueberzeugung uns anzueignen im Stande waren.

Raum und Zeit umfassen aber das All und wenn die kritische Schule diese überschwänglichen Anschauungen ursprünglich in den Geist legt, so müßte dieser mit der Umfassung des All erwachen, ein Metaphysiker müßte aus dem Haupt der Minerva springen.

Allerdings scheinen die Begriffe von Raum und Zeit anderer Natur zu seyn, als die meisten andern Begriffe. Sie haben keine Zufälligkeit, man kann sie besitzen oder nicht besitzen; sie haben keine Relativität; es läßt sich ihnen Nichts zulegen oder nehmen; sie sind nothwendig, unausweichlich, total, absolut, allumfassend.

Allerdings liegt es im Wesen des Geistes, daß er die Dinge nur im Raum, nur in der Zeit denken kann. Daraus folgt aber nicht, daß diese Begriffe vor allem andern Anschauen und Denken, daß sie sogar ohne dasselbe, uns inwohnen.

Die Begriffe des Seyns, des Daseyns, des Wieseyns, des Mannichfaltigen, des Anders und Anders-Seyns sind von dergleichen Art.

Sie sind nicht a priori, vor allem Anschauen und Denken, dem Geist inwohnend, seine Natur ausmachend. Sie sind durch das gedachte wirkliche All gegeben, von ihm abstrahirt.

Wir haben die Seele zum Seyn, zum Daseyn und Leben erwachen lassen. Sie war uns bisher nichts Anderes, als eben dieses Erwachen selbst, vor der Hand der problematische Träger desselben.

Wie der Kritizismus dazu kommt, eine Seele mit angestammten Anschauungsformen zu statuiren, scheint unbegreiflich, mit Formen, die dem Stoff ihr Gepräge aufdrücken, von dem man gar nicht weiß, ob er es annimmt, ja ob er überhaupt wirklich existirt.

Die angemaßte Autokratie der Seele läßt sich nur daraus erklären, daß die Begriffe von Raum und Zeit allumfassend und nothwendig sind, sobald ein Anschauen und Denken stattfinden soll. Aber der Begriff des Mannichfaltigen ist jenes nicht minder, denn ein All=Eins, eine ungebrochene Einheit wäre weder anschaubar, noch denkbar.

Es könnte jedoch einem tiefen Metaphysiker kommen, zu behaupten, er vermöge sich eine All=Einheit ohne weitern Inhalt, als der diese sich selbst wäre, gar wohl denken, und so auch Raum und Zeit, als reine Form, ohne stofflichen Inhalt.

Wir werden hierauf bald zurückkommen.

Ein sich selbst verstehendes, nicht mit Worten als wären es Wesenheiten spielendes Denken findet in sich Folgendes:

Das Allgemeinste und Umfassendste, dessen es sich zu bemächtigen vermag, ist das Seyn als Daseyn, als All, zugleich als Anderes und Anderes, als Mannichfaltiges, als Weltall, als Natur, als All=Leben; auch dieß als Zugleichseyn, Außereinander=, Nebeneinanderseyn und als Folge, Nacheinanderseyn, Veränderung, Bewegung.

Für diese unüberschwängliche Umfassung, diese All=Einheit, die ebenso auch All=Vielheit ist, für dieses All=Seyn, das zugleich das All=Werden ist, hat die Denk=Sprache zwei Worte gefunden, die, von allem Stoff absehend, die bloße Form andeuten: Das Außereinander, Raum, und das Nacheinander, Zeit.

Sie haben ihren Sinn aber nur in ihrem gemeinschaftlichen Stoff: Weltall.

Es liegt im Wesen des reflektirenden Geistes, die Begriffe immer mehr zu verallgemeinern, zu sublimiren, von ihrem Inhalt die bloße Form zu abstrahiren. Sie scheinen hiedurch reiner, höher zu werden und werden dadurch oft nur leerer, gehaltloser.

Man denkt sich den R a u m unerfüllt, l e e r, die Ausdehnung ohne ein Außereinanderseyendes, so die Z e i t l e e r, ohne ein Nacheinanderseyendes, ohne Veränderung und Bewegung.

Es ist aber hierin gar nichts Gesetztes, Positives. Es ist leere Verneinung. Bloß mit Hinzudenken der Erfüllung sind Raum und Zeit ein Etwas, Wesenhaftes, ohne sie nichts, als leere Worte.

Raum und Zeit sind also nur in Verbindung zu denken und in solcher sind sie ein anderer Ausdruck für Welt, All, Natur. Allerdings kann das Daseyn nur unter den Formen von Raum und Zeit gedacht werden, weil sie Abstraktionen von ihm, oder weil sie es selbst sind.

Die Metaphysiker hatten von jeher eine Abneigung vor aller Empirie und Erfahrung und salvirten möglichst viele Begriffe in die angestammte Form des Geistes, in das a priori.

Ist denn aber nicht das Erfahren nach seinem höchsten Ausdruck eben das bewußte Leben selbst, das Anschauen und Denken? Es ist der einzige und natürliche Weg zum Erkennen. Es schadet der Würde der Begriffe nicht, daß sie durch Begreifen, Umgreifen entstehen, so wenig als es dem Werthe des Goldes Eintrag thut, daß es durch Befahren des Schachtes gewonnen wird. Ein solches Befahren ist das Erfahren; nicht etwa ein solches, wie man im gewöhnlichen Leben Anekdoten, Nachrichten ꝛc. erfährt, disparate Begegnisse ꝛc. erlebt.

Das philosophische Erfahren ist nichts Anderes, als das Aufnehmen der Welt in das Denkvermögen und hat alle Grade der Wahrheit, von der Wahrscheinlichkeit bis zur Gewißheit und Evidenz.

Allerdings ist die Erkenntniß, daß die Welt unter den Formen von Raum und Zeit stehe und stehen müsse, von anderer Art, als diejenige, daß der Magnet das Eisen anziehe, daß die Magnet-Nadel nach den Polen zeige.

Letzteres sind eigentliche Erfahrungen. Der Begriff des Magnets erhält als Subjekt den Zuwachs der Prädikate: Anziehungskraft und Polarität, und so als Substanz Letztere als neu entdeckte Accidenzen. Hinwieder wird der Magnet dem

allgemeinen Begriff der anziehenden und der polarisirenden Körper unterstellt, und das Eisen erhält zu seinen schon bekannten Merkmalen und Eigenschaften den Zuwachs der Anziehbarkeit durch den Magnet, so wie den der Mittheilbarkeit der magnetischen Polarität an dasselbe durch Streichen.

Hier sind also physikalische Synthesen durch Entdeckungen, durch Experimente, durch eigentliche Erfahrungen und Wahrnehmungen a posteriori.

Die Begriffe von Raum und Zeit sind aber leere Abstraktionen von der Uranschauung: Welt; sie enthalten nichts Neues außer, neben oder innerhalb dieser; sie sind keine Synthesis innerhalb der unbedingten, allbedingenden Thesis: Welt.

Was man gemeinhin Erfahrungen nennt, sind Unterstellungen von Erscheinungen spezieller Art, unter höhere, umfassendere Gattungsbegriffe. Das gilt allerdings von den Abstraktionen von Raum und Zeit nicht. Sie sind keine Accidenzen von der Weltsubstanz, sie sind auch keine Prädikate des Subjekts All. Sie sind dieses selbst als Seyn und Werden gedacht.

Es ist in diesem Erkennen, wenn es sich von solchen allumfassenden Begriffen, wie Raum und Zeit handelt, eine Nothwendigkeit und wenn man will, Prästabilität: nicht aber in dem metaphysischen Sinn, als müßte sich das Seyende diesen Anschauungsformen nothwendig und vorherbestimmt bequemen, sondern in dem naturgemäßen, daß das Anschauen mit dem Angeschauten Eins wird; wie das Auge die Welt nicht anders schauen kann, als es sie schaut, weil es lichtfähig mit dem Weltlicht Eins wird; wie das Ohr die tönende Natur nur in seiner Tonart hören kann, weil es tonfähig mit den Weltklängen Eins wird.

Wollten uns die Anschauungen: Raum und Zeit zu universell, ursprünglich und nothwendig dünken, als daß sie erfahren, erlebt werden könnten, als daß sie nicht vorherbestimmend als nothwendige Formen im Geiste liegen sollten, so müßte uns ja

dasselbe ebenso auch von den Begriffen des Daseyns, des Weltalls, des Alllebens dünken.

Sind aber diese Begriffe nicht bedingt durch das Erwachen der Seele zum Leben, zum denkenden Erfassen, zum Umfassen desselben, durch das Erweitern des Letztern zum Allumfassen, durch das Setzen der Totalität des Lebens?

Weit entfernt aber, daß die Begriffe Raum und Zeit bestimmende, ursprüngliche, vorlebende Grundanschauungen des Weltganzen seyn sollten, wodurch sie der erste Akt des Denkvermögens wären, sind sie vielmehr der letzte Akt desselben, die höchsten Abstraktionen, das Aushöhlen des Daseyns von allem Inhalt und Leben, das Behalten der bloßen hohlen Form des Außer- und Nacheinanderseyns.

Allerdings kann der Geist die Welt nur nach diesen und andern noch weiter zu besprechenden Formen denken, aber aus keinem andern Grund, als weil die Welt dem Abstraktionsvermögen gerade diese und keine andern Formen darbietet.

Der Verstand kann die Welt nur so denken, wie er construirt ist. Er ist aber so construirt, daß er die Welt denkt, wie sie ist; er ist eine Welt-Seite.

Damit wird man mit dem Wesen des denkenden Verstandes nicht fertig, daß man ihm, wer weiß aus wessen Macht, eine constitutive Gewalt über die Dinge beimißt; sondern das ist und bleibt eben das zu lösende Problem, ob der Verstand die Welt denken kann, wie sie ist, ob ein Erkennen der Welt an sich möglich ist.

Wir werden bald finden, daß es um die philosophische Abstraktion der allgemeinsten Bezüge der Welt eben keine so mysteriöse Sache ist, daß sie an sich leere, inhaltlose Schemate sind, gedachte Inbegriffe, innerhalb deren sich das Leben schrankenlos bewegt; Relativitäten, die bloß für unser vergleichendes, verbindendes und trennendes Reflektiren einen Sinn haben, der aber den Sinn des Lebens nicht berührt.

Zwei Relationen der Begriffe von Raum und Zeit haben den Metaphysikern, mehr als den auf fühlbar festem Boden stehenden Physikern, von den ältesten Zeiten an viel zu schaffen gemacht: der leere Raum, die leere Zeit; dann der ewige (unendliche) Raum und die ewige Zeit (Ewigkeit).

Auch diese Seiten der Begriffe scheinen auf ihre Abkunft außer und vor aller Erfahrung, diese selbst im reinsten, höchsten Sinne als Urbegriff des Lebens genommen, hinzuweisen.

Wenn sich der Metaphysiker eine Erfüllung zu dem Raum und der Zeit, gleichsam einen Stoff zu der Denkform erst hinzudenken mußte, so konnte er ja ohne Umstände denselben auch hinwegdenken; Raum und Zeit bleiben was sie sind.

Der leere Raum gewährt die Möglichkeit der Ausfüllung; die leere Zeit gestattet ein Geschehen innerhalb ihres Verlaufs. Also sind sie doch wohl mit oder ohne Erfüllung Wesenheiten?

Man unterscheide die Totalität von Raum und Zeit von Raum- und Zeit-Theilen. Einen Raum-Theil kann ich mir leer nur durch seine körperliche Umgebung denken; ich messe ihn durch diese. Hebe ich solche hinweg, so bleibt mir nichts als der abstrakte Begriff: Ausdehnung überhaupt, bis ich zu dieser ihre Begrenzung wieder hinzudenke.

So bestimme ich den Zeit-Theil nach dem Geschehen. Die unerfüllte Zeit messe ich nach dem neben ihr Geschehenden. Ein leerer Zeit-Theil kann ohne Letzteres gar nicht gedacht werden.

Das ausgedehnte und dauernde Weltall existirt und bleibt. Sind innerhalb desselben leere Raum- und Zeit-Theile möglich, so werden sie nothwendig nur durch die sie umgebende Erfüllung denk-, bestimm- und meßbar. Das Gähnen des Raumes, das Schlafen der Zeit — sie haben ihre Zieler und Zeiger im Fortstreben des thätigen Wachens.

Von leeren Zeit-Theilen in der Natur spricht die Metaphysik und Physik nicht, weil das Leben der Zeit keinen Hiatus

hat, wenn auch vieles Feste in ihr scheinbar ohne Wandel fortbesteht. Nur das wollen wir nebenein beibringen, daß, wo in der Natur Etwas einmal dem Gründlich-Starren anheimgegeben ist, Jahrhunderte, Jahrtausende an ihm wie Tage vorübergehen.

Hat man ja doch an Lebendigem, das in Starres hermetisch verschlossen worden, dieses spurlose Vorübergehen bemerkt, und dürfte man die Möglichkeit annehmen, daß versteinerte Infusorien, aus denen ganze Gebirgstheile bestehen, durch Auflösung wieder aus ihrem ungezählte Jahrtausende langen Todesschlaf zum Leben erweckt werden könnten, so wäre das, uneigentlich gesprochen, für diese Geschöpfe eine Art leerer Zeit gewesen. Ob nicht uns selbst irgend einmal eine solche bevorsteht, vielleicht eine unzähligemal längere, als von welcher in bekannten Mährchen von Langschläfern erzählt wird, ist eine Frage, deren Beantwortung ganz und gar außer unserm Bereich liegt.

Aber beim Raum wird im eigentlichsten Sinne die Frage von den Physikern aufgeworfen, ob irgend eine gänzliche reine Leerheit theilweise möglich sey oder wirklich irgend wo und wann vorkommen möge.

Auch sie und ihre Beantwortung können wir hier umgehen, bemerken aber doch, daß, wenn Lebenskraft im allgemeinsten Sinn die ganze Schöpfung durchdringt, ihr Wirken aber durch absolute Leere hindurch nicht wohl denkbar ist, der ganze Weltraum als ein erfüllter gedacht werden müßte.

Wollen wir wirklich nun über die U n e n d l i c h k e i t v o n R a u m u n d Z e i t nachdenken? Schaudern wir nicht vor diesen Geheimnissen zurück? Wissen wir nicht von Solchen, die über dem Grübeln in den Gebieten des Unermeßlichen und Abstrusen selbst abstrus, ja toll geworden sind, namentlich wenn sie schon vorher Anlage hiezu gehabt, einsam, ungesellig diese gesteigert und in angreifendem Brüten über solchen Gebieten des Ueberschwänglichen sich in fixen Ideen festgerannt haben?

Vor dieser unseligen Verirrung bewahrt uns ein freier,

frischer Lebens-Sinn, der den Erscheinungen der Welt kindlich-keck in's Auge sieht und keine metaphysischen Schul-Gespenster, keine Katheder-Popanze fürchtet; den hohle Sprachrohr-Stimmen nicht schrecken; dem der sepulcrale Dunst dumpfer Formeln keinen Fieberschauer erweckt; der lieber irrt und lernt, als gläubig merkt und nachplappert. Wir können uns gar wohl den Raum unermeßlich, ja, im Gegentheil, wir können uns denselben nicht irgend begrenzt denken, weil das Begrenzende immer wieder räumlich wäre.

Aber können oder müssen wir uns denselben dann auch in's Unermeßliche erfüllt denken?

Wir erfassen die Natur in ihren größten der Weltkunde noch zugänglichen Entfernungen, ja wir folgen dieser in ihre Vermuthungen und mit Beobachtungen unterstützten Hypothesen. Wir reihen Sonnensysteme an Sonnensysteme, Milchstraßen an Milchstraßen; wir säen diese unermeßlichen Welt-Linsen über das ganze Feld des Firmaments aus.

Ueber dieses hinaus nehmen wir noch Welten-Samen, unaufgegangenen in den Neubrüchen des Himmels, Sternnebel, Lichtwolken, chaotische Massen mit Welten-Keimen, Keim-Kräften wahr.

Aber sind dieß die Grenzen der Schöpfung? Können wir glauben, daß wir von unserm Senfkörnchen Erde aus mit unsern Augen-Waffen an die Enden der Welt zielen? Wären wir dort, unsere Entdeckungen würden von Neuem beginnen.

Ja, was hindert uns, neben eine Welt die Allmacht eine ebenso ausgedehnte zweite stellen zu lassen? Können wir dann nicht diese Welt-Pendants mit sich selbst multipliciren? Können wir diesen ungeheuern Rechnungs-Prozeß nicht fortsetzen, ja, in's Unendliche fortsetzen?

Und doch ist Etwas, was uns in diesem Schwindelnden der Analysis des Unendlichen wieder zur Besinnung bringt.

Hat nicht die schaffende Kraft sich vom Kleinsten bis zum Größten selbst beschränkt? Hat sie nicht Jedem seine bestimmte Form gegeben? Sind es nicht Individuen, welche die Gattungen bilden und das Formlose als festen Wohnplatz und fließendes Element bedürfen? Ist nicht Alles gemessen, gezählt und gewogen? Steht nicht das Eine mit dem Andern in Beziehung? Webt nicht eine Wechselwirkung der Gebilde von den Weltkörpern bis zu den kleinsten Creaturen durch die Schöpfung?

Ist nun, soweit unser Geistes-Auge reicht, und wohin die Tragweite unserer Analogieen geht, Alles bedingt und bestimmt, ist alles Geschaffene in's Buch des Lebens eingetragen, so müssen wir uns das All nach Maß und Zahl begrenzt und endlich denken. Ist jede Existenz eine bestimmte und endliche, so ist auch deren Summe endlich.

Kaum versuchen wir aber diese Welt-Anschauung festzuhalten, so macht sich unser schwankender Geist den Einwurf, ob wir uns denn die schaffende Urkraft durch den Stoff oder die Form irgendwie beschränkt denken können?

Wir suchen unserer Fassungskraft durch den Begriff der Zeit zu Hülfe zu kommen, das unendliche Seyn durch ein unendliches Werden zu erklären.

Mögen wir auch die Dauer der unserer Fassungskraft zugänglichen Schöpfung noch so weit hinausrücken, ihren jüngsten Tag noch so lange vertagen, — die Weltkörper haben ihre Geschichte. Wir können nicht umhin, in Jedem derselben ein Analogon unserer Erde zu sehen. Aber Letztere hat eine Reihe von Umwandlungen durchgemacht und wenn wir an den Riesen-Tafeln der Granit-, Gneuß- und Glimmerschiefer-Gebirge der Hochalpen, an den aufragenden Schichten der Kalk- und Sandstein-Berge, an den abgeschrofften Lagern der Rollstein-Flühen hinaufschauen und Manches so nackt und frisch im Bruch, wie von gestern erblicken, so meinen wir die Erdnatur noch in kaum aufgehaltener Bewegung zu sehen.

In ihrem Schooß ist eine Lebensglut, die nicht erlöschen will, und was sie noch brütet, das ist uns verborgen.

Aber auch ihre Oberfläche wandelt sich. Die Elemente zehren an ihr und arbeiten an ihrer Verflächung. Und wäre auch diese so langsam fortschreitend, wie wenn man den Staub von einer metallenen Kugel wischt, so steht sie doch nicht stille. Zwei Naturprozessen ist alles Körperliche unterthan, der Friktion und der Zersetzung.

Auch die Dichtigkeit der Erde kann nicht als eine constante angenommen werden. Sie war in ihren frühern Bildungs-Perioden geringer; sie ist mit ihrer allmählichen Erkältung gewachsen. Sie hat auf ihren Sonnen-Abstand, ihren Umlauf und Umschwung Einfluß, wenn auch Jahrtausende der astronomischen Tradition in ihren Messungen uns keine wahrnehmbaren Unterschiede überlieferten.

Wir schließen nach Beobachtungen auf eine Umwandlungs-Geschichte unseres Trabanten, des Mondes, nach Analogieen auf eine solche bei allen andern Weltkörpern.

Außerdem beobachten wir noch vieles Wandelbare, Zufällige innerhalb der Räume unseres Sonnen-Systems, die wahrscheinlich unausgesetzte und rasche Umbildung der Kometen, die auch ihren Irrwandel bedingt, das tumultuarisch zu nennende Umlaufen der Asteroiden-Schwärme.

Der Wechsel der Sonnenflecken deutet auch auf eine Ge-Geschichte des Sonnenlebens.

Kurz der kosmische Bestand ist nicht stabil und wie das Firmament aus Bildungskeimen und Stoffen des Chaos hervorgegangen, so kann es auch wieder in ein solches zurücksinken.

Die Spannung der kosmischen Kräfte ist zwar so übermächtig, daß in diesem großen Reiche ein Zerfall einzelner Städte und Provinzen nicht nothwendig den Ruin des Ganzen nach sich zöge; unsere mathematische Sprache, wenn auch nicht

unsere Einbildungskraft, kann aber Potenzen von Millionen Jahren einsetzen, innerhalb welcher große Systeme der durchgebildeten Schöpfung wie gealtert und überständig durch um sich greifende Zerstörungs-Prozesse in den Zustand des Chaotischen zurückfallen könnten.

Ueberall, wo wir Leben sehen, bemerken wir ein Wachsen, einen Höhepunkt und ein Verwelken. Alles Leben lebt sich zu Tode und wir können nicht umhin, mit jenem verneinenden Geist zu sagen:

„— — Drum, Alles, was entsteht,
Ist werth, daß es zu Grunde geht."

Hier aber könnten wir, wie wir oben angedeutet, annehmen, das ewige Seyn der räumlichen Schöpfung sey ein ewiges Werden in der Zeit, und während hier Regionen derselben in's Formlose zurücksinken, wende sich die Weltkraft in andere, um dort Chaotisches zu neuen Gestaltungen auszuprägen; indeß hier die alte Welt durch das Dämmerlicht ihres Abends in Nacht sinke, gehe die Morgenröthe des frischen Lebens einer neuen Welt auf.

Unser Verstand hätte aber auf diese Weise das Problem des ins Unendliche erfüllten Schöpfungs-Raumes nicht gelöst, sondern nur in die Zeit geschoben.

Die Zeit nun ist für unsere Fassungskraft als unendliche Vergangenheit eben so überschwänglich, wie als unendliche Zukunft.

Als unerfüllte, als Vorschöpfungszeit ist ihr Begriff ein bloß negativer, eine leere Abstraktion, ein Wort, dem keine positive Vorstellung entspricht. Nur als erfüllte Zeit, als Schöpfung, finden wir eine unendliche Zukunft noch denkbar.

Und doch ist auch diese nur ein negativer Begriff, ein solcher, der Nichts in sich begreift, weil er das Begriffene stets wieder sogleich aufhebt.

Wir reihen Millionen, ja Potenzen von Millionen Jahren

an einander: sie sind endliche Zahlen; ihre Summe muß eine endliche seyn. Aber eben das Summiren heben wir immer wieder auf und erstrecken es zur Unsumme, zur Unzahl.

So in dem nie endenden Geschäft, das Undenkbare zu denken, die ewige Unvereinbarkeit bestimmten Daseyns, begrenzter Dauer mit unbegrenztem Raum, unendlicher Zeit zu vereinen, erlahmend, gestehen wir uns endlich, daß unser Denken selbst ein begrenztes sey, daß wir uns Raum und Zeit nicht anders, als unendlich, ewig denken können, daß uns aber bei dem Problem: Raum, grenzenlos erfüllt, Zeit, ewige Vergangenheit und Zukunft des Daseyns — die Gedanken ausgehen, daß unser Geist eben so wenig im Stand ist, ein Werden und Vergehen des Weltalls in der Zeit zu denken, als ein Alldaseyn von Ewigkeit zu Ewigkeit, und eben so wenig eine räumlich begrenzte als eine unbegrenzte Schöpfung.

Es könnte uns demüthigen, daß wir Das, was doch nicht Es und auch sein Gegentheil zugleich seyn kann, was doch irgend wie, wo und wann ist und seyn muß, ja was in seiner Begrenzung als sinnliches Daseyn und fühlbare Gegenwart so handgreiflich, so faßlich ist, in seiner Ueberschwänglichkeit und Unendlichkeit so gar nicht fassen und begreifen können.

Da spricht denn wieder jener verneinende Geist aus: „Für Euch taugt einzig Tag und Nacht!“ Aber der Menschengeist ist ein trotzig und verzagt Ding.

Gerade weil er beschränkt ist, weil er die Welt nur in ihrer räumlichen und zeitlichen Begrenzung anschauen, weil er — bewaffnet mit weithin tragenden Instrumenten, unterstützt durch astronomische und geschichtliche Kunden, gekräftigt und erweitert durch gesteigerte Kenntnisse und kühne Combinationen, durch Analogieen und Schlüsse, durch geniale Blicke und Hypothesen — doch über die Schranken des Raumes und der Zeit nicht hinaus gelangen kann, weil er seine Vorstellungskraft begrenzt fühlt, ebendeßhalb gelüstet ihn, das Unbegrenzte zu

denken. Er empfindet ein prometheisches Verlangen, das Unendliche, die ewige Wohnung der Götter, titanisch zu erklimmen.

Ja, wer noch nie den süßen Schauer über das: Es ist, über das Daseyn, über die Unbegreiflichkeit des Greiflichen, über die Grenzenlosigkeit des Begrenzten, über das von Ewigkeit zu Ewigkeit des Moments empfunden und in sich immer wieder und wieder erweckt hat, der ist ohne philosophischen Geist und Geistesdrang. Er lebt von Begrenzung zu Begrenzung, von Moment zu Moment; er nimmt das Weltall rein faktisch für ein Seyendes, das sich von selbst versteht, oder — er nährt sich mit Schulbegriffen ohne lebendige Anschauung, mit leeren Abstraktionen und läßt sich mit Worthülsen beschwichtigen.

Kategorieen. Stammbegriffe.

Die Philosophen-Schule des vorigen Jahrhunderts hat nun allerdings das menschliche Wissen in seiner nothwendigen Begrenzung aufgefaßt. Sie leitete aus der Thätigkeit des Verstandes vier Stammbegriffe mit logischer Nothwendigkeit ab und wies in jedem derselben eine Trias von Faktoren nach.

Die Lebensfrage ihres ganzen Systems war: Sind synthetische Urtheile a priori möglich? Das heißt nach unserer Ansicht: Gibt es Begriffe, Erkenntnisse von den Dingen, die maßgebend sind, ehe man diese Letztern um ihren Inhalt fragt, die formell Alles in sich fassen, was der Geist von den Dingen wissen kann?

Mit jenen Stamm-Begriffen wird nun der ganze Bereich des Verstandes umschrieben. Es wird zugestanden, daß sie ohne Bezugnahme auf die Gegenstände leere Namen seyen, daß sie ihre Bedeutung erst durch Anwendung auf Objekte der Erfahrung erhalten, welche nun aber ganz von ihnen bedingt wird.

Es wiederholt sich hiebei derselbe Skrupel, wie bei den Formen von Raum und Zeit. Es wird ein Geist, ein denkender Verstand vorausgesetzt. Diesem sind Formen mit Nothwendigkeit eingeprägt. Vermöge dieser spricht er ein Wissen nach

vier Regionen aus Vollmacht eben solcher Nothwendigkeit, Synthesen in viermal drei Radien gegen die ihn umgebende Objektivität aus, bevor noch die Ur-Thesis: Welt an ihn gelangt ist.

Wäre es nicht natürlicher, den Geist sich im Unendlich-Mannichfaltigen orientiren, es denkend gewältigen, beherrschen, systematisch schematisiren zu lassen? Es könnte nicht fehlen, daß, wenn er dieß ordnende Geschäft consequent vollzöge, das Ergebniß eine logische Nothwendigkeit hätte und für den menschlichen Verstand, wie alle Wahrheit, normirend, maßgebend wäre.

Wenn wir die Kategorieen, wie sie die Schule nannte, näher ins Auge fassen, so werden wir vielleicht geneigt, hierin wirklich den Weg zu sehen, auf welchem der Verstand zu dem logischen Schema gelangt.

Die Kategorie der Quantität, welche die Substanz zunächst als solche erfaßt, soll in sich begreifen: Einheit, Vielheit, Allheit. Das sind nun reine Abstraktionen und Verhältniß-Begriffe. Es läßt sich wohl irgend ein Gegenstand als Einheit denken. Philosophisch betrachtet, kann aber der Geist bei keinem einzelnen Gegenstande ruhen und stehen bleiben; er wird an die Vielheit gewiesen. Diese ist jedoch nichts Eigenthümliches, sondern bloße Mehrheit von Einheiten. Er ist aber, um zur Ruhe zu kommen, getrieben, die Allheit zu suchen, welche als Einheit der Vielheit ein beziehungsweiser Abschluß ist.

Auf diesem Wege bilden sich im denkenden Verstande die Gattungs-Begriffe, welche aber nicht bloß ein Umschließen von Vielheiten, sondern von Einheit der Vielheit, von Uebereinstimmung in charakteristischen Merkmalen, eine relative Allheit darstellen; sodann die Begriffe der Größen, auf welche die ganze Mathematik gegründet ist. Sie ist ein reiner Aufbau der Abstraktion, der Verhältnisse des begrenzten Raumes, der bestimmten Zahl, ein Werk des Verstandes und ganz hypothetischer Natur; ein consequentes Ziehen von Folgerungen aus frei

angenommenen Erklärungen und Bestimmungen, z. B. dessen, was sie Punkt, Linie, Winkel, Dreieck, Kreis ꝛc., so wie, was sie Einheiten, Zehner, Hunderter ꝛc. heiße. Sie allein hat höchste Evidenz und apodiktische Gewißheit, weil alle Lehrsätze derselben schon in den Definitionen eingehüllt liegen und sich aus denselben in strenger Folge mit Anschaulichkeit entwickeln lassen.

Die Zeit hat keine Quantität für sich; ihr Mannichfaltiges haftet ganz an den Gegenständen des Raumes. Dieses beruht auf Dauer, Messung, Vergleichung. Sie selbst ist Einheit und Allheit zugleich. Die Zeit-Abschnitte sind entweder an die Causal-Reihen der Erscheinungen gebunden, sind Natur-Einschnitte, Verläufe, oder sie sind willkürlich angenommene Zeitmaße.

Nehmen wir Einheit, Vielheit, Allheit in ihrem höchsten, in ihrem Welt-Ausdruck, so sind sie nicht mehr und nicht weniger, als das Allmannichfaltige in seiner Theilung und Vereinigung, das Seyn in seiner Besonderung und Totalität, — die Aufeinanderfolge in ihren Reihen und Abschnitten, und als All-Werden gedacht.

Die Kategorie der Qualität drückt sich aus in: Realität, Negation und Limitation. Die Realität stellt sich dar, wenn das Subjekt von einem Prädikat eingeschlossen wird, z. B. der Mensch ist mit Sinnen begabt, oder wenn sich Beide decken, z. B. der Mensch ist mit Vernunft begabt; — die Negation, wenn die Sphären des Subjekts und Prädikats einander ausschließen, z. B. kein Mensch ist allwissend; — die Limitation, wenn sich die beiden Sphären durchschneiden, z. B. Es gibt eine schwarze Menschen-Raçe.

Man sieht leicht, daß diese Kategorie lediglich eine Abstraktion von der Bildung der Begriffe und dem Verhältniß ihrer Sphären zu einander ist, daß wir also keinen Grund haben, sie a priori in den Verstand zu legen, daß sie ihm vielmehr mit der Begriffs-Bildung selbst als eine seiner Funktionen entsteht.

Die Kategorie der Relation hat es mit Substanz und ihren Eigenschaften, mit Ursache und Wirkung, mit Wechselwirkung zu thun.

Wir müssen in Beziehung auf die Substanzen und ihre Inhärenzen und Accidenzen auf früher Gesagtes zurückdeuten.

Die vier Elemente galten den Alten für die einzigen Grundstoffe der Dinge. Im Fortschritt der Wissenschaft ist aber keines derselben in seiner frühern Geltung geblieben. Das Feuer mit seinem Begleiter, der Wärme, ist gar kein Stoff, sondern ein Prozeß, der sich durch Zusammentritt verschiedener Körper auf verschiedene Weise darstellt. Wasser ist aus Wasserstoffgas und Sauerstoffgas, Luft aus letzterem und Stickstoffgas zusammengesetzt; Beide sind in solche auflösbar. Das Element der Erde ist aber bereits in mehr als fünfzig unauflösliche Grundstoffe zerlegt.

Man sieht, wie die Begriffe der Substanzen durchaus relativ waren und dem Eindringen in ihr tieferes Wesen stets offen gehalten werden mußten. Es wäre den Wissenschaften schlecht mit einem Festhalten an den Substanzen alten Wissens und ihren Accidenzen gedient gewesen, ja, der Untersuchungs-Prozeß derselben darf nie als geschlossen angesehen werden, denn auch diese große Zahl von Grundsubstanzen wächst noch durch neuere Entdeckungen.

Es läßt sich aber auch annehmen, daß manche dieser Stoffe als zerlegbar erfunden werden. Auch hat die Chemie die Entdeckung gemacht, daß mehrere spezifisch verschiedene Stoffe, z. B. Säuren organischer Körper aus ganz gleichen Bestandtheilen zusammengesetzt sind, sogar ganz dieselben Mischungs-Verhältnisse zeigen und in einander bei verschiedenen Temperatur-Graden übergehen, welch' Letzteres sich die Chemiker aus einer veränderten Combination der Atomen-Mengen erklären.

So ist nun nichts fluktuirender, als der Begriff der

Substanzen, und während die Logik sie als constante und stabile Wesenheiten betrachtet, arbeitet die Naturkunde eifrig daran, ihren festen Guß in Fluß zu bringen und darin zu erhalten.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit den Grundbegriffen: Ursache und Wirkung. Die Logik ist geneigt, die Erscheinungen als Reihen von Gliedern anzusehen, wo, wie in den Gelenken einer Kette, die Wirkung an ihre Ursache angehängt ist, welche auch wieder Wirkung einer frühern Ursache ist, während sie selbst Ursache einer spätern Wirkung wird.

Was könnte auch ein Verstand, der die Grundbegriffe der Dinge a priori macht und diesen aufnöthigt, Besseres finden? Geht doch so die Natur von Generation zu Generation fort. Samen und Eier aus Pflanzen und Thieren entstanden, erzeugen, gereift und erwachsen zu Pflanzen und Thieren, wieder Samen und Eier und so mit Grazie und Infinitum.

Wäre nur nicht die Pflanze die gemeinschaftliche Wirkung vieler, ja unzählig, unmeßbar vieler Ursachen; gäben nicht der Boden, die Atmosphäre, das Firmament selbst ihren Tribut dazu her. Und eben so bei dem Thiere. Der ganze tellurische und kosmische Bestand und Wandel steht mit der einfachsten Pflanze, dem niedrigsten Thier in ursächlichem Zusammenhang.

Die Verschlingungen des Causal-Nexus mehren sich im selben Verhältniß, als Pflanze und Thier eine höhere Stufe der Organisation einnehmen; die Verbindungen der Ein- und Zuflüsse sind verzweigter; ja, wenn in einer Gattung das Seltene, Schöne, Edle ꝛc. sich gestalten soll, so greift die eventuelle Wirkung in die Causalität der Abkunft, in eine glückliche Stellung der Nativität zurück, und fordert dann günstige Umstände, sorgsame Pflege und einen allseitig zuströmenden Segen zum frohen Gedeihen.

Wir finden uns auch hier wieder von den Einzelnheiten auf das Viele, von diesem auf das All getrieben. Kein Gräschen läßt sich ohne Wasser, Luft, Licht, diese sich nicht ohne

Erde und Sonne, die Sonne sich nicht ohne das ganze Firmament denken; ja, der Grund zu der ganzen durchgebildeten Natur war schon in die Absonderung der chaotischen Stoff-Gemenge gelegt. Ohne eine für jeden Weltkörper spezifische Ausscheidung hätte unsere Erde nicht die ihr eigenthümlichen Urstoffe, also auch nicht deren unendliche Verbindungen im Reiche des Unorganischen und Organischen. Aber ein Stoff war durch den andern bedingt, sie alle in Wechsel-Beziehung, und das kleinste Gebild, das wir haben, das Edelste, dessen wir uns freuen, deutet auf jenen Urzustand der Zersetzung und Verbindung zurück.

Wie relativ sind also die Begriffe von Ursache und Wirkung? Und können sie in ihrem wahren Ausdruck wohl a priori, können sie etwas Anderes seyn, als Abstraktionen von der erscheinenden Natur, von der Schöpfung?

Die Denklehre hat den Begriffen von Substanz und Accidenzen, von Ursache und Wirkung den der Wechselwirkung beigesellt, nach welchem das Bewirkte auf das Wirkende zurückwirkt, so daß ihr Verhältniß zugleich das gerade und sein umgekehrtes ist.

Auch hier müssen wir den Banden der Logik uns entäußern und den Begriff mit den Anschauungen der Naturkunde beleben. Erscheinungen wie diejenige, daß der Magnet das Eisen, das Eisen aber auch den Magnet anzieht, und ähnliche, stehen nicht einzeln da. Sie werden nur verständlich, wenn wir z. B. den Magnetismus als Erd-Magnetismus erfassen. Dieser selbst ist aber ohne Zweifel keine bloß tellurische, sondern eine kosmische Erscheinung, Ursache und Wirkung zugleich.

Wenn aber der Erd-Magnetismus mit dem Verhältniß der Erde zur Sonne zusammenhängt, so ist dieses ein wechselseitiges. Jene gravitirt zu dieser und umgekehrt. Aber von der Sonne setzt sich die Beziehung zu höhern Systemen fort und entzieht sich unserm Blick ins Ueberschwängliche.

Der ursächliche Weltverband, die Naturwirksamkeit, die Bewegung, die Veränderung des Mannichfaltigen hat ihre Gesetzmäßigkeit, die nicht als schon in dem abstrakten Begriff der Causalität liegend angenommen werden kann.

Schon bei der Urbildung der Weltkörper, der Sonderung der flüssigen Elemente, der Consolidirung derselben in festere Massen hat sich das Besondere den Verhältnissen des Allgemeinen untergeordnet, ohne sich jedoch aller und jeder Rückwirkung auf letzteres zu begeben.

Die Hauptrichtung der Weltkräfte ging demnach vom Großen auf's Kleinere.

In den untergeordneten Systemen setzte sich diese Hauptrichtung fort. Auf unserer Erde stellte sich aber schon bei ihrer Consolidirung aus dem Flüssigen eine durchgreifende Wechselwirkung der Faktoren ein, wie wir an der Trennung des festen Kerns von seinen Wassern und dem Luft- und Dunstkreis, an der Schichtung der Erdrinde wahrnehmen. Diese Wechselwirkung hatte in zahlreichen Umwandlungen der Lagerungen durch innere Gewalt und atmosphärische Einflüsse ihren Fortgang. Ihre tellurischen Ergebnisse äußerten aber wohl keine merkliche Rückwirkung mehr auf die kosmischen Verhältnisse, sobald der Verdichtungs-Prozeß der Erde in sich zur relativen Ruhe gekommen war.

Die bleibende Wechselwirkung zwischen Sonne und Erde war ihre gegenseitige Anziehungskraft, die Spannung, welche ohne Zweifel auch als die Ursache des Umlaufs und der Umwälzung der letztern, und als das erregende Prinzip, welches uns als Licht schaubar, als Wärme fühlbar wird, angesehen werden muß.

Dieses Doppel-Prinzip blieb denn auch fortan der Erreger der atmosphärischen Bewegungen, die, urweltlich grandios und gewaltig, die letzten Um- und Ueberwälzungen, Aufschwemmungen und Durchfurchungen der Erd-Oberfläche zur Folge hatten.

Diese Umgestaltungen, so wichtig für die schon bewohnte Erde mit ihren Wasserbecken, gaben doch keine Kunde an die höhern Systeme mehr ab. Nur an dem uns so nahen Erd-Trabanten würden wir, wäre er nicht auch schon wer weiß wie viele Millionen Jahre über ein ähnliches Entwicklungs-Stadium hinüber, Andeutungen solcher Vorgänge an seiner Oberfläche wahrnehmen.

Was die Sternkundigen mit ihren trefflichen Instrumenten, vermöge welcher nicht nach Quadrat-Meilen, sondern nach Quadrat-Ruthen zu messende Lokalitäten auf dem Mond sich der Durchforschung darstellen, als constante oder wandelbare Erscheinungen in der Gegenwart beobachtet haben, bietet immer nur problematische Ergebnisse, Wahrscheinlichkeiten aus Analogieen gefolgert, kurz, schwankende Hypothesen aus kühnen Schlüssen dar.

Und so müssen wir sagen: Das Schicksal der Mond-Bewohner — welcher Weltkörper wäre leer und todt? — wird uns nun und nimmer kund; es verklingt in ihm selbst, wie hinwieder auch das Schicksal der Erd-Bewohner denen in Sonne, Mond und Sternen ein Räthsel bleibt, wie unsere Wonnen und Schmerzen hienieden verhallen.

Bemerkbar ist, wie in der urweltlichen Aera der Erdgeist gewaltig wirkte in Hervorrufung einer kolossalen Pflanzen- und Thierwelt; wie aber durch die erstere eine Wechselwirkung mit der Atmosphäre eintrat, bei der letztern hingegen die Existenzen einander wechselseitig bedingten, hervorriefen oder verschlangen und in Folge wiederholter Erd-Umwandlungen unzählige Gattungen ganz untergingen.

In demselben Verhältniß, in welchem die urweltlich stürmischen Natur-Prozesse sich mäßigten, nahmen auch die Wechsel-Wirkungen zwischen Erd-Oberfläche und Luftkreis einen ruhigern Charakter an und wurde der Bestand der Pflanzen- und Thier-Welt stabiler.

Jenen Wechsel-Wirkungen hat sich die Erdkunde und

besonders die Meteorologie zugewandt, und sie auf Gesetze zu bringen, zu berechnen gesucht. Dieß ist ihnen in den beiden kalten und in der heißen Zone durch deren constantern Charakter weit besser gelungen, als in den beiden gemäßigten, in welchen die aus jenen hereingreifenden Faktoren, namentlich die Luftströmungen mit dem klimatischen Mittelbestand ein unausgesetztes, unberechenbares Spiel treiben, wobei kosmische Bezüge, Sonne, Mond und Sterne, ein Minimum von Moment bilden, so daß der vermeintliche Einfluß von der wissenschaftlichen Erkenntniß nur für ein Fortleben astrologischen Wahnes im Volk angesehen wird.

Der Causalitäts-Nexus zwischen der Erde und ihren Creaturen entzog sich hienach mit dem Fortrücken der neuern Epoche immer mehr dem Einflusse kosmischer Kräfte, der urweltlichen Hauptrichtung der Causalität, welche aus der Centralisation der Weltbildungskräfte floß, ja sogar den gebietenden Gesetzen des Erdgeistes, und ebnete sich nach und nach zu einer Wechselwirkung zwischen den Gattungen der Creaturen selbst.

Wir müssen uns damit begnügen, die Hauptrichtung der kosmischen Kräfte von den höhern zu den tiefern Systemen als eine Art monarchischer Wirksamkeit, dann die Verbreitung und Theilung der Causalität in diesen letztern zu einer demokratischen Wechselwirkung angedeutet zu haben.

So nur erhält diese außerdem rein formelle Kategorie einen realen Inhalt und wird auf wirkliche Gegenstände angewandt.

Wir müssen aber die weitern Nachweisungen über die eben erwähnte Wechselwirkung der Erd-Creaturen den einzelnen Kunden anheimstellen. Sie lassen sich darauf ein, zu zeigen, unter welch' mannichfaltigen Einflüssen diese stehen, wie Abstammung, Oertlichkeit, Nahrung, Erziehung, Zusammentreffen günstiger Umstände rc. ihr Gedeihen bedingen, wie Uebersiedlung, Veredlung, Raçenkreuzung neue Bezüge schaffen; kurz, wie

überall in der Natur keine Wirkung aus einer einzelnen Ursache fließe, sondern wie Alles in gegenseitiger Beziehung stehe.

Die Wechsel=Verhältnisse der unorganischen Natur werden von der neuern Wissenschaft allseitig durchforscht und auf Gesetze gebracht.

Im Reiche der Vegetation stellt die Causalität leicht faßliche Reihenfolgen von Ursache und Wirkung dar; wie denn die Pflanze selbst der Dimension der Länge folgt.

Ein Geist, dem die Natur wie das Leben die klarsten Bilder des Seyns und Werdens vor sein helles, durchdringendes Auge stellte, und der, aller Verworrenheit abhold, die mannichfaltigsten Erscheinungen aus beiden Sphären auf den einfachsten, faßlichsten Ausdruck zu bringen wußte, — Goethe — hat diese consequente Folge von Ursache und Wirkung an dem Entwicklungsgang der Pflanze, an der Entfaltung von Organ aus Organ erfreulich und befriedigend nachgewiesen.

Im animalischen Reiche, wo die Organismen durch Ineinanderbildung der Systeme sich der runden Form zuneigen, ist ein solcher Nachweis schwieriger. Auch hier entwickelt und formirt sich Organ aus Organ; aber sie alle zugleich üben wieder zu gleicher Zeit und fortwährend ihre Lebenskraft auf jedes einzelne System und dessen Organe aus, und so steht in weit höherm Grade bei dem Thier, als bei der Pflanze, das Ganze mit dem Einzelnen in Wechselwirkung, so daß bei der Pflanze jedes Auge als der Keim eines eigenen Individuums angesehen und so, oder zum Zweig ausgebildet, unbeschadet der Fortdauer des Ganzen weggenommen werden kann, was auch noch bei den Pflanzen=Thieren der Fall ist, während bei dem Thiere die Amputation stets ein Raub am ganzen Organismus, eine störende Verunstaltung desselben ist, die Ablösung eines innern Organs aber die Wechselwirkung gewöhnlich lebensbedingend aufhebt.

Eine Analogie aus dem Reiche der Menschheit kann unsere Ansicht noch mehr verdeutlichen.

Auch hier tritt die Causalität in ihrer Hauptrichtung von den höhern zu den tiefern Systemen mit Entschiedenheit uns vor's Auge.

Nach Ablauf der ur- oder vorweltlichen Epoche, in welcher sich die chaotischen Gruppen und Urstämme zu Völker-Massen consolidirt, stellen sich die Potenzen: Abstammung, Gesittung, natürliches Recht, Herrscherthum, Cultus ꝛc. fest und wirken im Laufe der Zeiten in Reihenfolgen entschieden und ohne bedeutende Rückwirkung ihres Substrats fort.

Erst im Verfolg der wachsenden Civilisation tritt eine solche ein und gestaltet sich mit Ausbreitung der Cultur zu einer durchgreifenden Wechselwirkung aller Volkslebens-Interessen, zu einer entschiedenen Rückwirkung auf die gebietenden Potenzen.

Noch vor einem Jahrhundert waren die Erdenvölker viel mehr einer immanenten Individualität und Isolirung von andern hingegeben. Aber schon Lichtenberg hat etwas hyperbolisch ausgesprochen, es könne keine Erbse in den Indischen Ozean geworfen werden — mit tausend Thee- oder Gewürz-Fässern wäre es keine Uebertreibung — ohne unsere europäischen Handels-Interessen zu berühren.

Durch Ausbreitung, Verzweigung und Durchdringung der vielartigsten Berührung aller Hauptnationen der Erde ist in unsern Tagen, namentlich mit Hülfe der Vervollkommnung und Schnelligkeit der Transportmittel, eine durchgreifende Wechselwirkung unter ihnen eingetreten.

Rufen wir unsern Blick auf die einzelnen Nationen als Individuen zurück, so wirkt auch hier die Causalität nicht mehr in so einseitiger Hauptrichtung von oben nach unten.

So entschieden sich auch angestammter Charakter, Sitten und Gebräuche, Gesetz, Heiligthümer, Herrscherthum, Regenten-Stamm und Haus erweisen und eine gewisse Stabilität festhalten

mögen, so üben doch die erwachten und ausgebildeten sinnlichen und geistigen National-Kräfte, die materiellen und moralischen Interessen eine unabweisbare Reaktion gegen jene Potenzen und, in durchgreifender Wechselwirkung unter sich, eine Rückwirkung auf sie aus, welche eine solche Verschlingung aller Verhältnisse des Volkslebens zur Folge hat, daß auch hier wieder der logische Begriff der Causalität erst durch das Umfassen der ganzen Nationalität einen realen Inhalt gewinnt.

Auch hiebei mag man noch an eine Aehnlichkeit mit der Pflanzenwelt denken. Der treibende Geist der Zeit schiebt nämlich in den Tagen des Wachsthums manches Auge hervor, das vielversprechend, hoffnungsreich, phantasievoll gegen die Zukunft hinschaut, von der es die Entwicklung seiner Keimkraft, eine fröhliche Entfaltung, Blüthe und Frucht erwartet.

Aber es erweist sich als ein Erzeugniß der Tages-Mode, des Reizes der Neuheit, als unzeitig, vorgeeilt, durch vorübergehende Sonnenblicke oder einen warmen Regenschauer hervorgerufen und die Zeit, die ihre bessern Säfte dem Hauptstamm zuleitet, läßt das phantastische Wassergeschoß wieder eingehen und verdorren.

Es ist immerhin interessant, zu bemerken, daß die Causalität in der Natur und in der Menschen-Geschichte dieselben Stadien durchwandelt hat; wie aus der Anarchie der chaotischen Gährung sich die großen Massen consolidirten; wie dann ihre gegenseitige Stellung, Spannung und Bewegung eine Folge der ihnen mit despotischer Gewalt aufgedrungenen Construktion war; wie sich Alles nach Außen und Innen monarchisch centralisirte; worauf sich aber demokratische Elemente als constitutionelle Wechselwirkung allseitig ausbildeten und geltend machten und auf den Bestand des Ganzen zurückwirkten. Die Kategorien reflektiren gegenseitig in einander. So hat die Relation eine Quantität; namentlich bringt sich bei der Causalität die Frage

auf, wie es denn mit dem quantitativen Verhältniß der Ursachen zu den Wirkungen stehe.

Ein allgemeiner Blick zeigt uns in der Natur und in der Geschichte eine Divergenz und Convergenz der Causalität. Zuweilen verzweigt sich die Kraft einer Ursache in viele und bedeutende Wirkungen; hinwieder liefert oft das Zusammenwirken vieler Ursachen wenige und unbedeutende Erfolge.

Wenn wir annehmen wollen, daß die Welt-Substanz sich gleich bleibe, so würde auch die Totalsumme der Wirkungen derjenigen der Ursachen gleich seyn; bei der Ungleichheit Beider im Einzelnen also würde eine überwiegende Energie der einen Ursache die Wirkungen einer oder mehrerer anderer zurückdrängen.

Diese Erscheinung bestätigt sich in der Natur und in der Geschichte. Bei den urweltlichen Erd-Umwandlungen hat sich Vieles vorgedrängt. Manches wurde dadurch verdrungen. Pflanzen- und Thier-Gattungen vermehrten sich, durch Umstände begünstigt, unverhältnißmäßig und hielten andere darnieder.

Die Erfindung des Schießpulvers hatte weit großartigere Erfolge, als die jedes andern frühern oder spätern chemischen Erzeugnisses. Die Mosaik und die Gravirkunst haben durchaus nicht die welthistorische, weltbildende und umbildende Bedeutung, als die Buchdruckerkunst, die man, wenn nicht der Entstehung, doch der Form nach für eine Combination jener beiden Erfindungen ansehen kann.

Eine Berechnung der Weltkräfte geht über menschlichen Verstand. Eine steigende Cultur erscheint allerdings als eine Steigerung der Intensivität und Ausbreitung der Wirksamkeiten, sonst müßte man annehmen, daß, als auf Erden noch Alles wüst und leer war, dieselbe Summe der Kräfte thätig gewesen sey, wie jetzt, wo sich die mannichfaltigsten Wirksamkeiten über den ganzen Erdkreis zu verbreiten im Begriff sind.

Wir haben uns bei der Kategorie der Relation, besonders aber

bei der Causalität und Wechselwirkung, wie es scheinen möchte, unverhältnißmäßig lange verweilt. Die Schule sagt, ihr gelte eine Kategorie soviel als die andere; es sey ihr bloß darum zu thun, nachzuweisen, daß sie a priori gegebene, nothwendige Formen des denkenden Verstandes seyen, welche allerdings nur bei Anwendung auf wirkliche Gegenstände einen Sinn und Gehalt haben; es liege aber außer dem Bereich und Bestreben der Logik, irgend eine solche Anwendung selbst zu machen, als wofür die übrigen empirischen Scienzen daseyen.

Wir haben aber geflissentlich beispielsweise solche Anwendungen — und andeutend auf der ganzen Skale der Welt-Anschauung gemacht, um zu zeigen, daß jene logische Behauptung für uns keinen Sinn habe, daß, um bei der Causalität stehen zu bleiben, die logische Apriorität sich mit dem bedeutungslosesten Außereinander, dem gleichgültigsten Mannichfaltigen und einer trostlosen Monotonie der Aufeinanderfolge begnügen müßte, daß wir aber glücklicherweise unsere Begriffe von Ursache, Wirkung und Wechselwirkung von einer leben- und sinnvollen Welt abstrahiren, ja, daß sie mit Inhalt erfüllt eben nichts Anderes seyen, als die ewige Melodie und Harmonie der Welt selbst.

Darum ist aber gerade die Causalität in ihrem realen Wesen die gewichtigste Kategorie. Die Quantitäten-Einheit, Vielheit, Allheit, — die Qualitäten-Realität, Negation, Limitation, auch die Relation der Subsistenz und Inhärenz behalten so lange den bloß subjektiven Charakter der Abstraktion, bis ihnen die Causalität, das ewige Werden, die Evolution des Daseyns, die Welt, objectiven Werth und Geltung verleiht.

Wir werden bald sehen, daß dieß auch mit der vierten Kategorie, der Modalität, der Fall ist.

Wir wollen ihre Dreiheit von Beziehungen: Möglichkeit, Wirklichkeit, Nothwendigkeit mit ihren Gegensätzen;

Unmöglichkeit, Nichtseyn, Zufälligkeit näher zu beleuchten suchen.

Den Sinn dieser abstrakten Begriffe kennt Jedermann. Man könnte allerdings die tiefsinnigsten Spekulationen, die sublimste Mystik über sie walten lassen, könnte z. B. behaupten, das Wirkliche, was wir so nennen, sey eigentlich und metaphysisch genommen ein Nicht-Wirkliches, das Seyn — ein Nichtseyn, und etwa aus Lust der philosophischen Umstülpung hinzufügen, das Nicht-Wirkliche, das Nichtseyn des gemeinen Verstandes sey das eigentlich Wirkliche, das rechte Seyn.

Wir geben zu, daß der Philosoph in Beziehung auf den gemeinen, den sogenannten gesunden Menschenverstand öfter, als dieser glauben mag, in dem Falle des Sternkundigen sey, der, Jenem ganz gegen den Strich, ausspricht, die Sonne laufe nicht um die Erde, sondern diese um jene, und zwar in verkehrter Richtung des scheinbaren Sonnenlaufs, und der Mond laufe zwar um unsere Erde, aber nicht, wie es erscheine, täglich vom Aufgang zum Niedergang, sondern ebenfalls umgekehrt und, wie man an seinem täglichen Später-Aufgehen sehe, bei weitem langsamer.

Wie nun der Astronom die Begriffe des Volks-Verstandes meistens zuvor umwenden muß, um sie in die Sprache der Wissenschaft zu übersetzen, so auch der Philosoph.

Wir unsererseits getrösten uns aber der Ueberzeugung, daß wir diesen Umkehrungs- und Uebersetzungs-Prozeß schon vorgenommen haben, ehe wir ans Werk gingen, daß eben dieß das Geschäft unseres bewußten Lebens war, daß wir oft versuchsweise in der Verneinung der gewöhnlichen Anschauungs- und Denkweise zu weit gingen, und diese methodischen Negativen so lange wendend und drehend festhielten, bis wir fanden, daß sie nicht stichhaltig waren, und daß der einfach-klare Verstand gegen die zu weit getriebene Dialektik Recht hatte, vorausgesetzt, daß man ihn in denkendem Geist auffaßte.

Wir nennen also das Seyende, das Wirkliche: das von der Wissenschaft als ein Solches, ein Gediegenes, feuerbeständiges Erfundene, nicht also etwa die populären Elemente: Feuer, Wasser, Luft und Erde und Alles, was mit solchen Dingen auf gleicher Bahn steht, sondern das wissenschaftlich Begründete, mit der Verwahrung, daß keine Abschließung im Reiche der Forschung Statt finden soll, daß alle Wahrheit, die keine mathematische ist, einer nähern Begründung offen stehen müsse.

Der Begriff des Möglichen in der Logik enthält zunächst die absolute Denkbarkeit; denn ein Undenkbares zernichtet sich schon im Denken, ist ein Unmögliches, ein Widerspruch seiner selbst, ein Unsinn; — dann aber noch weiter die Denkbarkeit von Umständen, welche das Mögliche zu einem Wirklichen machen würden. Denn fänden sich unter den zu seiner Verwirklichung wesentlich erforderlichen Umständen undenkbare, so wäre jene Verwirklichung unmöglich.

Das Mögliche, als mögliche Verwirklichung, appellirt also an eine hypothetische Causalverbindung von möglichen Umständen.

Wir wollen es uns in einem Beispiel klarer machen. Wir haben eine feste oder relativ-feste Masse vor uns, es sey Marmor, Holz, Thon rc. Nun behauptet ein Kunstfreund, in dieser Masse schlummere ein Apoll; ein Künstler könnte ihn bildend ins Leben rufen. In abstraktem Allgemein-Sinne läßt sich Nichts dagegen sagen und, wenn wir den Marmor beibehalten, so schlummern in den Brüchen von Carrara noch ganze Götter-Welten. So ist überhaupt die ganze Schöpfung außer und neben der einzigen fortrückenden Wirklichkeit voll unendlicher Möglichkeiten.

Wenn wir aber in concretem Sinne sprechen, so haben wir einen bestimmten individuellen Fall vor uns. Wir sagen also: In diesem gegebenen Mormor-Blocke schlummert ein Apoll,

den unser Bildhauer A. durch die Kunst seines Meißels ins wirkliche Leben rufen kann.

Dem scheint nun nicht das Geringste entgegen zu stehen, und der Bildhauer braucht nur eine Skizze zu entwerfen, dann ein Modell, und nach Diesem den Göttersohn nach den Regeln seiner Kunst aus dem Marmorblocke zu hauen.

Dieß ist einer der Kunst-Erfolge, die wir täglich eintreten sehen, und wenn alle Umstände auf die Verwirklichung des im Marmor-Blocke schlummernden Apoll zusammengehen, so wird er durch die Hand des Künstlers A. ans Licht treten.

Aber der Marmor-Block kann zertrümmert werden; es können sich in seinem Innern Risse finden, die ihn zerfallen machen; der Bildhauer kann durch unumgängliche Umstände oder Beweggründe abgehalten werden, den Apoll zu verfertigen; er kann zuvor sterben ꝛc. Es kann sich treffen, daß unter den gegebenen Verhältnissen aus dem Marmor-Block durch die Kunst des Bildhauers A. unmöglich ein Apoll gebildet werden kann.

Trifft sich das nun so, so war das subjektiv möglich Scheinende ein objektiv Unmögliches; der Apoll konnte nicht gebildet werden. Ein Verstand, der nicht bloß obenhin die Masse des Blocks und das Kunstvermögen des Bildhauers A. in Betrachtung gezogen hätte, sondern aller hier einschlagenden Umstände kundig gewesen wäre, hätte die Unmöglichkeit gegen die hypothetische Erwartung des Kunstfreundes kategorisch aussprechen können.

Das ideell und subjektiv Mögliche ist also immerhin nur ein Problematisches, das ebensowohl reell und objektiv ein Unmögliches seyn kann.

Ob ein für möglich Gehaltenes objektiv möglich sey, stellt sich erst in seiner Verwirklichung dar.

Wenn bedingende Umstände diese verhindern, so ist es ein Reell-Unmögliches. In diesem Sinne kann man sagen: Nur das Wirkliche ist möglich.

Wir thaten vielleicht nicht recht daran, ein verwickeltes Beispiel aufzustellen, und nicht lieber zuerst nach dem einfachsten zu greifen.

Ich halte einen Würfel in der Hand und spreche aus, es sey nothwendig, daß ich unter der Augenzahl Eins bis Sechs Eine werfe; gleich möglich seyen bei einem guten Würfel alle sechse. Ich wolle auf die Augenzahl Drei wetten und Fünfe gegen Eins setzen. Die Wette wird als eine nach Wahrscheinlichkeits- oder Möglichkeits-Gesetzen gerechte angenommen.

Ich werfe Zwei. — Nun behaupte ich, ebensogut hätte ich Drei werfen können. Es wird zugegeben, als bewiese die Wirklichkeit des Fehlens Nichts gegen die Möglichkeit des Treffens. Aber mein Wurf war ganz nach den physischen Gesetzen der Bewegung, der Schwere, des Stoßes, des Falles erfolgt. Er geschah mit Nothwendigkeit; alle anderen fünf Würfe waren unmöglich und das Wirkliche zeigt sich als das Allein-Mögliche.

Aber somit muß ich auch das Wirkliche als nothwendig setzen und so wenig dasselbe dem Reell-Möglichen ein Moment zubrachte, ebensowenig ist das Nothwendige ein Augment des Wirklichen, denn wenn alles Wirkliche ein nothwendig Wirkliches ist, so bedarf der Verstand keines besondern Nothwendigen mehr.

Die Unterscheidung von Beiden ist auch bloß ideell und subjektiv. Es gehört nur die klare Einsicht in die Entstehung des Wirklichen dazu, um es in seiner Nothwendigkeit zu begreifen. Es wird hiebei vorausgesetzt, daß man zwischen mathematischer Nothwendigkeit einerseits und zwischen physischer, geschichtlicher, moralischer Nothwendigkeit anderseits unterscheide. Jene ist die allein absolute; diese aber bemißt sich nach dem Stande der Wissenschaft, der Kunde, der Erkenntniß. Je mehr diese dem Wesen der Natur, den Zuständen des Lebens entsprechen, desto sicherer werden sie die Erfolge voraussehen, das Geschehene in seiner Nothwendigkeit begreifen.

So kommt es denn, daß ein durch mannichfaltige Erfahrung gereifter, mit dem Seherblick des Weisen begabter Geist mitleidig über die thörichte oder fromme Einfalt lächelt, die überall drohende oder erwünschte Möglichkeiten erblickt und sie für Wirklichkeiten nimmt, zwischen Besorgnissen und Hoffnungen hin und her schwankt und die eingetretene unbequeme Wirklichkeit kaum für möglich halten will; während er die wirklichen Erfolge kommen sieht, aber seine Erwartungen dennoch zurückhält, bis sie durch das Eintreffen garantirt sind.

Derselbe Geist ist aber so wenig über Erfolge betroffen, daß er sie vielmehr in ihrer Nothwendigkeit begreift, unabweisbare menschliche Regungen aber als eine heilsame Disziplin betrachtet, die ihn lehrt, daß er noch nicht welterfahren genug sey, um das scheinbar Mögliche in seiner Unmöglichkeit zu durchschauen und das Wirkliche mit Resignation in seiner Nothwendigkeit hinzunehmen.

Man könnte uns aber den sehr begründet scheinenden Einwurf machen, daß wir ja auf die menschliche Freiheit gar keine Rücksicht genommen haben, welche die Möglichkeit zur Wirklichkeit machen könne oder nicht, und welche im erstern Falle nicht als genöthigt erscheinen könne, weil sie ja sonst nicht Freiheit wäre.

Somit müssen die Begriffe von Möglichkeit, Wirklichkeit und Nothwendigkeit, — diese außerhalb der Sphäre der menschlichen Freiheit —, ihre Geltung behalten.

Hier möge nun die Ansicht ausgesprochen seyn, daß der Mensch sittlich frei ist, welche Freiheit in ein ganz anderes Gebiet der Untersuchung fällt, daß aber auf dem psychologischen Wege kein Ergebniß über diese dynamische Freiheit zu erlangen ist, sondern nur über eine atomistische Freiheit, welche bloße Willkühr ist, eine Wahl zwischen gleichbedeutenden, gleichgültigen Handlungen, rücksichtlich welcher er genau betrachtet doch nicht frei ist.

Um uns nicht in spitzfindige Fragen, z. B. ob die Freiheit ein unbeschränktes Wollen-Können, oder ein Thun- und Lassen-Können des Gewollten sey und wie weit denn das Wollen-Können, die Freiheit der Selbstbestimmung zurückgehe? — zu verlieren, die eine Analysis des Unendlichen sind, wollen wir lieber die Behauptung aussprechen, daß die Freiheit des Menschen nicht ein willkührliches Wollen der That, sondern eine sittliche Energie des Gemüths, eine Kraft der moralischen Selbstgestaltung des Daseyns, eine organische Bildungsmacht des Lebens sey, daß „frei seyn" heiße: „Mensch seyn." So besteht die Sittlichkeit nicht etwa darin, daß man thue, was man wollen kann, z. B. die Welt verbessern, eigenthümliche Ansichten verbreiten ꝛc., sondern daß man wolle, was man thun kann, seine Anwandlungen und Gelüste des Augenblicks dem Lebenszweck unterordnen, seiner Selbstheit im Sinne des Ganzen gebieten, sein Wohlbefinden im Wohl der Welt suchen.

Die Selbstbeschauung mag sich noch so scharf und bis in die äußerste Spitze des Entschlusses beobachten und den gegebenen Fall, um ja jedes überwiegende Interesse ganz auszuschließen, recht abgewogen, gleichgültig annehmen, der Wille wird, um nicht Buridans Esel gleich, der wahlunfähig zwischen zwei identischen Heubündeln verhungerte, ebenso unschlüssig zu beharren, durch den kleinsten Atom außer oder in sich bewogen, oder aber blindlings, also unfrei, auf ein Handeln zufallen. Dieses aus Möglichkeit, Willkühr und Zufall Zusammengewobene ist also doch im Grund Nöthigung, Nothwendigkeit.

Wo aber im Willen zureichende Gründe für oder wider walten, da ist die Wahl sittlich nothwendig, und das verwirklichte Mögliche stellt sich auch ebendeßhalb zugleich als ein Nothwendiges dar.

Wir erwarten aber nicht den Einwurf, daß bei Annahme solcher Nothwendigkeit der menschlichen That deren Bestrafung eine Ungerechtigkeit sey. Wir könnten, den Knoten zerhauend,

sagen, die Strafe sey gerade so nothwendig, als die Uebelthat; der Thäter sehe auch Beide in Causalverbindung und begreife auch jene so, als hätte er sie sich selbst angesetzt.

Wir wollen aber lieber der humanen Vertheidigungskunst, der Sentimentalität der Justiz, welche sich in unsern Tagen aus dem Studium der Seelenkunde ein angelegentliches Geschäft macht, vorhalten, daß sie, während die ältere peinliche Justiz den Fall nahe zusammen nahm und nur den Thatbestand und den Willen zur That erforschte, sich auf das unendlich weite Feld der Psychologie stellt, wo sie allerdings mit einem gewissen Scharfsinn und Takt nachweist, wie der Verbrecher schrittweise und folgerecht zu der That kam, wodurch er unserm Mitleiden als ein Genöthigter erscheint, dem wir die mildeste Strafe, wo nicht gänzliche Freilassung gönnen möchten; — daß aber der Frevler gegen die sittliche Ordnung in jedem Augenblick seines Lebens an diese ihn allseitig umgebende und berührende erinnert und zur Rückkehr zu ihr ermahnt wird, der Verbrecher an der politisch bürgerlichen Ordnung aber ihrem Organismus verfällt. —

Wir wollen nun die gefundenen Resultate übersichtlich in ein Hauptbild zu vereinigen suchen.

Die Weltkraft, die schaffende Thätigkeit der Natur arbeitet auf Gestaltungen hin; sie versammelt aus dem unendlichen Reiche der Möglichkeiten die ihr zusagenden, die sie fortentwickelt, während sie die übrigen fallen läßt; sie gestaltet das Werden zum Seyn, zur Wirklichkeit, zur Gegenwart und so gewinnt dieses Weben und Walten mit den genau und überall zureichenden Mitteln den Ausdruck der Nothwendigkeit. — Die Möglichkeit ist vorwärtsblickend, die Nothwendigkeit rückschauend zu begreifen.

Es bleiben noch zwei Begriffe uns klar zu machen übrig; das W a h r s c h e i n l i c h e und das Z u f ä l l i g e.

Die Wahrscheinlichkeit ist subjektiver, relativer Natur und

liegt in der Auffassung; der Zufall ist ein Objektives, Positives, das die Beschaffenheit eines Ereignisses bezeichnet.

Die Wahrscheinlichkeit ist Hinneigung unseres Erkennens zur Wahrheit. Diese ist in ihrem strengen Ausdruck absolut, bestimmend; die Wahrscheinlichkeit ist bezüglich und zurückhaltend.

Da nur die Mathematik absolute Gewißheit hat, so nimmt die mathematische Wahrscheinlichkeit insofern hieran Theil, daß sich ihr relativer Werth berechnen läßt. So kann man die Wahrscheinlichkeit bestimmter Würfe mit einer gewissen Zahl von Würfeln ganz genau bestimmen; so bei Allem, was eine bestimmte Zahl möglicher Fälle darbietet.

Aber auch Alles in der Natur und im Leben, was unter mathematischen Faktoren steht, kann in dem Grad, in dem es sich der reinen Mathematik nähert, nach Wahrscheinlichkeits-Gesetzen bestimmt werden.

Die meisten Lotterieen lassen eine genaue Berechnung des Wahrscheinlichkeits-Grades der Gewinnste zu, welche sich aus ihrem Plan erheben läßt. Die wenigsten Spieler stellen jedoch eine solche an und glauben lieber an einen Fatalismus, der unter Hunderttausenden ihnen das große Loos zuwerfen könnte.

Eine meist unglückliche Berechnung wendet sich bei Einigen an die Wechselfälle der einzelnen Ziehungen, um künftige Treffer mit Wahrscheinlichkeit herauszufinden.

Da die Wahrscheinlichkeit des Gewinnstes bei allen öffentlichen Hazardspielen der Anlage nach den Unternehmern zuneigt, so wird Jeder, der lange, vielleicht unausgesetzt und hoch spielt, als Opposition Jener, wenn er kein Glückskind ist, nach Verhältniß seiner Theilnahme zu ihrem Gewinn beitragen, also in Verlust kommen.

So nimmt man auch bei Privat-Geldspielen eine in ihren Anlagen gegründete Gesetzmäßigkeit, eine mit ihrer Dauer wachsende Annäherung an Ausgleichung der Glücksfälle wahr;

nur wird diese sehr häufig durch ein psychisches Moment gestört, dadurch nämlich, daß ein kaltbesonnener, consequenter Spieler gegenüber von heftig-unbesonnenen, schwankenden im Durchschnitt die Schale der Wahrscheinlichkeit auf seine Seite neigen macht.

Die politische Rechenkunst beruht auch auf Annäherungen an die Wahrheit, auf Wahrscheinlichkeiten. Sie sammelt die in Zahlen darstellbaren Erscheinungen des Völker-Lebens. Sie ist eine junge Wissenschaft, jünger noch als die National-Wirthschafts-Lehre.

Man hatte früher kaum eine rechte Ahnung davon, daß sich in gewissen Zuständen, wie Bevölkerung, Geburten und Sterblichkeit, Verbrechen, Sitten, Cultur, Wohlstand, Aus- und Einwanderung ꝛc. eine Gesetzmäßigkeit offenbare, ein Beharren, Steigen oder Sinken, eine Bewegung, die sich auf Zahlen-Verhältnisse zurückführen lasse.

Wie ein Hausvater sich in seinem ökonomischen Stand und Fortkommen erst dann klar wird, wenn er Einnahmen und Ausgaben nach ihren Rubriken notirt und summirt, dann aber auch mit Besorgniß gewisse Mißverhältnisse wahrnimmt, so stellen sich auch durch die großen Zahlen des Volkslebens zuweilen große, schaurige Uebelstände heraus.

Jedes Reich, Land, jede Provinz, besonders jede Haupt- und Welt-Stadt haben ihre eigenen sittlichen Vermögens- und Schulden-Bücher, ihre Tugend- und Sünden-Register, ihre Klugheits- und Thorheits-Tabellen. Und was in seinen einzelnen Ereignissen zufällig, willkührlich, schwankend, unbestimmbar ist, wird im Zusammenhalt, in seiner größern räumlichen und zeitlichen Erstreckung eine gesetzmäßig sich evolvirende Erscheinung, eine rhythmische Bewegung des Volkslebens.

Wir unterscheiden hievon die politische Divination, die auch auf Wahrscheinlichkeiten beruht.

Sie hat viel Aehnlichkeit mit der physikalischen Vorhersagung, namentlich der Wetter-Prophezeihung.

Der Mensch kann natürlich nur in dem Grade das Kommende vorhersehen, als er genaue Kunde von allen zusammenwirkenden Faktoren besitzt, aus welchen sich die Zukunft gestaltet.

Nun gibt es aber überall und immer nur Wenige, welche so in der Mitte der Sachen stehen, daß sie das Zusammen- und Auseinanderlaufen aller politischen Fäden eben vom Centrum aus überschauen; die auch Sinn und Geist genug besitzen, die Kraft und Schnelligkeit der einzelnen Momente zu durchschauen; welche die Zwischenfälle in Anschlag bringen, die Alternativen abwägen können.

Hiebei ist noch ins Auge zu fassen, daß die großen politischen Körper, während sie ihrer immanenten Entwicklung leben, sich auch gegenseitig auf mechanische Weise durch Druck, Stoß rc. berühren, auf physikalische einander erwärmen, erhitzen oder erkälten, einander auf chemische Art durchdringen, zersetzen.

Ein ähnliches Ineinanderspiel der atmosphärischen Potenzen, namentlich auf dem Tummel-Platz derselben, in der gemäßigten Zone, hat auch seit Jahrhunderten das Wetter-Prophezeihen nicht wollen gelingen lassen.

Wer kennt die je mitspielenden Faktoren, ihre Stärke, das Wann und Wo und Wie lange?

Ein Trost kommt uns bei den politischen Unglücks- und Ungewitter-Propheten zu Hülfe, eben der nämlich, daß die allermeisten Prophezeihungen nicht eintreffen.

Die historische Wahrscheinlichkeits-Berechnung schaut rückwärts und folgt der Vergangenheit bis heran zur Gegenwart.

Wenn man nach der strengen Wahrheit der Geschichte fragt, so kann solche nicht in den einzelnen Urkunden gesucht,

sondern nur in ihrem Zusammenhalt gefunden werden. Aber die erlaubte Skepsis fragt doch ein jedes Ereigniß, eine jede That, ein jedes Wort um ihre geschichtliche Wahrheit.

Wer die Genesis der Geschichte der Gegenwart beobachtet, der findet, daß gar Vieles anders ist, als die Tags-Geschichte erzählt, ja, daß er, was ihm selbst begegnet, sobald es durch das trübende, strahlenbrechende Medium der redenden und schreibenden Menschen geht, kaum in den aufgestellten Zügen wieder erkennt.

Man wird zu der schroffen und kühnen Behauptung versucht, daß wohl fast Alles, was die Geschichte der Vorzeit uns erzählt, in Erscheinung, Handlung und Rede, anders, als wie geschrieben steht, gewesen seyn möge.

Ob nun wohl die Wahrheit jener Dinge an sich nicht mehr zu ermitteln ist, so haben wir darum doch mit keinen historischen Täuschungen und Blendwerken zu thun.

Vieles, von Augenzeugen, Betheiligten, Selbsthandelnden und Sprechenden aus erster Hand auf uns Gekommene hat wohl eine der Wahrheit ganz nahe kommende Autentizität.

In dem Uebrigen dürfen wir aber ohne Zweifel die Größe der Ereignisse, die Wichtigkeit der Interessen, die Energie der Bewegungen, die Höhe der Maximen, den Ernst der Handlungen, die Kraft der Thaten, die Würde der Reden suchen und dargestellt finden, die jene Vorzeit ausgezeichnet und hochgestellt haben.

Ja wer weiß, ob nicht manches Erzählte in der Wirklichkeit noch großartiger, erhabener, tiefer rc. gewesen, als es auch von dem ebenbürtigen Ueberlieferer in dem Mittel der Wortsprache konnte niedergelegt werden.

Haben wir namentlich die Reden und Aussprüche erweitert, rhetorisch ausgeschmückt, fließend, gerundet überkommen, so hat ihnen der lebendige Athem, der warme Pulsschlag, der

beseelende Brustton, der Wiederhall des Moments, das Leben jener Gegenwart nicht mitgegeben werden können.

Einige Wiederbelebung ist aber möglich, die ihnen Jeder nach dem Maß seiner eigenen Gemüthskraft geben muß. Jedenfalls dürfen wir annehmen, daß der Geist, der eine Zeit durchdrungen, auch die Geister ihrer Geschichtschreiber gehoben habe, daß die Höhen und Größen, welche die damalige Menschheit erreichte, durch den Höhe- und Großsinn der Begabtesten sich der Mit- und Nachwelt habe offenbaren wollen und müssen; daß diese aus dem Born ihrer Begeisterung nach dem Maß ihrer Begabung Dasjenige schöpften, was vom Geist der Zeit in sie geflossen war.

Von der moralischen Wahrscheinlichkeit wäre so viel zu sagen, daß wir uns eben deßhalb mit wenigen Andeutungen begnügen müssen.

Das Innere der Menschen verbirgt sich; kaum die Nächsten, die Vertrautesten kennen einander gegenseitig ganz; ja es wäre nicht einmal gut, wenn sie gar nichts mehr für sich behielten; Liebe, Achtung, fromme Scheu gebieten eine zarte Schonung gewisser Heimlichkeiten des Geistes und Gemüths.

Aber auch sonst, im täglichen Verkehr, inmitten der offenen Ausstellungen aller Erzeugnisse, Plane, Absichten, Wünsche, Urtheile, Handlungen, Reden, im mündlichen und schriftlichen Austausch sind wir doch, was die innern Beweggründe, die tiefer liegenden Zwecke, die verborgenen Antriebe betrifft, von lauter Räthseln umgeben.

Nach dem Maß der Selbst-Erkenntniß lernen wir die Gemüther und Gesinnungen der Menschen kennen, fühlen wir uns, als spiegelten sie uns ab, durch ihre Aeußerungen in ihren Seelenzustand, ihre Beweggründe hinein.

Egoisten, namentlich Eitle, sind die schlechtesten Menschenkenner, weil sie zunächst nur an ihr Ich denken. Der Mitfühlende, Wohlwollende, Bescheidene, Schüchterne, Vorsichtige rc.

ist an die Beobachtung der Menschen und Verhältnisse, der Umstände der jeweiligen Gegenwart gewiesen. Wie das Wohl der Welt die Bedingung seines eigenen Wohlgefühls ist, so hat er auch eine Lust an der bloßen Anschauung interessanter Zustände, auch ohne persönliche Betheiligung.

Im Verlaufe des Lebens sammeln sich die Combinationen der moralischen Wahrscheinlichkeits-Rechnung. Doch nimmt bei verschiedenen Menschen die Beobachtung eine verschiedene Richtung, sucht sich eigenthümliche Sphären, und wenn die Schärfe des Blicks nicht bei Allen gleich durchdringend ist, so finden wir, daß sie sich im Allgemeinen nach dem Maß der Erfahrung, der Klugheit, der Schlauheit, ja des Mißtrauens, der Verschlagenheit, der Durchtriebenheit &c. richte.

Die Berechnung der moralischen Wahrscheinlichkeit umfaßt also die ganze Menschheit von ihren größten Massen, den verschiedenen Charakteren der Nationen, durch ihre untergeordneten Versammlungen in Stände, Casten, Institute, Gemeinheiten &c. bis zu den kleinern Kreisen der Geselligkeit, bis zur Familie.

Man dürfte sich den Wink gefallen lassen: Im Allgemeinen merke auf die Volksstimme; der Ruf spricht das offenbare Geheimniß aus. Aber über den einzelnen Fall halte dein Urtheil zurück; du ergründest selten den wahren Vorgang, noch weniger die Beweggründe.

Wir wenden uns zu dem Begriff der Zufälligkeit, und fragen nach dessen Inhalt.

Wenn das Wirkliche ein nothwendig Solches ist, wie kann es ein Zufälliges geben? Bei diesem Gegensatze wäre ja das Wirkliche entweder ein zufällig — oder ein nothwendig solches.

In einer Welt von durchgreifender Causalität und Wechselbestimmung kann es kein Absolut-Zufälliges geben.

Ziehen wir auch einen irgend woher wirkenden Willen herein, so ist ein fragliches Ereigniß entweder Folge eines

solchen oder es ist Ergebniß einer gesetzmäßig wirkenden Naturkraft. Beide Fälle sind nicht wohl Zufälle zu nennen.

Wir wollen aber sehen, ob es nicht solche Ereignisse gibt, die wenigstens in relativer Beziehung so genannt werden können.

Wenn Jemand mit sechs Würfeln durchweg sechs Augen, also sechsunddreißig wirft, so nennen wir dieß einen außerordentlichen Zufall, denn man kann viele Tausend gegen Eins setzen, daß es nicht noch einmal geschieht.

Wirft er mit denselben Würfeln diese Augenzahl noch einmal, so werden wir aufmerksam. Wir untersuchen die Würfel. Fallen sie wiederholt auf diese höchste Zahl, so sind sie betrügerisch gemacht zu taschenspielerischer Kunst oder zu unredlichem Gewinn.

Aber sie fallen so nach dem Naturgesetz des Schwerpunkts. Unser Erstaunen über den höchst seltenen Zufall hört auf. Wir nehmen diese Benennung zurück.

Ein Schütz trifft mit verbundenen Augen ins Centrum; Jemand gewinnt mit einer lebhaft geträumten Nummer das große Loos; der Blitz schlägt in der Neujahrsnacht mit dem Glockenschlage Zwölfe in den Cathedralkirchthurm; ein Dachziegel erschlägt den einziehenden Triumphator &c.

Wir nennen dieses Alles: Zufall. Denn, welchen ursächlichen Zusammenhang hat das Zielen eines Geblendeten mit dem Punkt der entfernten Scheibe? Welchen Rapport hat der Traum zu dem rollenden Lottorade? Richtet sich die Luft-Elektrizität nach den Kirchenfesten und sucht sie noch überdieß die vornehmste, wenn auch zugleich höchste Landeskirche? Und muß denn von Millionen Dachziegeln der lockerste gerade auf das gefeiertste Haupt fallen?

Sind das nicht Alles bloße Zufälligkeiten und ohne alle Causal-Beziehung zu einander?

Sie sind es uns, wenn wir keine solche Beziehung vermuthen können. Es sind seltene Fälle des Zusammentreffens

gegenüber von Millionen unbeachtet vorübergehender Ereignisse, die nach den gewöhnlichen Gesetzen der Möglichkeit, der Wahrscheinlichkeit, des Durchschnitts zur Erscheinung kommen.

Der Glaubige spricht nicht vom Zufall im philosophischen Sinne. Nach seinen Begriffen gibt es aber, wo er es überhaupt der Rede werth finden könnte, darnach zu fragen, gar nichts Zufälliges. Alles, was sich ereignet, hat Beziehung auf Menschen-Schicksale; Alles ist Werk der Vorsehung, Verhängniß, Zulassung, Schickung, Leitung, Lenkung. Casuistische Fragen aber, z. B. über Unbedeutendheiten weist der Fromm-Gesinnte geradezu von der Hand.

Wir sind nun so weit in der Untersuchung, um zu merken, daß ein einzelnes Ereigniß nicht unter den Begriff des Zufalls sich stellen läßt. Alles und Jedes geschieht nach Gesetzen. Die großen Massen gehorchen den großen Naturkräften; aber auch das Sonnenstäubchen fliegt nach den Gesetzen der Bewegung; jedes Sandkorn am Meeresstrande liegt nach denselben nothwendig an seiner Stelle.

Zum Begriff des Zufalls gehört, daß sich zwei Sphären von ganz geschiedener Art und Natur, zwei getrennte Causalreihen in einer Erscheinung begegnen, berühren, welche durch ihre Bedeutsamkeit in uns die Frage veranlaßt, ob ein ursächlicher Verkehr zwischen ihnen stattfinde.

Wenn sich nun aber bei näherer Betrachtung zeigt, daß dieß nicht der Fall ist, daß die beiden Sphären nach wie vor ganz getrennt sind und ohne gegenseitige Beziehung ihrer eigenthümlichen Entwicklung folgen, so sprechen wir die augenblickliche Begegnung und wechselseitige Berührung in dem Wort und Begriff: Zufall aus. Sie bezeichnen nicht ungeschickt die Vorspiegelung einer Causal-Beziehung zweier heterogenen Sphären, ein Zufallen der Einen gegen die Andere.

Wir nehmen das Wort mit dem Begriff augenblicklich zurück, wenn wir wirklich einen ursächlichen Zusammenhang

finden, z. B. wenn wir erfahren, daß ein Uebelwollender im entscheidenden Moment den Dachziegel auf den Triumph-Wagen geworfen habe ꝛc.

Ueber manche Ereignisse halten wir unsern Ausspruch, ob Zufall — zurück: die vorgerückte Wissenschaft hat Vieles aus dem Gebiet des Zufalls in das des Naturzusammenhanges herübergehoben, so manche auffallende Erscheinungen bei Somnambülen.

Anderer hat sich die Natur-Mystik bemächtigt, z. B. des für wahr angenommenen wunderbaren Zusammentreffens von Vorfällen und Ahnungen mit Ereignissen in der Ferne.

In diesem Gebiet beruht das Meiste noch zu sehr auf gutem, man möchte sagen: auf seelengutem Glauben, auf höchst zweifelhaften Autoritäten, auf nichts weniger als geschichtlich-kritisch gesammelten Anekdoten, ja auf wirklich phantastischen Fiktionen.

Hier muß jedem Zweifelnden überlassen bleiben, seine Skepsis durchwalten zu lassen, sich zu fragen, ob er je irgend Etwas Dem Aehnliches in seinem eigenen Kreise erlebt habe, ja, ob eine solche hereinragende mystische Welt mit seiner Lebens- und Natur-Anschauung auf irgend eine Weise sich vereinigen lasse.

Es will uns überhaupt bedünken, als gehe das Bestreben vieler Menschen, wie in gar manchem Andern, so auch in diesen Sphären dahin, mehr aus sich zu machen, als es sich füglich thun läßt, Beziehungen der Natur zur Menschheit in Bereichen zu suchen, wo sie sich nicht finden lassen; wie seit undenklichen Zeiten aus den Träumen mehr gemacht wurde, als an ihnen ist, weil die Träumer wenigstens im Schlaf gern prophetische Seher seyn wollten.

Es gibt andere Gebiete, wo sich die wunderbare Höhe und Tiefe der Menschen-Natur bewährt; — das Gebiet des Wissens, das der Kunst und das der Sittlichkeit und Pietät. Auf diese wollen wir von den Regionen des Unheimlichen, des Irrwahns hinweg Sinn und Kraft lenken.

Mit weltmännischem Blick bemerkt man, daß die großen Erscheinungen der Natur und der Menschheit sich auch nach großen Gesetzen gestalten und fortentwickeln, daß sie der Zufall nicht aus ihren Bahnen zu bringen vermag.

Wo wir große Erfolge aus scheinbar kleinen, zufälligen Anläßen hervorgehen sehen, da waren dieß meistens nur die Zündstoffe, welche eine längst geladene Mine zur Explosion brachten.

Auch im Kleinern und Einzelnen zeigt sich das. Je mehr Mensch, desto weniger Zufall. Der feste Charakter lehnt alles Casuelle, was ihm nicht genehm ist, ab und zieht das ihm Gemäße an. So nehmen wir wahr, daß ein Mensch von sittlichem Ernst und Willen durch die Unendlichkeit von Zufällen eines vielbewegten Lebens hindurch immer mehr, fester, gerundeter Das wird, zu was wir schon in seiner Jugend die Anlage und Neigung in ihm liegen sahen.

Je weniger ein Mensch sittlichen Halt und zusammengefaßten Ernst hat, desto mehr ist er dem Zufall unterthan, und ein Solcher verschuldet es gewöhnlich durch seine spezifische Leichtigkeit, wenn er klagt, daß er stets ein leidiger Spielball des Schicksals gewesen sey.

Man trifft hie und da Menschen, welche an eine Art Fatum glauben, an ein unausweichliches Geschick, ein Verhängniß, das Jedem seine Lebens-Ereignisse und seinen letzten Tag mit unerbittlicher Gewalt bestimme.

Nachdem wir uns die Begriffe von Freiheit und Nothwendigkeit, von Wahrscheinlichkeit und Zufall klar zu machen gesucht, müssen wir diese Ansicht für irrig, gefährlich, wohl auch für unsittlich halten.

Der freie Mensch sucht sein Daseyn zu gestalten, die Umstände zu lenken, das Günstige sich anzueignen, das Ungünstige abzulehnen, das Nothwendige anzuerkennen, das Zufällige zu berechnen.

Das Bedenkliche zu unternehmen, ist Wagniß, das Lebensgefährliche ohne sittlichen Grund zu wagen, ist Tollkühnheit. Die Zufälle treffen nach ihrer durchschnittlichen Wahrscheinlichkeit. So kann man sagen: die zehnte Unvorsichtigkeit ist des Menschen Witzigung, die hundertste ist sein Verderben.

Sein Geschick ist Jeder selbst durch seinen Charakter.

Auch auf Zeitläufte und Völker-Geschicke darf man dieß anwenden. Die Zeiten des Verfalls sind auch die der Zufälle. Wo die organischen Kräfte, die schaffenden und erhaltenden Gesetze erlahmen, da übt der Zufall seine unzuberechnende Willkühr. So z. B. Wenn ein volks-vervehmter Monarch auf seiner Flucht nahe schon der Grenze erkannt wird.

Die Mittelmäßigkeit ist geneigt, menschliche Größe, Macht, Ehre, Reichthümer &c. dem Glück, also dem Zufall zuzuschreiben. Wir wollen aber nicht übersehen, daß es für den Menschen nur in so weit ein Glück gibt, als er es sich anzueignen und festzuhalten versteht.

Fortuna lächelt Jedem in seinem Leben mehr als Einmal mit bedeutsamem Blick; aber Wenige wissen die Flüchtige an der Locke festzuhalten. Es gibt wohl keinen Günstling des Glücks ohne Consequenz.

Wollte man sagen, der oder jener Künstler, Staatsmann, Held &c. wäre, unter andern Verhältnissen geboren, nur ein vorzüglicher Tischler, Handelsmann, ein berüchtigter Banden-Anführer oder Räuber-Hauptmann geworden, so ist schon genug zugegeben; denn es ist nicht zufällig, daß der Mensch unter bestimmten Umständen geboren wird.

Niemand will seinen Erwerb irgend einer Art, seine Vorzüge, seine Stellung und Lage, seine Geltung, sein Weib &c. dem Zufall danken. Es sollen Ergebnisse seiner Anstrengung, seiner verständigen Wahl, seiner Freiheit seyn. Noch eher will er sich einer höhern Schickung und Führung dabei unterstellt sehen.

So ist der Menschen=Geist, wenn er nicht in angestammter Lockerheit durch ein vermeintliches Herrschen des Zufalls zu gewinnen hofft, oder durch eine Berufung auf ihn sich zu entschuldigen suchen will, stets befugt, sein Walten möglichst zu verneinen und der Macht der organischen Entwicklung, der Gesetzmäßigkeit, der Freiheit, der Zweckmäßigkeit im Reiche der Natur und der Sitten immer mehr Geltung zuzutheilen.

Wir haben uns angelegen seyn lassen, den Sinn, den Inhalt, die Geltung der reinen Verstandes=Begriffe uns klar zu machen. Ihr umfassendes Wesen ist uns nicht entgangen. Sie scheinen alle möglichen Abstraktionen von den allgemeinsten Beziehungen der Dinge, insofern sie ohne nähere Bestimmung und Bezeichnung als das Daseyn im Raum und in der Zeit aufgefaßt werden, zu erschöpfen. Es würde wohl zu weit führen und vielleicht doch vergeblich seyn, noch weitere solche Allgemein=Begriffe aufzusuchen.

Die zehn Kategorieen der Aristotelischen und scholastischen Schule lassen sich sämmtlich den vieren der kritischen Philosophie einreihen, oder laufen sie unter deren Prädicabilien als Combinationen derselben.

Aber dadurch, daß wir nach unserer Weise die vier Kategorieen mit ihren je drei Zweigen auf die gegenständliche Welt anwandten, kamen wir auch zu der Ansicht, daß sie nicht vor aller Lebens=Anschauung eine dem Verstand eingeprägte nothwendige Form, sondern daß sie vielmehr die höchsten und allgemeinsten Abstraktionen von dem räumlich=zeitlichen Daseyn seyen.

Wir konnten also in diesen zwölf Allgemeinheiten und Stammbegriffen nicht etwa einen Aarons=Schild finden, durch dessen zwölf funkelnde Edelsteine der Verstand in hohepriesterlicher Macht die Gesammtheit der Dinge bestrahlen ließ; vielmehr, wie dieses Geschmeide, in mitgetheiltem Lichte leuchtend, ein Symbol der zwölf Stämme Israels war, so gilt uns auch

der geistige Juwelen=Schmuck der Kategorieen und Stammbegriffe für eine Fassung, in welcher sich das Licht der Welt zwölffarbig abspiegelt.

Erscheinungen. Dinge an sich.

Wir sind auf einem Standpunkt angelangt, von welchem aus, sollte man meinen, wir nun die Natur selbst in ihren Gestalten, Wesenheiten, Kräften, Umwandlungen ꝛc. näher ins Auge sollten fassen können.

Wir haben uns das Vermögen zuerkannt, die Gegenstände zu schauen, zu vernehmen, zu empfinden, zu fühlen. Unser Verstand hat ein Schema gefunden, in welchem er sie nach verschiedenen allgemeinen Bezügen einreihen kann.

Wir dürfen doch wohl die Eindrücke der Gegenstände auf uns für unabweisbar, für sinnliche Wahrheit, für eine Gewißheit der Gegenwart, für Wahrheit halten.

Wir stehen hierin nicht nur dem rein=sinnlichen Menschen gleich, der sich dem Augenschein, dem Handgreiflichen, der fühlbaren Gegenwart ohne Skrupel, mit Ueberzeugung, mit ganzem Lebens=Gefühl hingibt; wir wissen zugleich, was wir empfinden; wir haben die gegenständliche Welt zugleich mit unserm Vermögen ihrer Aufnahme, Auffassung uns entstehen lassen.

Sie gestaltete sich uns von den ersten dumpfen, regellosen, wechselnden Sensationen der Kindheit bis zu der klaren Helle einer geordnet festen Anschauung und Ueberschauung des gereiften männlichen Verstandes.

Aber — die Schule ist es, die uns mit neuen Skrupeln beunruhigt; die leidige Schule!

Sie trennt uns, zu höherer Einsicht Bestimmte, von den treuherzig an die Gegenstände glaubenden, sie herzhaft anfassenden, behandelnden, benützenden Natursöhnen. Sie führt uns in ihre düstern, dumpfen Räume. Wir sollen noch einmal

durch Zweifel, vielleicht erst durch Verzweiflung an Seyn und Wahrheit, geläutert werden.

Wir blicken wehmüthig, sorgenvoll nach jenen hell und kühn ins Leben schauenden Abscheidenden hin. Sie erscheinen uns als vollständige, kräftige Menschen; wir fühlen uns als Getheilte, Wankende, als zu unbekannten, peinlichen Disciplinen bestimmte Novizen.

Wir verdanken der Schule so viel. Sprache, Schrift, Lehre haben uns zu Denkenden gemacht. Wir haben mit Begriffen, in welche Beobachtung, Vergleichung, Abstraktion ihre Ergebnisse als einen geistigen Inhalt versammelt hatten, wie mit Zahlen, mit Potenzen rechnen gelernt; eine Manipulation, die der Natursohn nur für den Gebrauch der nächsten Gegenwart, für den nothwendigsten praktischen Bedarf instinktmäßig übt, uns methodisch eigen gemacht. Wir haben einen unendlichen Vorrath von solchen Begriffen, einen Schatz von Wissen in unserm Gedächtniß aufgehäuft, um daran jeden Augenblick nach Erforderniß zu Beantwortung von Lebensfragen, zu Lösung von Problemen das Geeignete zu entnehmen.

Die Ehrfurcht begleitet uns durch die Hallen der Schule. Aber der Dämon des Zweifels flüstert uns bedenkliche Worte zu.

Die Schule — vernehmen wir von ihm — hebt dich mittelst Sprache, Schrift und Doktrin auf eine höhere Stufe, stellt dich über den Natursohn mit seinem gesunden Menschen-Verstand. Aber wenn sie dich ihrem Wissen ebenbürtig gemacht, in die Falten ihres Gildemantels eingehüllt hat, dann gehörst du ihr; dann hält sie dich fest und gefangen. Du sollst und kannst fortan nur in ihren Formen denken, in ihrer Logen-Sprache reden, auf der von ihr vorgezeichneten Bahn beobachten und forschen. Du bezahlst die Hebung, den Aufschwung, den sie dir verliehen, mit der Bannung in ihre Mauern, mit der Kettung an ihre Ordensregel. Sie erregte deine Einbildungskraft mit Worten von überschwänglichem Inhalt, mit Begriffen,

die Seyn und Nicht-Seyn umfassen. Aber frage diese Orakelsprüche selbstdenkend, forschend um ihren wahren Sinn und Gehalt, so stehst Du wieder vor den Pforten der alten Probleme und Räthsel, welche dir die Schule nur mit Aufschriften im Lapidarstyl verblendet hat.

Die Schule ist der personificirte Jesuit. Sie fördert, um zu bannen; sie erleuchtet, um zu verfinstern; sie befreit, um zu despotisiren. —

Wir horchen dieser zweideutigen Warnungsstimme; sie erfüllt uns mit Unruhe, mit Bangen; aber wir können unsere Schritte durch die Schul-Hallen nicht mehr hemmen; wir schreiten vorwärts.

Da treten wir an eine fest verschlossene Pforte. Unser Auge fällt auf eine Inschrift mit kolossalen Buchstaben. Sie lautet: Der menschliche Verstand kennt nur Erscheinungen. Von den Dingen an sich kann er nichts wissen!

Der Dämon des Zweifels steht wieder neben uns und flüstert uns zu: Hier liesest du ein demüthiges Bekenntniß der Schule, das eben so überraschend ist, als ihr dir wohl bekannter Hochmuth, mit welchem sie ausspricht, daß der Verstand die ihm eingeprägte Form von Stamm-Begriffen auf die Gegenstände diktatorisch übertrage. Wo es also gilt, etwas Gediegenes von der wirklichen Welt, dem objektiven Daseyn zu wissen, da bekennt sie ihr Nichtwissen, ja ihr gänzliches und unabänderliches Unvermögen, Etwas zu wissen. —

Uns wird's zu Muthe vor der verschlossenen Thüre, wie es dem Prinzen Tamino in der Zauberflöte in den Tempelhallen Sarastro's gewesen seyn mag.

Endlich öffnet ein Eingeweihter eine andere Pforte. Der Dämon verschwindet; wir treten ein; die Lehre beginnt und wir sind mit unserm Geist bald mitten in der Sache.

Wir versuchen das oft ins Dunkel der Schulsprache Gehüllte möglichst faßlich wieder zu geben:

Die Gegenstände sind für uns da durch die Einwirkungen auf unsere Sensation. Wir umfassen das Daseyn und die Eigenschaften eines Gegenstandes mittelst der verschiedenen Eindrücke, die er auf mehrere unserer Sinne oder auf alle zugleich oder in Folge macht.

Wir sehen einen Apfel, wir riechen ihn, schmecken ihn, fühlen ihn, empfinden seine Kälte, hören sein Auffallen, wägen seine Schwere. Diese Eindrücke gehen einzig von ihm aus, auf unsere Empfindungs-Fähigkeit über. So ist er uns eine Substanz mit Accidenzen, ein Subjekt mit Prädikaten, ein Inbegriff von Daseyn mit Eigenschaften.

Wir bereden uns, den Apfel an sich zu kennen, so weit wir seiner Eigenschaften kundig sind; die forschende Untersuchung kann uns noch tiefer in sein Wesen hinein führen; wir zerlegen ihn, beobachten seine Struktur, betrachten mikroskopisch sein Fasern- und Zellen-Gewebe, untersuchen chemisch seine Säfte, widmen unsere Aufmerksamkeit seiner Schale, seinem Kernhaus, den Kernen und ihren Keimen.

So versenken sich unsere Sinne ganz in das Wesen des Apfels, sein Werden und Verzehrtwerden.

Aber lernen wir durch alle diese Eindrücke den Apfel an sich kennen?

Was wir sehen, ist eine Empfindung unseres Sehorgans, ist rein in uns, ist eine Lebensregung unseres Wesens. Was hat ein lebloser Apfel für eine Beziehung zum Leben, zum Empfinden? Er mag das Mittel hiezu seyn, aber er ist in keiner Hinsicht das, was wir sehen.

Wir befragen die Wissenschaft um die Beschaffenheit des Sehens. Wir vernehmen, daß ein Element zwischen dem Gegenstand und unserm Gesichtssinn thätig sey, daß es von ihm ausgehe und letztern errege. Man nennt es Licht, und nimmt an, daß es von der Oberfläche des Gegenstandes gleichsam weg- und allseitig hin-, also auch dem geöffneten Auge zugestoßen werde.

Aber unsere Sensation ist nicht dieser Prozeß; sie ist Leben, ist Empfinden, in sich Finden eines Eindrucks, ist Bewußtwerden, was Alles sich nicht näher beschreiben läßt. Außerdem liegt in unserer Gesichts-Wahrnehmung vom Apfel gar nichts, was uns darüber Aufschluß gäbe, ob das Licht das Wesen und An sich des Apfels errege, verändere, sich an ihm betheilige, Etwas von diesem An sich unserm Auge zubringe.

Auch liegt in dieser Wahrnehmung nichts, was uns über die vom Apfel ausgehende Affektion unseres Auges näher unterrichtet.

Dieß sind problematische Vorgänge, welche, wenn sie auch Bedingungen des Anschauens des Apfels sind, doch ganz und gar außerhalb der Anschauung selbst liegen.

Eine gleiche Bewandtniß hat es mit dem Geschmack des Apfels. Sind auch Bestandtheile desselben Bedingung des Schmeckens, der Empfindung, welche wir haben, wenn sie unsern Gaumen berühren, so ist doch nichts im An sich des Apfels, was mit unserer Empfindung von gewürzhafter Süßigkeit vergleichbar wäre.

Die Anwendung auf den Apfel-Geruch ist leicht zu machen. Wir empfinden, während ihm wer weiß welcher todte Stoff entströmt, ein lebendiges, erquickendes Aroma. Was hat aber das Leblose mit dem Leben gemein?

So ist das Sammt-Gefühl bei Berührung seiner Oberfläche ganz unserm Tastsinn angehörend. Seine Kälte ist sein Verhältniß zu unserer Temperatur; sein Wesen ist, sensuell genommen, weder kalt noch warm.

Und so bleibt denn, nachdem wir den Apfel genau beschaut, auch sein Inneres uns durch Zerlegung zur Oberfläche gemacht, seinen Bau betrachtet, ihn gerochen, geschmeckt, seine Säfte untersucht rc., immer wieder die Frage stehen: Was ist denn, abgesehen von diesen Eindrücken desselben auf meine mehrseitige Empfindungsfähigkeit, der Apfel an sich?

Wenn ich empfunden, was er mir ist, wie er bei mir mannichfaltiges Leben erregt hat, so verlange ich zu wissen, was er sich selbst ist. Gerade weil die Anregungen, zu denen er sich als Mittel verhält, mannichfaltig, verschiedenartig sind, ja unter sich nicht das Geringste gemein haben, denn was haben Form und Farbe mit Geruch und Geschmack, was Kälte mit Glätte, Ton mit Schwere gemein? so muß ich annehmen, daß der Apfel andern Sinnen, z. B. denen verschiedener Thierklassen, auch andere Empfindungen mittheilen könne, daß die meinigen seine Mittheilbarkeit nicht erschöpfen, daß sein Wesen, sein An sich, gegenüber von all diesen Subjektivitäten des Empfindens, eine objektive Einheit, ein Seyn in sich selbst, ein in sich ruhendes Daseyn bilde.

Ich höre den Klang einer Glocke. Ich erfahre, daß diese meine Klang-Empfindung von dem Beben herrühre, das in ihrem Bau durch Anschlagen erregt worden. Aber was hat ein Klang im Gehör-Organ mit dem Erbeben des Metalls gemein? Und dann, wie und was ist dieses Beben? Welche Vorstellung soll ich mir davon machen? Es ist eine ihrer Eigenschaften; aber ihrem An sich bin ich dadurch nicht näher gekommen.

So frage ich: Was ist Silber? Was ist Gold? Ich sehe ihren Glanz; ich höre ihren Klang; ich fühle ihre Glätte, Kälte, Schwere. Ich erfahre ihr Verhalten zu andern, zu auflösenden Stoffen. Aber auch ihre kleinsten Theile bleiben Silber und Gold, ein An sich, das ich nicht erkenne.

Es gibt bekanntlich eine Wissenschaft der Stoff-Verwandtschaften, der Verbindungen und Auflösungen. Aber was das Wesen, das An sich der Verbindung, des Bandes, das Wesen des Aktes der Auflösung ist, das erkenne ich nicht.

Ich höre das Geschehene benennen; die neu zusammen getretenen Stoffe tragen andere Namen, die Metalle heißen z. B. Oxyde; aber ich sehe in das Wesen weder des Metalls, noch

der Säure, noch in den Vorgang ihrer Verbindung zum Oxyd hinein.

Ebenso wenig geben mir die Affektionen innerhalb meines Organismus, Wohl= und Wehe=Thun der mannichfaltigsten Art, wofür die Sprache keinen eigenen Namen, wie bei den äußern Sinnen hat, sondern sie nur als Affektionen der betheiligten innern Organe bezeichnet, über das Wesen der letztern und die Art ihres Angegriffenseyns einen Aufschluß. Wohlthun und Schmerz sind Empfindungen; aber ihr Veranlassendes sind physiologische, pathologische Zustände, ein gefühlloses An sich der organischen Theile.

So begleitet ein unendlich mannichfaltiges, bald spezifisch, arthaft, bald relativ, gradweise verschiedenes Spiel und Leben unserer Sensationen, Wahrnehmungen 2c. die leblosen, empfindungslosen Vorgänge und Metamorphosen der Dinge an sich.

Bald sind es Mittel=Elemente, Medien, welche diesen Rapport bedingen, Licht und Luft, Prozesse an der Oberfläche der Dinge an sich, die ihren Bestand nicht verändern; bald sind es Eigenschaften ohne Mittheilung, wie beim Tasten 2c., bald solche mitgetheilt, aber ohne Veränderung des Grundwesens der Dinge, wie die Wärme. Zuweilen entzieht die Mittheilung den Dingen einen ihrer feinen Stoffe unbeschadet ihrer Consistenz, wie beim Geruch. Bei der Empfindung des Geschmacks aber wird das Wesen des Dings zersetzt, aufgelöst und geht schon innerhalb unseres Organismus andere Verbindungen ein.

Wir kamen schon bei einer frühern Untersuchung zu der Ansicht, daß der kindliche Sinn, wenn er von der Außenwelt spricht, gar nicht auf sein wahrnehmendes Ich, auf seine Sinne Bezug nehme. Er sagt: Dort steht der Mond am Himmel! — ohne zu der Reflexion zu kommen, daß sein Auge es ist, das ihn sieht, daß sein Ich dieses Eindrucks sich bewußt wird.

Es geht, wie wir auch bemerkten, im gewöhnlichen Leben, selbst dem Denker nicht anders.

Bei den andern Sinnen-Eindrücken ist es derselbe Fall. Dem Kindlichen tönt die Glocke, riecht die Nelke, schmeckt die Speise, ist der Marmor glatt und kalt ꝛc. in demselben objektiven Sinn, wie bei dem Mond am Himmel.

Nur beim Geruch, Geschmack und bei der Temperatur-Empfindung tritt zugleich eine Reflexion auf die Mittheilung an das Empfindungs-Vermögen ein.

Nun führt aber die Lebens-Erfahrung Sinnen-Täuschungen herbei.

Man sieht den Stab im Wasser gebogen, die Münze in der Tasse mit Wasser herbeigehoben; man hört den Glockenklang, die Musik von der entgegengesetzten Seite; man fühlt mit verschränkten Fingern das Kügelchen doppelt, empfindet dasselbe Wasser mit der kalten Hand warm, mit der warmen kalt, und so weiter.

Diese Erscheinungen leiten schon darauf, daß die Sinne wahrnehmen, daß Mittheilung durch fließende Elemente die Wahrnehmungen vermittelt.

Im Fortschritt der Selbstbeobachtung kommt man auf Empfindungen, die auf einer eigenen Thätigkeit oder Affektion der Sinne beruhen, denen kein Objekt so geradezu gegenübersteht und entspricht, wie in gewöhnlichen Zuständen.

Man findet, daß in krankhafter Aufregung der Sinne, der Imagination eine ganz andere Gegenwart vor ihnen steht, als die wirkliche.

Ja es bedarf nicht solcher Besonderheiten. Im hellsten Wachen denkt man Bilder von nicht vorhandenen Gegenständen. Sie werden lebhafter in der schaffenden Phantasie mit offenen, verstärkt, mit geschlossenen Augen.

Der Traum vollends steht mit gar keiner sinnlich gegenwärtigen Welt im Rapport.

So finden wir uns endlich durch Selbstbeschauung unseres eigensten Wesens zu einer entschiedenen Zweiheit getrieben,

vor welcher wir nicht erschrecken dürfen; wie ja alles noch so Widerwärtige, recht entschlossen ins Auge gefaßt, sein Zurückstoßendes größtentheils verliert.

Wir können uns nicht länger verbergen, daß der ganze Inbegriff unserer Empfindungen, Anschauungen, Wahrnehmungen ꝛc. unserm Selbst angehört, daß sie ein In uns sind; daß der Gesammt-Inhalt der Begriffe, Urtheile, Schlüsse, der ganze Aufbau unseres Denkens auf einer Thätigkeit (auch Leidenheit) unseres Ich beruht, ja, daß dieses Empfind- und Denk-Leben eben nichts Anderes, als unser Ich ist, daß Beide einander vollständig decken.

Verlassen wir aber diesen Standpunkt, von welchem aus unser Ich in sich selbst hineinschaut und lassen dieses in seiner Thätigkeit walten, so versinkt es in Selbstvergessenheit, öffnet seine Vermögen der Aufnahme der Außenwelt, wozu wir auch die Anregungen des innern Organismus zählen müssen, weil sie jedenfalls außerhalb des Ich sind, und eine gegenständliche Welt spricht nach wie vor sein Wahrnehmungs-Interesse an.

Doch sey diese Welt auch seither die Heimat seiner Theilnahme und Liebe, seiner Thätigkeit und Erholung, seiner Beobachtung und Forschung gewesen; das Alles kann das Ich über den entschiedenen Dualismus in seinem Wesen nicht irre machen.

Es muß stets wieder zur Sebstbeschauung sich zurückwenden und ohne Bedenken aussprechen: Alles Wahrnehmen ist nur in Mir, geschieht durch Mich, ja Ich bin es selbst und bin Nichts, als eben dieses Wahrnehmen.

Der Stoff des Wahrnehmens, das Wahrgenommene, sey wie und was es wolle; für mich ist es bloß durch die Form des Wahrnehmens ein Etwas, außer ihr ein Problematisches, ein Unbekanntes.

Ich kann und darf mich demnach der Ueberzeugung nicht

erwehren: das gesammte Weben und Walten der Weltkräfte wird erst dann ein Leben für mich, wenn es mein Empfindungs-Vermögen berührt. Das Licht leuchtet, erhellt nicht, bevor es meinen Gesichts-Sinn erregt. Außer ihm ist kein Schauen. Sonne, Mond und das ganze Firmament scheinen nicht an und für sich; die gesammte Natur leuchtet nicht im Glanze des Lichtes und der Farben, in der Mannichfaltigkeit ihrer Gestalten an sich, wenn sie nicht das Auge zum frohen Anschauen erregen. Das ganze Daseyn ist an und für sich in ewige Nacht gehüllt. Nur im Aug' erblüht es zum Licht-, Farben- und Formen-Leben.

So sehr sich unser gewohntes Denken dagegen sträuben mag, — im alltäglichen Dunkel sind alle Farben nicht nur etwa nicht wahrnehmbar, sondern durchaus nicht existirend.

So nun erwacht auch der Klang erst im Gehör-Sinn. Sein Leben hat nichts gemein mit den mechanischen Schwingungen der Körper und der Mittheilung derselben an die Luft. Die ganze Schöpfung ist lautlos, stumm, wie das Grab. Es gibt keinen Donner, keinen Gesang, kein Säuseln in der Natur, wenn das Ohr schläft.

So ist der starre Norden nicht kalt, der glühende Süden nicht warm, wenn ihre Temperatur sich nicht der empfindlichen Oberfläche des Körpers mittheilt.

Was uns bei dieser Erwägung befremdlich anspricht, geben wir leichter bei den Sensationen des Geruchs, des Geschmacks zu, weil diese keinen so entschiedenen Anspruch an eine auch objektive Geltung machen.

Die Betastung, Umtastung mit dem Gefühl des Widerstandes und der Schwere scheint sich am unmittelbarsten, handgreiflichsten mit dem Gegenstande selbst zu befassen, und doch bleibt er gerade bei dieser Sensation am meisten in sich beharrend, ruhend, unmittheilsam, objektiv.

Wenn ich mir nun meiner Vermögen, Eindrücke aufzunehmen, sie zu vergleichen, zu verbinden, zu Begriffen, zum

Denken zu gestalten, recht im Ganzen als einer subjektiven Lebens-Thätigkeit bewußt werde, und mir ihr Stoff und Inhalt als das An sich seyn der Gegenstände gegenübertritt, so komme ich mit meiner ursprünglichen, stehenden und unabweislichen Frage nach der Wahrheit sehr ins Gedränge.

Ich finde nun einmal keinen Uebergang zu den Gegenständen an sich, keine Verbindungs-Brücke zu der Welt außer meinem Empfindungs- und Denkvermögen. Denn, was ich auch immer als Vermittelndes, Uebergängliches zwischen mein Ich und die Welt legen will, es ist und bleibt immer eine Thätigkeit meines Ich, eine Erscheinung meines Selbst, meines eigensten Wesens.

Ich könnte zwar annehmen, es bestehe eine fortwährende Harmonie zwischen den Dingen und meinem Empfinden und Denken, ein Rapport zwischen Welt und Ich; aber das wäre immerhin nur eine gutmüthige Hypothese, bei welcher sich ernstes Forschen nach Wahrheit nicht beruhigen kann.

Welchen Bezug kann ich zwischen den mathematisch berechneten Bebungen von Saiten-, Holz- und Metall-Instrumenten, den Luftschwingungen einerseits und den Melodieen und Harmonieen eines Concerts, das mir den Sinn erfüllt, das Gemüth entzückt, andererseits annehmen?

Ja, diese Instrumente, durch musikalisch spielende Thätigkeit in Vibration gesetzt, sind selbst wieder angeschaute Objekte, gehören zum Inbegriff meiner Wahrnehmung, welche eine Thätigkeit meines Selbst ist.

Der Zweifel aber hat das Recht, die Pflicht sogar, consequent zu seyn, unnachsichtlich fortzuschreiten.

So kann und will ich mir denn nicht vorenthalten, daß Ich nicht aus Mir herauskann, daß ich die Welt nicht erkenne, daß ich nur mein Erkennen erkenne, mein Wissen weiß, mein Denken denke.

Ich finde mich wie in einem Spiegel-Zimmer, wo ich

mich selbst sehe, mich, den Sehenden sehe, mich in der Spiegelung als den sich selbst Sehend-Sehenden, und so ins Unendliche sehe.

Aber der Zweifel ruht nicht; er bewegt sich wie ein Wurf, unablässig fort, bis ihm die Wahrheit als Gegenbewegung Stillstand gebietet.

Ist mir die Welt, als Wahrheit, entzogen, so bin ich mir selbst die Welt; mein Empfinden und Denken ist meine Welt. Aber so ist auch sie mir ein Außer- und Nacheinander, ein Ding an sich.

Erkenne ich aber dieses subjektive Ding an sich besser, als die objektiven Dinge?

Welches Recht habe ich, dem Vergleichen der Wahrnehmungen, dem Zusammenfassen und Scheiden, den Inbegriffen und Begriffen, dem allmählichen Aufbau des Denkens Geltung zuzugestehen? Kann ich an die Eindrücke der Kindheit und Jugend, an Ersparnisse der Jahre, an einen geistigen Ertrag der Vergangenheit appelliren und von einem Vorbehalt für die Zukunft sprechen?

Nur die Gegenwart hat recht. Was nicht in den Moment lebendig eintritt, ist ein leerer Schatten. Es gibt keine Vergangenheit, als insofern der Geist in den Augenblick eine Vergangenheit setzt, keine Zukunft, die nicht eine als zukünftig gesetzte Gegenwart wäre. Wie im Traume nur der jeweilige Moment Wahrheit hat, diejenige des Traumes, so hat auch der jeweilige Moment des Wachens die Wahrheit, daß der Geist wacht.

Aber, wenn der Traum zu wachen meint, könnte nicht das Wachen auch nur ein vermeintliches Wachen, an sich aber ein Träumen seyn? Könnte nicht der Geist, wie er aus dem Traume zum wirklichen Leben erwacht, in irgend einem Moment aus dieser vermeintlichen Wirklichkeit zum eigentlichen, wahren, hellen Leben erwachen?

Wie oft geschieht es nicht schon jetzt, daß uns eine

Vergangenheit, die uns als eine Wirklichkeit aufs Tiefste erfüllt, aufs Höchste aufgeregt hatte, nun als ein Traum erscheint?

Dem sey aber wie ihm wolle, — der Moment kann nur sich selbst Wahrheit garantiren. Es findet kein Hereinragen eines Vergangenen oder Künftigen in ihn statt. Er lebt nicht von Ersparnissen, von Zinsen eines angesammelten Capitals von Erkenntniß; er kann keine Wechsel auf entlegene Weisheit ziehen oder auf Rechnung zukünftigen Wissens leben.

Mag nun auch der Moment eine ganze Welt als Denkstoff, Denkgehalt in sich versammeln, er kommt über sich selbst nicht hinaus. Er ist ein Denk-Moment und außer ihm ist Nichts; er bezieht sich auf Nichts. Wahrheit ist einzig nur, daß er ist.

Es fruchtet nichts, an ein problematisches Seyn einer Welt an sich, an eine vorherbestimmte oder jeweilige Harmonie der Dinge mit unserm Empfinden und Denken sich anlehnen zu wollen.

Die strenge Frage nach Wahrheit läßt sich nicht einmal mit der Anerkennung eines organisch-systematischen Aufbaues von Erkenntniß, der seine Festigkeit an sich selbst hätte, beschwichtigen. Der Zweifel lehnt ein prekäres Daseyn entschieden ab. Er will Gewißheit des Wissens.

So ist nun, was wir die schöne Welt genannt, zusammengebrochen, zerstoben. Das Ich ist sich selbst die Welt; aber es ist zu einem Selbst des Moments eingeschwunden; ja, daß es so als denkender Punkt von Moment zu Moment fortrücke, daß es eine unbestimmbare Reihenfolge von Momenten lebe, ist ihm wieder nur eine leere Persuasion, ein problematisches Hineindämmern des Gewesenen und Kommenden in den Moment des Jetzt, der allein sich die Wahrheit garantirt, daß er ist.

So finde ich mich in folgerechter Durchführung des Zweifels.

Also der Sinn der Welt wäre mir, daß ich sie nicht erkenne, sondern nur glaubig annehme, sie existire; — der

Sinn meines Daseyns wäre ein fortpunktirendes Bewußtseyn; doch eigentlich jeder Punkt nur sich selbst eine Wahrheit, nicht ihre Verbindung zu einer Zeit-Linie, nicht deren Ausbreitung in eine Fläche der Ueberschau, nicht dieser ihre Ausweitung, Austiefung dann zu einer Sphäre des Lebens, zu einem Welt-Globus des Seyns und Erkennens!

Auf diesem Standpunkt angelangt wäre meine Forschung durch die Verzweiflung an irgend einer Totalität und Wesenheit hindurchgegangen, hätte alles Trostes sich entäußert, aller Bewegung des Gefühls sich entrungen, hätte aber auch allen Muth, alle Thatkraft verloren, und die einzige Regung in meinem ausgeleerten Geist wäre nur noch etwa ein Hohngelächter über seine eisige Kälte.

So bin ich denn der unselige Jüngling, der das verschleierte Bild der Wahrheit zu Sais kühn enthüllte.

Sollte es möglich, sollte es meine Bestimmung seyn, in diesem Zustande zu verharren? Ja es ist nicht einmal ein Zustand; es sind Augenblicke ohne eine Zeit, Phantome ohne Raum, Pulse ohne ein schlagendes Herz.

Erkenntniß der Dinge an sich. Wiederholte Forschung.

Doch, wie ich, wenn ich mich meines Glücks bewußt und laut mittheilend erfreute, immer auf seinem Culminations-Punkte stand, so könnte ja hinwieder der fromme Spruch sich bewähren, daß, wenn Noth und Anfechtung am größten, auch Hülfe am nächsten sey.

Sollte es mir nicht möglich seyn, auf einem andern Forschungswege mich selbst im Inbegriff meines bewußten Daseyns, in der ganzen Fülle meines Lebens wieder zu finden? Sollte es mir nicht vergönnt seyn, in allseitig regsamer Erkenntniß-Lust auf meinen Ruf um Wahrheit, auf meine laut-ernste Frage nach dem Wesen und An sich der Dinge aus

den Hallen der Zeiten, der Räume ein vernehmlich antwortendes Echo zu erhalten?

Ich will kindlich-einfach beginnen, aber auch wahrheitsliebend, ohne irgend ein vorgefaßtes Urtheil wie ein Kind meine Fragen stellen.

Findet ein Erkennen der Dinge an sich, also ein Erkennen der wirklichen Welt, der wahren objektiven Existenzen, des Wesens der Natur statt?

Ich muß zunächst wieder fragen, was ich in mir, in meinen Wahrnehmungen finde.

Der kindliche Sinn, noch ohne Reflexion und Vergleichung, hegt über das Seyende, wie wir schon untersucht haben, keine Skrupel. Er spricht die Wahrnehmung, zusammenfallend mit dem objektiven Seyn der Dinge, einfach aus: Hier der Apfel! — Dort der Mond! Er reflektirt nicht auf eine Zweiheit: Apfel und Ich! — Mond und Ich, auch nicht auf die Dreiheit: Apfel, Ich, Sehen, — Mond, Ich, Sehen.

Der Ausspruch: Wir nehmen die Dinge an sich wahr, deutet auch eine solche Identität des Objekts, der Wahrnehmung und des wahrnehmenden Subjekts an. Er hat auch relative Wahrheit, die Wahrheit jedes Eindrucks.

Ich halte aber die Wesenheit des Gegenstandes, z. B. des Apfels, fest. Ich löse seine Schale ab. Nun habe ich zwei Gegenstände der Wahrnehmung. Ich zertheile ihn; nun werden der Wahrnehmungen immer mehr; es zeigt sich eine organische Struktur, Hüllen des Kernhauses, ein fünftheiliges Behältniß, Kerne, ein Zellen-Gewebe rc. Ich bringe so ganz neue Gestaltungen zur Oberfläche. Ich mache mir sie durch das Mikroskop vergrößert deutlicher. Ein durchschnittener Kern wird mir so ausgedehnt und inhaltreich, als zuvor der zerschnittene Apfel. Ein dünnes Scheibchen Fleisch zeigt mir sein Zellengewebe, seine Saft-Gefäße.

Aber, so weit ich auch die Zertheilung und Vergrößerung fortsetzen mag, ich nehme immer nur Oberfläche wahr.

Ich werde durch Vergleichung darauf geführt, daß ein Element mein Wahrnehmen vermittelt, welches — Licht genannt wird. Ich schaue also Licht, und seine Modification — Farbe an.

Aber das ist nur ein von den Oberflächen wiederstrahlendes, meine Sehkraft anregendes Mittel. Es ist nicht der Apfel, dessen An sich hinter der Schaubarkeit der Oberflächen verborgen bleibt.

Soweit ich nun auch das Innere, das Feinste und Kleinste des Apfels an die Oberfläche hebe, ich nehme immer nur das von dieser wiederstrahlende Licht wahr. Wie der Apfel, von seiner Schale umschlossen, hinter ihr verschlossen ist, so daß ich nur das von ihr wiederstrahlende Licht wahrnehme, so schaue ich in fortgesetzter Theilung immer und immer nur wiederstrahlende Oberflächen an, hinter welchen beharrlich das An sich, das Wesen des Apfels unsichtbar zurückgezogen bleibt.

Mit meiner Begierde, in diese hinein zu dringen, vervielfachen sich nur die innern Wesenheiten, hinter vorgeschobenen Oberflächen sich verbergend.

Dieß geht so tief in das Innere der Frucht hinein, daß sich endlich das Unnennbar-Kleine meiner angestrengtesten, bewaffnetsten Sehkraft, also meiner Wahrnehmung entzieht.

Ich will aber doch für meinen Wunsch, mein Streben den möglichsten Gewinn aus dieser Folge von Anschauungen ziehen. Ich halte die Einheit des Gegenstandes fest, auf welche ich die wandelbare Reihe der Theil-Anschauungen beziehe.

Ich wiederhole, belebe, fixire mir diese, bewahre sie in meiner Erinnerung. Licht, Schatten, Farbe zeigten mir immer die Begrenzung des Apfels, die seine Form von der Umgebung abhob.

Meine Berührung durch Tasten nahm diese Form ebenfalls in spezifisch vom Schauen verschiedener Sensation wahr.

Sie konnte die fortgesetzte Theilung bis auf kleine Massen, z. B. die Kerne, Schalen- und Fleisch-Theile verfolgen und stets mit den Seh-Bildern vergleichen.

Aber auch der Berührung verbarg sich das An sich des Apfels. Sie war eine ganz subjektive Fühlung der Oberflächen, die nicht nur selbst nicht in die Sensation übergingen, sondern hinter denen immer und immer das An sich des Apfels sich verbarg.

Was ich mit dem Apfel versuchs- und beispielsweise vorgenommen, das kann ich an allen sichtbar-fühlbaren Gegenständen der mir zugänglichen Schöpfung vornehmen.

Ich werde mir so eine unzählbare Menge von sichtbar-fühlbaren Formen sammeln; aber mein Erkennen der Gegenstände selbst wird immer nur in der Beziehung der genannten doppelten Sensation zu ihnen bestehen.

Ich schlage die Wünschelruthe meiner Untersuchung in einem andern Bereich an.

Ich sehe eine Glocke. Ich kenne das Metall, aus welchem sie gegossen worden. Ich brauche nicht Feilstriche an ihr zu machen, um zu wissen, daß sie durch und durch denselben Glanz, dieselbe Farbe zeigen würde. Ich fühle sie an; sie ist kalt, glatt und fest. Ich versuche sie zu heben; sie ist schwer.

Aber ist Glanz und Farbe, sind Kälte, Glätte, Festigkeit und Schwere — das Metall? Bleibt Dieses nicht als ein An sich, In sich, neben seinen Beziehungen zu meinem Sensorium in seinem Bestande verborgen ruhend?

Sie wird aufgehängt. Ich schlage sie an; sie klingt. Ihr innerstes Wesen scheint in diesem Klange sich zu beleben. Ich rühre sie an; ich fühle ihr Beben. Es strömt in mich über, wie auch ihr Klang mein Wesen durch das Gehör vibriren machte.

Aber so wenig ich das Wesen der Glocke im ruhenden Zustand erkannte, so wenig weiß ich, wie und was ihr Erbeben eigentlich ist.

Aber ich behalte ihr Korn, ihre Stuktur und Form, ihren Klang, ihr Beben, ihre sonstigen Eigenschafts=Aeußerungen in der Einbildungskraft versammelt.

Ich nehme alle die unzähligen Gegenstände der Natur, alle die Menschenwerke, welche klangfähig sind, wahr; ich vergleiche sie unter einander, untersuche ihren Bau, ihre Bestandtheile durch Gesicht und Berührung, merke ihnen ihre Eigenthümlichkeit ab und sammle mir so Begriffe von der ganzen klang= und sang=belebten Schöpfung.

Was ich nun verbunden mit diesen Erfahrungen wahrnehme, ist die Aenderung, Wandlung, der Formwechsel, die Bewegung der Gegenstände. Sie steigt von der Veränderung von Licht, Schatten und Färbung durch die Umgestaltung hinauf bis zur Ortsveränderung der Massen.

Hier unterstützen sich wieder das Schauen, das Fühlen, das Hören und meine eigene Ortsveränderung.

Es kann nicht erwartet werden, daß genauere Nachweise darüber gegeben werden, welcher unendlichen Mannichfaltigkeit von Combinationen schon ein einziges Organ der Wahrnehmung fähig ist, und welchen unerschöpflichen Reichthum der Erfahrung es mit seinem Vermögen umschließt.

Man unterrichte sich nur von dem, was ein Meister im Beobachten, was Bell vom Organ der Hand sagt, und man erhält einen Maßstab für unsere übrigen Erfahrungs=Organe, dessen Skale tief in alle Reiche der Natur hineinreicht.

Bei der gegenseitigen Unterstützung der Sinne im Wahrnehmen des Wesens der Gegenstände ist es darum zu thun, sich von der Identität eines Gegenstandes, auf welchen sich die gleichartigen und verschiedenartigen Wahrnehmungen beziehen, zu überzeugen.

Der Erfahrungs=Versuch besteht zunächst darin, daß man das Objekt sich, oder daß man sich dem Objekt nähert, so wie, daß man es in nächster Nähe allseitig beschaut, befühlt.

Das gibt doch wohl die Ueberzeugung, daß der Sensation des Klanges etwas Objektives zum Grund liegt, wenn ich in allen Stadien der Entfernung von der Glocke denselben Klang unausgesetzt, nur in verschiedener Stärke vernehme; ebenso, daß den Gesichts-Bildern Gegenstände entsprechen, wenn ich mit dem stehenden Bild aus der Ferne in die nächste Nähe rücke und das stätig sich vergrößernde nun in seiner plastischen Form leibhabt berühre und umfühle.

Dasselbe gilt nun auch, wenn die Gegenstände sich mir nähern, wenn sie sich bewegen, und ich sie bald hier, bald dort wahrnehme und berühre, wenn sie, mir sichtbar und fühlbar, ihre Form ändern, wenn sie bald da bald dort klingen und tönen.

Ich suche mich solchergestalt in einen vielseitigen, wechselnden Rapport mit den Dingen zu setzen, suche ihre Beziehungen zu meinem verschiedenen Wahrnehmungs-Vermögen methodisch zu vermehren.

Ob nun auch dieser Verkehr ganz in der Sphäre der Erscheinungswelt bleibt, so ist doch mit der begründeten Annahme von einem Substrat derselben, von Existenzen nicht sowohl außerhalb ihrer, als vielmehr hinter derselben auch ein Mannichfaltiges von Ausstrahlungen, von Eigenschaften, von Aeußerungen ihres Wesens, von Uebergängen in meine Wahrnehmungen, von Vermittlungen zwischen Letztern und Erstern gesetzt.

Wir haben, um ein kriegerisches Bild zu wählen, die Trancheen gegen die in sich stark befestigten Dinge an sich eröffnet und suchen unser Corps immer mehr gegen sie vorzuschieben.

Aber wie ein Feldherr bei einem ernsten Angriff der Festung noch einmal die Streitkräfte des Gegners gegen seine eigenen abwiegt und sich mit hellem Sinn und tapferm Muth fragt, was er denn mit seiner Belagerung eigentlich will und bezweckt; so wollen wir uns auch so nahe an der Sache noch einmal fragen, was wir wollen.

Die Dinge an sich anschauen, wahrnehmen, erkennen.

Wir sind mit der Subjektivität, der Immanenz unserer Erscheinungswelt nicht zufrieden. Sie dünkt uns ein Land voller Luftschlösser, ein Phantasie-Reich; wir kommen uns vor, wie Wahn-Könige im Irrenhaus.

Es läßt uns keine Ruhe; wir fühlen uns ermuthigt, das Reich der Wirklichkeit, der realen Wesenheit zu erobern und in Besitz zu nehmen.

In den Operations-Plan drängen sich große Bedenken.

Ein Objekt an sich anschauen — soll das heißen: mit ihm Eins werden, es in sich aufnehmen, sich in dasselbe mit seinem Ich versenken?

Das Objekt ist ein Raum-Erfüllendes, ein Materielles, ein Stoff, ein Lebloses. Aber mein Anschauen, Wahrnehmen ist Empfinden, Leben, ist in gewissen Graden der Erregung Lust, in zu sehr gesteigertem Schmerz.

Was haben Empfinden, Lust und Schmerz mit einem leblosen Stoffe gemein? —

Es kann also niemals von einer Identificirung des Wahrnehmens mit dem Objekt die Rede seyn.

Ich sehe einen Apfel — besagt immer nur: ich nehme ein Bild wahr; der Stoff des Apfels berührt mich nicht; sein Wesen sehe ich nicht.

So sehr mein Verlangen auf sein Selbst losdringen will, so bleibt es doch immer bei einer Vermittlung, dem Uebergang eines Mediums, der Anregung durch Mittheilung, und so muß ich mich bescheiden, daß Wahnehmen und An sich eigentlich ein Widerspruch sind.

Beim Gehör wird mir die Vermittlung eher kund. Doch gehört schon Reflexion dazu, nicht zu meinen, die Glocke an sich sey tönend.

Beim Tasten komme ich allerdings mit dem Objekt selbst in unmittelbare Berührung, ohne daß ein Medium diese zu

vermitteln hätte; aber diese Berührung geht nur auf die Oberfläche des Objekts, auf dessen äußerste Grenzen, wo sein Wesen aufhört, nicht auf dieses selbst, sonst könnten nicht meinem Tastsinne die verschiedensten Körper bei gleicher Oberfläche, z. B. bei gleicher Politur, die gleiche Empfindung geben.

Auch Form-Veränderung befühle ich; z. B. bei elastischen, weichen, flüssigen Körpern; diese hat aber mit dem An sich derselben nichts zu thun.

Jedenfalls sind meine Tast-Empfindung und der berührte Gegenstand ewig getrennte Wesenheiten.

Die, wie es scheinen will, stets mißlingenden Versuche, durch Wahrnehmung dem An sich näher zu kommen, halten uns darum nicht ab, unsere Aufgabe in Schule und Leben im Auge zu behalten.

Wir machen uns die mannichfaltigsten Kunden eigen, mit ernstem Antheil namentlich diejenigen, welche für die Lösung unseres Problems versprechend sind.

Wenn der Satz sich bewährt: Wer nichts weiß, der sieht auch nichts, so lehrt hinwieder die Erfahrung, daß, wer Etwas weiß, im Leben manche Erscheinung sehr lehrreich findet, die Jener ganz übersieht.

So mag ich gern eines Reise-Begegnisses gedenken, an das ich schon öfters vergleichende Erwägungen anknüpfen konnte.

Ich befuhr den Schacht eines berühmten Salz-Bergwerks. Nach Besichtigung der Merkwürdigkeiten wurde ich auf enger, gerade auslaufender Bahn von zwei Bergknappen auf einer Wurst herausgezogen.

Mir glänzte ein Licht entgegen in der Größe eines Sterns, wie etwa die Venus. Der Kern erweiterte sich nach und nach zur Scheibe. Endlich zeigte es sich, daß es die Oeffnung gegen das Tageslicht war.

Als mich die Bergleute nahe bei ihr absetzten, erblickte ich durch sie in blendendem Farbenglanze — denn mein Auge hatte

sich an das Dunkel gewöhnt — eine wunderschöne Gebirgs-Landschaft, und es währte eine Weile, bis sie mir in der mäßigen Helle des sonnigen Tages erschien.

So würde uns die Venus näher gerückt wie der Mond erscheinen. Dieser, durch gute Fernrohre uns näher gebracht, stellt sich unserm Auge schon in Form einer Reliefkarte dar.

Wäre es möglich, ihm in einem Luftschiff nahe zu kommen, so würde sein Leuchten zu einer Taghelle sich erbleichend mildern, die der Beleuchtung unserer Erde, von einer dem Aeronauten noch erreichbaren Höhe aus gesehen, gleich käme.

Seinen Bewohnern erscheint er als landschaftliche Oberfläche, wie uns unsere Erde. Ist er unbewohnt — er hat wahrscheinlich weder Dunstkreis noch Wasser — oder haben seine Bewohner keinen Gesichts-Sinn, so liegt auf ihm eine ewige Nacht, obwohl seine Scheibe unsere Nacht erhellt.

Jedenfalls mag er ein reges Leben von Myriaden kleiner Geschöpfe beherbergen, wie unsere Erde noch jetzt, während unsere Kalk-Gebirge und Kreiden-Lager auf ein solches vorweltliches mikroskopisch zurückdeuten.

Wir verlassen diese Neben-Betrachtung, obwohl sie nicht ohne Beziehung auf das An sich der Weltkörper ist und uns zu der Annahme bestimmt, daß wohl bei Keinem derselben die Schöpfungskraft mit ihrer Globular-Bildung sich geschlossen, sondern in Ausgebärung von Organismen, unbelebten und belebten, fortwirkend erwiesen habe und noch fürwährend erweise.

Der Mond ist der kindlichen Erscheinungswelt eine lichte Scheibe von regelmäßig wandelnder Gestalt und Stellung. Wir wollen aber untersuchen, was die einfache Thatsache des erscheinenden Mond-Bildes, mit welcher dem kindlichen Sinn auch sein kosmisches An sich zusammenfällt, eigentlich für einen Inhalt habe.

Wir, die wir mit der Einbildungskraft seiner Oberfläche nahe waren, sehen diese vom Sonnenlicht erleuchtet. Nach der

Analogie mit unserer Erde ist diese Erleuchtung ein Prozeß, der die Oberfläche mit Licht und Wärme durchdringt, sie zersetzt, angreift, zum Theil das Feste lockert, sie zur Hervorbringung von Organismen erregt 2c.

Uns Erdbewohnern theilt sich sein Licht mit. Es ist wohl nicht bloß ein von seiner Oberfläche wie von einem Spiegel zurückgeworfenes Licht, sondern zugleich auch ein Leuchten in Folge seiner Erregung, und wir thun vielleicht Unrecht, den Planeten ein solches durchaus abzusprechen.

Dieses Mond-Leuchten, demnach ein der Oxydation vergleichbarer Proceß, berührt unser Seh-Organ und bewirkt in demselben ebenfalls eine Erregung, die seinen Zustand wesentlich ändert, wie das Sonnenlicht den der Mond-Oberfläche.

Wir wollen es ein Phosphoresziren nennen.

Dieses theilt sich dem Seh-Nerven mit, welcher es in das Sensorium leitet.

Nun entsteht ein Empfinden, ein Leben, eine Wahrnehmung, das Mond-Bild.

Wir finden, daß diese Anschauung auf einer Reihenfolge von Prozessen beruht.

Ueber den Gesichts-Sinn, welcher am meisten befähigt scheint, an das An sich der Objekte hin — in dasselbe hinein zu dringen, kann man nie genug Erfahrungen abhören oder Versuche anstellen.

Was wir bei dem fernen Welt-Globus, dem Mond, gefunden, das trifft auch bei dem kleinen Ball, dem Apfel, zu. Er wird uns sichtbar durch Sonnenlicht. Dieses aber hat ihn gezeitigt, gefärbt. Wir sehen ihn stets in einem Stadium dieses Prozesses. In der Finsterniß würde er weder zeitig, noch geröthet, noch sichtbar werden. Das Letztere unterliegt aber denselben Prozessen, wie das des Mondes.

Um das Sehen als einen zusammengesetzten Akt, der die mannichfaltigsten Beziehungen zwischen den Gegenständen und

unserer Empfänglichkeit eingeht, zu begreifen, muß man es der abgestumpften Gewöhnlichkeit entziehen, stärkere Gegensätze hervorrufen, Vergleichungen anstellen, bis man endlich dahin kommt, einzusehen, daß Objekt und Subjekt dabei in einem an- und aufgeregten Zustande, daß Beide zugleich thätig und leidend sind.

Der Mond, am hellen Tag einem kleinsten weißen Wölkchen gleich, erleuchtet die Nacht.

Ein weißes Blatt würde, sein Licht behaltend, in der Finsterniß uns blenden.

Zwischen den Waldbergen des Lauterbronner Thales hindurch sah ich die Eiger im Abenddunkel tief herab so stark glühen, daß ich anfangs durchaus nicht an einen Eis- und Schneegebirgsstock, sondern an Feuer dachte.

Es verdient bemerkt zu werden, wie sich die Gegenstände so verschieden gegen das Licht und die Sichtbarkeit verhalten.

Schon Jahrtausende, ungezählte, bescheint die Sonne die Urfelsen. Sie wandelten aber ihre Farbe wahrscheinlich nur wenig. Gletscher und ewiger Schnee dagegen bestehen nur durch immerwährende Wiedererzeugung. Ihr Glanz ist also sehr zeitlich.

Wie wenig mag das Licht die drei Jahrtausende alten Pyramiden und Obelisken der Aegyptier verändert haben? Und wie viele unorganische, organische und kunstgebildete Körper können Diesen und Jenen noch beigesellt werden?

An andern bleicht und schwärzt das Licht im Verlauf von Menschenaltern. Bei gar vielen tritt die Wandlung schneller ein; bei Unzähligen geht sie unter unsern Augen vor sich.

Wir wollen zuerst an das umfärbende Leben der Thiere und Menschen erinnern, dann an den Farbenwechsel der Jahreszeiten, der Pflanzenwelt, dann an den des Dunstkreises und der Tageszeiten.

Ganz nahe liegen unzählige Licht-Einflüsse im Kleinen, im täglichen Leben.

Das weiße Fleisch eines durchschnittenen Apfels färbt sich in ein Paar Minuten röthlich.

Bekannt ist das Daguerreotyp, wo auf der höchst empfindlichen Silberplatte nicht ein eigentlich Leuchtendes, sondern schon die Helle, die Schatten und Farben eines Objekts, einer Gruppe in wenigen Augenblicken durch schnellstes Zersetzen ein Abbild entstehen lassen.

Wie man das Athemholen, dem kindlichen Sinn ein bloßes Luft-Ein- und Aushauchen, einen Verbrennungs-Prozeß nennt, so dürfte man wohl auch das Sehen einen solchen, vielleicht gar einen doppelten nennen, einen objektiven und einen subjektiven.

Man weiß, daß das Auge durch gewisse dauernde zu starke Licht-Einflüsse erblindet. Man steigere aber einen naheliegenden, den Blick in die Sonne, nur ein wenig, und man findet, wie sich ihr Bild dem Auge einbrennt. Wiederholung und Dauer würden eigentliche Verbrennung und Blindheit zur Folge haben.

Es kann nur lehrreich seyn und uns mit dem Wesen der Außenwelt und unseres Wahrnehmungs-Vermögens vertrauter machen, wenn wir große Stufenleitern der Erscheinungen, z. B. von dem Verfärben des Apfels bis hinauf zu den Licht und Farbe wechselnden Fixsternen, Mira 2c. in Gedanken durchlaufen.

Wir müssen uns in die Lage eines Blindgebornen versetzen, um die Tragweite des ihm ganz unbekannten und unerklärlichen Sinnes mit Erstaunen zu bewundern, durch welche er mit räumlichen Entfernungen in Rapport kommt, welche die Einbildungskraft nicht ermessen, ja, welche keine Zahl auszusprechen vermag. Er, der einen Laut aus stündiger, selten aus bedeutend weiterer Entfernung her vernimmt, muß schon frappirt werden, wenn wir Sehende von den einzelnen Erscheinungen

eines weiten Horizonts, von den Formen eines 20—30 Meilen entfernten Gebirges reden.

Aber was ist das gegen die Entfernung der Gestirne? Auf dem Mondkörper unterscheidet das bewaffnete Auge Gegenstände, die nicht größer sind, als einer unserer ausgedehnten Steinbrüche. Aber unser Gesichts-Sinn steht mit Fixsternen in Rapport, deren Licht, das von der Sonne in acht Minuten zu ihm gelangt, ungezählte Jahrtausende unterwegs ist.

Dieses Ungeheure beruht auf einem Akt, der sich mit wenigen Worten andeuten läßt; es ist die Spannkraft, wie wir sie nennen wollen, die durch das ganze Weltall geht und, wo sie einen Gegenpol findet, sich als Licht offenbart. Für sie ist die Blüthe unserer Sensibilität, das Auge, erregbar. Es entsteht Empfindung, Leben: wir sehen.

Eine eigene Scienz, die Optik, beschäftigt sich mit den Bedingungen, Bedingtheiten des Sehens, hauptsächlich mit den linearen Verhältnissen des Lichts, während sich ein besonderer Zweig derselben dessen Milderung und Augenhaftigkeit, die Farbe, zum Gegenstand der Forschung gemacht hat.

Unser Sinn dringt nun mittelst des Fernrohrs in unaussprechliche Weiten des Raumes, sucht Gestaltung, Größe, Bewegung der Weltkörper zu bestimmen, und nimmt, um die Entfernung chaotischer Licht- oder Welten-Nebel zu messen, das Verhältniß der Licht-Energie zum Tubus selbst wieder zum ersinnlich größten Maß.

Das gewöhnliche Auge nimmt die täglichen Bewegungen des Lebens wahr und lernt nicht nur die kleinsten Unterschiede der Oberfläche der Gegenstände, sondern auch an dem Wechsel des Lichts und der Farbe deren Verwandlung durch äußere Einflüsse oder innere Bewegung kennen.

Mehr, als bei den übrigen Sinnen, als selbst beim Gehör, möchte man sich über den kleinen Umfang des aufnehmenden Organs gegen die unendliche Ausdehnung seines Bereichs ver-

wundern; denn was ist die Oeffnung der Pupille gegen den vierten Theil des Erdhorizonts, gegen einen gleichen des Firmaments?

Wir wollen zum Verständniß einige Bemerkungen beibringen.

G r o ß und k l e i n sind r e l a t i v e B e g r i f f e. Wir wundern uns über die in kaum noch sichtbarer Größe doch so vollkommen und höchst beweglich artikulirten Insekten. Aber die Gestaltungs-Fähigkeit der Natur geht ins Unendlich-Kleine.

Wir betrachten ein Mückchen der kleinsten Art durchs Mikroskop. Es erscheint uns so groß, wie ein Huhn. Aber sein Körper ist durchorganisirt; wir erblicken keine leeren Zwischenräume. Es ist an sich so groß, als es erscheint; es ist unserm Auge näher gebracht. Seinen Neben-Mücken erscheint es in dem Verhältniß, wie uns die Neben-Menschen. Das Sonnen-Mikroskop macht uns noch mehr auf die Relativität der Begriffe von Größe aufmerksam.

Der kleine Finger, dem Auge wagrecht möglichst nahe gebracht, verdeckt uns den ganzen Gesichtskreis.

Das Bild auf der Netzhaut, mikroskopisch vergrößert, würde uns diesen Gesichtskreis in kennbarer Größe wie ein Gemälde darstellen.

Es ist begreiflich, daß die Gegenstände nach dem Maß ihrer Entfernung kleiner erscheinen müssen. Sie theilen sich in den Raum unseres Gesichtskreises; ihre Bilder conzentriren sich gegen die Netzhaut hin.

Je größer das Auge, desto kleiner ist die Verjüngung. Man kann sich ein Seh-Organ denken, das die vom Objekt ausgehenden Licht-Strahlen in paralleler Richtung aufnimmt, also das entfernte Objekt unverjüngt sieht.

Wem dieß parador klingt, der halte sich die Erscheinung des Regenbogens vor. Die Wenigsten wissen, daß er sich nur dann ganz darstellt, wenn zwei Farben-Säume eine graue Zone

begrenzen. Die Regenwand nun ist gleichsam ein großes Auge, in welchem sich das Sonnenbild abspiegelt. Der Regenbogen ist die Sonne im größtmöglichen Reflex in augenhaft milder Schaubarkeit wahrgenommen.

Wie das Mittel des Sehens, das Licht, sich gegen das Auge hin conzentrirt, um durch die Pupille hindurchzugehen, so wirkt die Sehkraft hinwieder divergirend gegen die Außenwelt hinaus.

Man hat wohl Unrecht, sich das Anschauen dieser letztern als ein kleines, flaches Bildchen zu denken, das die Seele wahrnimmt, dem sie aus langer Gewohnheit objektive Größe und Weite beimißt.

Wie der Strom des Schaulebens in Conzentration hinein auf die Sehkraft wirkt, so dringt diese hinwieder in divergirenden Richtungen hinaus in unendliche Ausweitung.

Nahe am Auge können wir diese Expansion mit der Fingerspitze unterbrechen; die Arme müssen wir aber ausgespannt ausstrecken, um unsern Gesichtskreis mit den Händen zu begrenzen; zum Beweis, daß in dieser Entfernung das Bild der Außenwelt schon eine solche Weite hat.

Wir müssen überhaupt den optisch-linearen Begriff von einem mikroskopisch kleinen Spiegel-Bildchen auf der Netzhaut verlassen. Das Seh-Vermögen nimmt den Lebens-Lichtstrom auf und dieser waltet ununterbrochen aus der Weite in die Enge. Aber eben so ungehemmt dringt auch das Wahrnehmen aus der Enge hinaus in die Weite. Es sieht nicht etwa ein Bildchen; es sieht dem ganzen Strom des Licht-Lebens entgegen.

Wir können zu Leit-Anschauungen die geometrischen Winkel nehmen. Zwei Scheitelwinkel sind gleich, wenn auch die Schenkel des Einen unendlich groß, die des Andern unendlich klein sind. Hiedurch wird das kleine Auge der großen Objektivität mächtig und ebenbürtig. Seine Messungen sind denen mittelst der Parallaxen zu vergleichen.

Nur nebenbei wollen wir der Frage erwähnen, warum wir die Gegenstände nicht verkehrt sehen, da doch das Bild auf der Netzhaut verkehrt ist?

Dem Problem ist nicht dadurch beizukommen, daß man die Seele von hinten in das Bild hinein thätig oder aufnehmend seyn läßt, wodurch, wenn je die Annahme nicht lächerlich mechanisch wäre und eine petitio principii, doch nur Rechts Links, nicht aber Oben Unten würde; auch nicht dadurch, daß man sagt, der Sinn merke die Umkehrung nicht, weil er stets Alles verkehrt sehe; denn mit den Wahrnehmungen des Berührens und Hörens würde die Verkehrtheit doch immerhin im Widerspruch stehen, auch schon an der Nasenspitze handgreiflich und sichtbar seyn.

Der bekannte Freund Lessings, Mylius, hat für das Paradoxon eine scharfsinnige Abhandlung geschrieben. — Wir merken den Conflikt der Sinne schon, wenn wir vor dem umkehrenden Hohl-Spiegel uns mit uns selbst beschäftigen.

Wir müssen das ganze Camera obscura-Wesen, als auf einer falschen Grundlage ruhend, in uns beseitigen. Die Bilder der dunkeln Kammer, des künstlichen Auges, des anatomischen Auges 2c. sind von unserm Auge gesehene Bilder, wie die Bilder des Spiegels. Sie erklären aber den Akt des Sehens nicht; wir müssen sie da verlassen, wo die Frage des Problems beginnt.

Auf dem Wege des Licht-Eindrucks von der Netzhaut bis zum Seh-Vermögen verliert der Skrupel wegen der Verkehrtheit allen Sinn; denn dieser Weg ist so mysteriös dunkel, daß auf ihm alle Umwendungen statt finden können.

Wir bringen überhaupt in alle unsere Erklärungen des Sehens schon das Sehen, die Wahrnehmung, das Lebendige, das Bild hinein; aber den Akt des Sehens sehen wir nicht, so wenig, als wir den Akt des Riechens riechen.

Von dem Aus- und Einströmen des Lichts zu der Erregung von Bildern hat der Gedanke keine Brücke.

Unsere Untersuchung hat sich mit dem Gesichts-Sinn weit mehr beschäftigt, als sie es bei den übrigen zu thun nöthig haben wird. Das Auge nimmt alle Bewegungen des Festen und Flüssigen, alle Veränderungen der Oberflächen wahr und verspricht so von dem physischen, mechanischen, chemischen Verhalten der Dinge, von der Einrichtung der Natur die reichste Kunde zu geben.

Das dießfallsige Vermögen des Gehör-Sinnes lernen wir zunächst durch sein Entbehren kennen. Der Blinde unterrichtet sich durch ihn von der Einrichtung seiner Umgebung, von Veränderungen, die zunächst um ihn und bis auf eine gewisse Ferne vorgehen. Das Gehör übernimmt, nebst dem Tastsinn und Geruch, einen Theil der Geschäfte des Gesichts, und wird, so vorangestellt und geübt, nur um so schärfer und feiner.

Da es zugleich bei Sehenden und Blinden die sprachliche Mittheilung leitet, so bedingt es von dieser Seite Belehrung über das Wesen der Dinge.

Auch bei diesem Sinne hat die atomistisch-mechanische Vorstellungsweise den Wahrnehmungs-Prozeß zu erklären gesucht. Durch Nachweisung des Trommelfells, einer zarten, angespannten Membrane und der Knöchelchen, des Hammers rc. wird das Ohr zu einer kleinen Trommel.

Man könnte ein künstliches Ohr, wie ein künstliches Auge machen und möglicherweise einen zarten Schall vernehmen lassen. Das wäre aber ein Ton in unserm Ohr, wie dort das Netzhautbild ein Bild in unserm Auge ist.

Damit kommt man auch bei diesem Sinn nicht ans Leben. Denn das Organ ist keines Tones mächtig, sondern die Seele.

Inhaltreicher ist die Untersuchung, ob das Hören eine Tiefe habe. Gewöhnlich stellt man sich die Gehör-Membrane als eine kleine Fläche vor, die, durch nahe und ferne Töne,

wenn auch in ungleicher Stärke, doch in gleicher Art in Bebung gesetzt, dieselben zum Sitz der Seele trage.

Wenn man jedoch sein Hören beobachtet, wie man die Unterschiede der Ferne, der Richtung, der specifischen Art des Tönens wahrnimmt, so kann man kaum glauben, daß diese unendlichen Unterscheidungen ein bloßes Ergebniß der Erfahrung, der Uebung, der Reflexion seyen. Man wird geneigt, auch dem Gehör, wie dem Gesicht eine Weite und Tiefe in die schaubare Natur hinein, ihm in die tönende beizumessen, anzunehmen, daß die Qualitäten des äußern Tonlebens, d. h. seines Trägers, der Luft, bis zur lebendigen Wahrnehmung hinein getragen werden, daß das Ohr gleichsam in die Natur hinaus höre, und daß das bebende Trommelfell die Tonwelt so wenig erkläre, als das Netzhautbildchen die Schaubarkeit der Natur.

Der Geruchs-Sinn macht uns auf die Strömungen zarter, unsichtbarer Stoffe aufmerksam und vermittelt die Kunde von Verwandlung, Zersetzung 2c. vieler Körper.

Dasselbe gilt von dem Geschmacks-Sinn. Es bedarf wohl keines Beweises, daß das Anführen von Aromen und Salzen, welche die Nasen- und Gaumen-Nervenwärzchen reizen, beiderlei Sensationen nicht im mindesten erklären, sondern nur einen physiologischen Vorgang bezeichnen.

Der Tast-Sinn, den wir uns aber als Fühlung über unsern ganzen Körper, ja zum Theil in seinem Innern verbreitet, nur an der Zunge, den Lippen, den Fingerspitzen am zartfühlendsten ausgebildet denken müssen, gibt uns, ohne Vermittlung durch ein Element, von Ruhe und Bewegung, von Härte und Weichheit, Sprödigkeit und Dehnbarkeit, Glätte und Rauhheit der Gegenstände, also von wesentlichen Eigenschaften Kunde.

Der Wärme-Sinn lehrt uns die Temperatur-Verhältnisse der Außenwelt kennen.

Der Sinn für Schmerz durch äußerliche Anstöße, Verletzungen 2c. mahnt uns an alles Feindliche, dessen wir uns

von der Außenwelt zu versehen haben, macht uns gegen das Mechanisch-Objektive vorsichtig.

Die innern Affektionen des Organismus, selbst entstanden, hervorgerufen durch verschiedene mechanische Thätigkeiten desselben, durch aufgenommene Stoffe, nährende, heilende ꝛc. unterrichten uns von dem Wesen des Organismus und von der Wirksamkeit der mit ihm in Verbindung gebrachten Stoffe, Elemente ꝛc.

Grundstoffe.

Wir glauben eine unserm Zweck genügende Umschau im Bereich der Wahrnehmung gehalten zu haben, wollen aber gern zugeben, daß hiebei nicht immer streng und genau unterschieden worden, was eben nur der subjektiven Welt der Wahrnehmung und was der objektiven Natur der Dinge, dem An sich seyn derselben angehört, ja daß unsere Forschung noch zu sehr nach jener subjektiven Seite hinzuhängen scheint.

Es ist aber der Weg nachgewiesen, auf welchen der Geist durch Beobachtung, Vergleichung, Verbindung und Trennung, Messung und Abwägung zu einem umfassenden Reichthum von Gattungs- und Merkmals-Begriffen gelangt, wie er wahrnehmend und combinirend, calculirend und potenzirend in das Walten der Natur erkennend eindringt, wie er die Welt denkt.

Die Naturkunde, die Welt-Erkenntniß hat als Beobachtung, als Forschung zwei unterscheidbare Richtungen, wie die Natur selbst, die gestaltende, durchbildende, aufbauende und die zergliedernde, zersetzende, auflösende.

In jener Richtung durchläuft sie die Stufenreihe der Gestaltungen von den größten kosmischen Massen herab zu den Formen der Erdbildung, dann durch alle Gestaltung der nicht lebenden und lebenden organischen Natur, Beides mit Einschluß der atmosphärischen Bewegungen und Einflüsse; in der zweiten Richtung untersucht sie das Zusammentreten,

Ineinanderwirken der Stoffe und Kräfte zu Ausprägung der Gebilde auf dem Wege der Zerlegung.

Der Versuch umschließt den Proteus, Natur, mit Banden und zwingt ihn, seine wahre Form, seinen Ursprung zu offenbaren.

Dort waltet die Synthese, hier die Analyse. Auf beiden Wegen ruft die Forschung den ganzen Reichthum ihres Wahrnehmungs-Vermögens, ihrer Begriffe, ihrer Combinationen und Schlüsse, sogar ihrer hypothetischen Annahmen zusammen, und läßt alle Funktionen des denkenden Geistes in Vorgang kommen, wobei sich die Ergebnisse der einzelnen, specifischen Thätigkeiten gegenseitig unterstützen und bestätigen.

Da man das Gewordene nur durch sein Werden, das Gestaltete nur durch die Ergründung seiner Faktoren, der zusammenwirkenden Bildungskräfte begreift, so hat sich die Naturforschung von jeher um die Auffindung dieser Momente bei allen ihr zugänglichen Gegenständen bemüht.

Eine nähere Darlegung ihres Verfahrens hiebei kann hier nicht erwartet werden. Sie würde von Laien nicht verstanden werden; der Zögling der Scienz aber lernt das Verfahren auf dem wissenschaftlichen Wege selbst kennen.

Durch unendliche Erfahrungen, durch Experimente, als absichtliche, künstliche Erfahrungen, durch alle ersinnlichen Variationen von Versuchen hat die Forschung eine Reihe von Grundstoffen aufgefunden, die sich durch kein jetzt bekanntes Mittel weiter zerlegen lassen, und deren Jeder neben den mit andern gemeinsamen Eigenschaften mehrere ihm ganz eigenthümlich inwohnende besitzt.

Ihre Zahl, mehr als fünfzig, kann noch nicht als geschlossen angenommen werden, während eine Zerlegung des Einen oder Andern als möglich gesetzt werden muß.

Durch diese Kunde scheinen wir dem An sich der Dinge nahe gekommen zu seyn, denn auf diesen Grundstoffen beruhet das Wesen alles uns bekannten Gebildeten und Fließenden.

Wir nehmen einen dieser Grundstoffe vor uns: Gold; wir fragen: Was ist Gold an sich? Was ist seine Wesenheit?

Es bietet eine Reihe von Wahrnehmungen dar; es ist gelb, glänzend, schwer, weich, dehnbar rc.; es löst sich in Säuren auf, es verbindet sich mit andern Metallen, mit Schwefel rc.

Das sind Ausflüsse, Eigenschaften, Verwandtschaften, Form-Aenderungen rc.; aber was ist das Gold an sich, in sich selbst ruhend?

Unsere Erkenntniß besteht in den eben angeführten Beziehungen des Goldes zu unserm Wahrnehmungs-Vermögen und in seinem Verhalten zu andern einfachen oder zusammengesetzten Stoffen.

Die Kunde von seinen Beziehungen ist nie abgeschlossen; es sind noch viele andere als möglich zu denken. Nach unsern jetzigen Untersuchungen sind wir aber zu dem Satz getrieben: das Wesen des Goldes ist nichts Anderes, als die Summe seiner Eigenschaften, der Inbegriff seiner bekannten und möglichen Beziehungen zu unserm Wahrnehmungs-Vermögen und zu andern Stoffen.

Diesen Ausspruch müssen wir auf alle Grundstoffe, feste, flüssige und gasartige, sichtbare und unsichtbare anwenden. Unserer jetzigen Kunde ist Jeder derselben Dasjenige, was wir von ihm wissen, der Inbegriff der uns von ihm bekannten Eigenschaften und Beziehungen zur übrigen Natur.

Das ist uns seine Natur, sein Wesen, sein An sich, ein solches, das sich uns möglicherweise noch durch weiter erkundete Beziehungen näher offenbaren könnte.

Wollten wir aber nach alle dem noch beharrlich weiter fragen, uns bei den Thätigkeiten und Wirksamkeiten der Grundstoffe nicht beruhigen, sondern auf das Wesen der Ur-Bestandtheile derselben losdringen, welche doch bei dem so verschiedenen Verhalten der Grundstoffe Jedem derselben eigenthümlich seyn müssen; so wollen wir uns bescheiden, daß ein solches in sich

selbst ruhendes Seyn kein Gegenstand der Wahrnehmung ist, indem wir nur Wirksamkeiten, Thätigkeiten, Einflüsse, Eindrücke wahrnehmen, eine Erwägung, auf die wir wohl noch einmal zurückkommen werden.

Die wissenschaftliche Forschung hat uns mit Normal-Kunden bereichert, mittelst deren wir uns in der Schöpfung weit mehr orientiren können, als die Alten, deren naturwissenschaftliche Weltcharte zum Theil Terra incognita, zum Theil mit abenteuerlichen Gebieten des Wissens besetzt war.

Aber, wie es bei allen Charten ist, mit zunehmender genaueren Kunde nimmt die extensive Größe der Irrthümer ab, aber die Zahl derselben im einzelnen Getheil nimmt zu.

Wir wollen aber uns nicht bei den vorübergehenden Irrthümern und Täuschungen im Leben aufhalten, da sie ohne großen Einfluß auf die Wissenschaft und methodische Forschung sind.

So können wir den aufgehenden Mond für einen Waldbrand, den aufgestiegenen für einen beleuchteten Luftballon halten.

Ein nahe unserm Ohr zerknilltes, rauschendes Papier könnte uns wie der Lärm einer Rebellion tönen.

Wir können Gerüche, Geschmäcke verwechseln; eine schlafende Hand kann von der andern wie ein fremder, lebloser Körper angefühlt werden; wir können Brennen und Frost verkehrt empfinden, können uns über den Sitz der Affektionen unsers innern Organismus täuschen.

Dieß sind Irrthümer, die der Moment herbeiführt und berichtigt.

Aber wenn sich die Wissenschaft methodisch über das Vorhandenseyn, den specifischen Unterschied, die Eigenschaften und Wirksamkeiten, die Verbindungen und Trennungen der Grundstoffe irrt, so hat dieß auf unser Wissen von dem Wesen der Dinge den entschiedensten Einfluß.

So hat man, um nur Eines zu nennen, vor Priestley und Lavoisier nicht gewußt, was das Brennen, was die Flamme, was das Athmen ist; Niemand hatte eine Ahnung davon, daß die diametrisch verschieden scheinenden Körper Kohle und Diamant unter einerlei Nenner zu bringen seyen; man hat an das Phlogiston geglaubt, das es nicht gibt, und das Sauerstoffgas nicht gekannt, das in der Natur die größten Ereignisse bewirkt. Ja zur Zeit jener Revolution, welcher dieser letztere geistreiche Forscher zum Opfer fiel, haben seine Entdeckungen in der Naturkunde eine in ihrer Art eben so erfolgreiche Umwälzung herbeigeführt.

Die Kunde von den Wesenheiten der Grundstoffe, der Elemente ist das Fundament der Einsicht in die elementaren Prozesse der Natur und in die Funktionen der Bildungs- und Gestaltungs-Thätigkeiten.

Wie die Wahrnehmungen zur Erkenntniß führen, so unterstützt hinwieder Diese die Wahrnehmungen, gibt ihnen die Richtung, leitet sie.

Es ist schon erwähnt worden, wie der Geist durch Verbindung, Trennung, Abstraktion, durch Vergleichung, Combinationen, Experimente, Analogieen, Voraussetzungen nach Wahrscheinlichkeits-Gründen, durch geniale Ueberschau und wie wir die Schwung- und Flug-Kräfte desselben noch weiter bezeichnen wollen, das äußere Mannichfaltige, die wandelbare Raum- und Zeit-Erfüllung zu einer Ganzheit, einer organischen Einheit, einer Schöpfung, einer Natur zu gestalten, als solche sich anzueignen sucht, ihre Einrichtung zu erkennen strebt.

Noch sey dahin gestellt, ob oder in wie weit ihm Dieses gelingt.

Im Verlauf unserer Untersuchung dürften wir uns ohne Zweifel mehr und mehr des Skrupels entschlagen, ob eine Erkenntniß des Wesens der Dinge für uns möglich ist; nur möchte noch genauere Einsicht der Beziehung dieses rein objektiven

Wesens, dieses an sich Seyns zu unserm wahrnehmenden und denkenden Wesen, unserer Subjektivität wünschenswerth seyn.

Wahrheit ist Uebereinstimmung; diese kann aber nicht strenge genug nachgewiesen werden.

Man könnte einen Anhalts- und Ausgangs-Punkt in der Evidenz des Augenscheins finden wollen, man könnte versucht seyn, ihm mathematische Gewißheit beizumessen.

Aber Evidenz, ja sogar nothwendige Gewißheit ist, wie wir oben schon erwogen, eben nur in der Mathematik. In ihr beruht alle Wahrheit auf Grundsätzen, die alle im Begriff der Größe liegen, z. B. daß der Theil kleiner ist, als das Ganze ꝛc.; auf Grund-Größen, die der Geist selbst aufstellt und erklärt, z. B. Punkt, Linie, Fläche, Winkel, Dreieck, Kreis ꝛc.; Eins, Zwei, Drei — Zehn ꝛc.; auf Entwicklung von Verhältnissen dieser Größen zu einander, die sich in ihrem nothwendigen Soseyn beweisen lassen, weil sie schon im Wesen der Grund-Größen liegen.

In der Natur gibt es aber keine mathematische Größen. Sie ist mit allen incommensurabel.

Da, wo wir solche noch am zutreffendsten zu finden meinen könnten, in der Sternkunde, sind sie es doch nur annähernd. Kein Weltkörper hat eine geometrische Gestalt; kein Umlauf beschreibt eine geometrische Linie; ja, keine Sternzeit hält genau eine arithmetische Zahl ein.

Es erregt Erstaunen, daß eine Masse wie unser Erdkörper alljährlich in demselben vorher berechneten Pulsschlag der Zeit genau an demselben Punkt ihrer Bahn ankommt; und doch bedarf auch diese Berechnung einer Correktion, und wenn solche auch ein Jahrtausend lang vertagt werden könnte. So ist ihr Lauf täglich ein anderer und eine richtige Uhr ist genauer als die Erde.

Noch weniger, als die kosmischen Gestalten und Bewegungen, die allerdings ohne Mithülfe der Mathematik nicht so

annähernd zu berechnen wären, halten sich die terrestrischen Gebilde und Bewegungen in geometrischen Formen und arithmetischen Zeiten, und wie bei Jenen doch immer erst die Erfahrung das mathematische a priori des Calküls berichtigen muß, so noch mehr bei diesem.

Wir kehren zu der fraglichen Evidenz des Augenscheins zurück. Nach unserer bisherigen Untersuchung kann der Augenschein nichts ansprechen, als die Wahrheit seines Selbst. Die Empfindung, die Wahrnehmung ist zunächst nichts, als ihr eigenes Seyn. Sie kann objektive Wahrheit enthalten; aber sobald ich sie mit einem Denken verbinde, so kann ich irren.

Beispiele sind schon hinlänglich beigebracht worden und liegen stets zur Hand.

Aber auch bei unserm gesammten Denken werden wir uns bescheiden, daß, wenn ihm auch ein Erkennen des Wesens der Dinge möglich ist, dieses wohl kein universelles und vollständiges seye, und auch im Einzelnen nicht immer zur Evidenz, am wenigsten zu einer mathematischen Gewißheit zu bringen seyn möge.

Sollten wir nicht etwa noch einen entscheidenden Schritt machen, um das Problem der Beziehung der Natur der Dinge zu unserm Ich, des Wesens der Welt zu unserm subjektiven Wesen zu lösen?

Wir wollen unser Subjekt aufgeben, wollen alles Geistige aus der Natur nehmen, alles Empfinden, Wahrnehmen, Denken in der Schöpfung auslöschen.

Sie wird doch bestehen. In ewiger Nacht, Stille, Leblosigkeit wird sie ihren Gang gehen. — Was wird bleiben?

Materie. Bewegung.

Die Materie und die Bewegung; das Körperliche und seine Metamorphose; der Stoff und der Akt. Die Materie ist ohne Leben denkbar; sie ist es vielleicht

Myriaden Jahre gewesen; sie ist es wohl noch in unermeßlichen Räumen des Weltalls; sie kann für unendliche Zeiträume ins Leblose zurückfallen.

Die Materie, den Stoff haben wir mit Hülfe der Wissenschaft in ihren Besonderungen, als Grundstoffe, kennen gelernt. Sie sind unsichtbar, entweder weil das Licht sie ohne Widerstand durchdringt, wie die Gase, oder weil sie es zurückwerfen, in welchem Falle wir eben nur das Licht, nicht den Stoff, wahrnehmen. Auch ihre sonstigen Eindrücke auf unser Empfindungs-Vermögen sind immer vermittelt.

Wir unterscheiden sie also durch ihre Eigenschaften, ihre Thätigkeiten, ihre Bezüge zu einander. Wir erkennen, wir denken sie als Inbegriffe solcher Wirksamkeit. Sie sind uns Gattungs-Begriffe, durch ihre Merkmale bestimmbar.

Dünken uns aber diese Begriffe als induktiv unvollständig zu seyn, nehmen wir z. B. an, daß der Begriff: Gold durch dessen Erd-Bezüge nicht zu erschöpfen sey, daß im Mond, in der Sonne sich ganz andere Reagentien zu demselben finden könnten, welche dessen Wesen, dessen An sich weiter aufschließen dürften, — so geht freilich die Frage: Was ist Gold? ins Unendliche; ja sie ist eigentlich eine Frage nach der Abkunft, nach dem kosmischen Ausdruck und Wesen, nach der Schöpfung des Goldes.

Eine solche Frage muß nun allerdings gestattet seyn. Allgemein gestellt besagt sie aber nicht mehr und nicht weniger, als: Wie sind alle Stoffe, wie ist die Materie, wie sind die Urelemente entstanden?

Das ist nun freilich die größte Lebens-Frage, die der Geist machen kann.

Wir werden noch erwägen, ob eine Antwort auf sie zu erwarten oder überhaupt möglich ist.

Das andere Moment des Wesens der Dinge, das eben so rein objektiv und ein An sich derselben ist, das ist die

Bewegung, die Thätigkeit, der Akt, wodurch das Raum-Erfüllende zeitlich, das Außereinander ein Nacheinander, das Ausgedehnte ein Sich-Ausdehnendes oder Zusammenziehendes wird.

Wir sehen eigentlich die Bewegung des Stoffs eben so wenig, als diesen selbst. Wir nehmen eine Ort-Veränderung der Masse wahr. Dieß ist aber eine mechanische Erscheinung, und wenn wir sie bis auf die kleinsten, noch wahrnehmbaren Zwischenräume verfolgen, so bleibt die Wahrnehmung immer noch atomistischer Art, nicht stätig.

Die eigentliche Bewegung ist aber Wirkung einer stätigen Kraft, mithin dynamischer Art. Wir sehen eigentlich immer das Geschehene, nicht das Geschehen selbst.

Ist hierin unser Wahrnehmungs-Vermögen lückenhaft, desultorisch, so tritt vielleicht unser Denken und Erkennen ergänzend ein.

Wir werden aber auch hier von einem Bewegungs-Akt auf den andern gewiesen. Wenn wir sehen, daß gewisse Stoffe sich suchen, mit einer Art Heftigkeit verbinden, andere sich trennen und fliehen, so weist uns dieß auf die Wahlverwandtschaft oder Abstoßung aller Stoffe, auf die Zieh- und Flieh-Kraft der kosmischen Massen, auf die Bewegung des Weltalls.

Was ist diese in ihrem Wesen? Woher stammt sie?

Das zweite Welt-Lebens-Problem. — Findet nun unser Erkennen gegen die ersten Gründe des Daseyns hin seine Schranken, so liegt vielleicht das Gewordene, der jetzige Bestand der Natur in dessen Bereich und ist wohl auch noch ein Rückblick auf eine Vergangenheit ihrer Zustände gestattet.

Die Natur ist sofort in der durchgreifenden Wechsel-Beziehung ihrer Stoffe, in der Totalität ihrer Wirksamkeit zu betrachten.

Das Nächste und Faßlichste ist die Besonderung in große Massen, von den größten kosmischen bis zur Versammlung des Mannichfaltigen zur Feste unseres Erd-Globus.

Wenn wir den Natur-Akt der Anhäufung, Anschießung, des Aggregats bis zur Erscheinung der Crystalle verfolgen, welche dieselbe regelmäßige Form vom kleinsten noch wahrnehmbaren Körpertheil bis zu ihrer im größern Maß abgeschlossenen Vollendung zeigen, so leitet dieß unsern Blick wieder auf die großen Massen zurück, welche in ihren Schichtungen, Zerklüftungen und Spalten uns oft ein ähnliches Gesetz der Formgebung wahrnehmen lassen.

Auf diesem Natur-Akt erhebt sich ein weniger einfacher, Gleiches zu Gleichem äußerlich ordnender. Es ist derjenige der Stoff-Aufnahme der Körper in ihr Inneres, der Metamorphose von Innen nach Außen, der Ausdehnung in dieser Richtung, des Wachsthums. Hier ist Anziehung und Ausscheidung, lineare Verzweigung, Umgestaltung in bestimmten Stadien der Entfaltung, Verfeinerung der Formen im Verlaufe der Durchbildung, Abschluß und Vollendung in verklärten sphärischen Formen, Weichheit, Elastizität, Beweglichkeit des Individuums, größte Mannichfaltigkeit so in Form und Farbe, wie im Stoff-Gehalt der Gattungen. — Die Pflanzenwelt.

Durch das Daseyn dieser Creaturenwelt ist das Erscheinen einer noch höhern bedingt.

Bei dieser findet eine Aufnahme meist schon organisirter Stoffe ins Innere statt. Die Organe sind mannichfaltiger, besonderter, entschieden eigenthümlicher. Sie bilden sich zunächst aus einander heraus, doch zugleich auch jedes Einzelne aus ihrem Complex, so wie hinwieder auch das Einzelne auf das Einzelne zurück und zugleich auch auf das Ganze wirkt.

Die durchgreifende Wechselwirkung im Bildungsgang der Creaturen dieser Stufe ist vermittelt durch Geflechte, welche den ganzen organischen Bau durchdringen und durch Flüssigkeiten, welche in alle seine Systeme geleitet werden. — Die Thierwelt.

Bei den Gebilden der vorigen Stufe ist die Individualität

zwar durch ihren Bau im Ganzen, ihren Habitus, ausgedrückt; sie ist aber doch auch jeder Verzweigung in dem Maße verliehen, daß das Wegnehmen einer oder mehrerer dieser Gliederungen den Bestand des Ganzen nicht aufhebt, als welcher sich, je früher im Wachsthum, desto sicherer, in den übrigen Gliederungen ergänzend fortsetzt.

Auf den Uebergangs=Bildungen zu den höhern stellt sich eine solche Theilung der Individualität auch noch dar. — Pflanzenthiere.

Aber bei den eigentlichen Thieren wohnt die Selbstheit nur im Ganzen des organischen Bestandes und es findet keine Ergänzung von Gliederungen statt, ja die Entziehung der meisten, mit Ausnahme der Extremitäten, hebt jenen Bestand selbst auf.

Eine wesentliche Eigenschaft der belebten Organisationen ist das Vermögen der willkürlichen Bewegung, welches von ihrem Lebensbedürfniß stets in Anspruch genommen ist, auf welches sich auch ihr ganzer Haushalt gründet.

Da wir selbst auf dieser Stufe der Organisation stehen, so haben wir an uns das nächste Fundament der Beobachtung und Erfahrung, die wir auf dem Wege der Vergleichung vervollständigen können.

Wir erkennen unser Wesen als Materie und Bewegung, als Körper mit Metamorphosen, als Stoff mit Akten. Auf dem Wege der Naturkunde, der Physiologie, erforschen wir die Bestandtheile des Stoffs der organischen Faktoren, die eigenthümliche Wirksamkeit derselben, den Inbegriff ihrer Thätigkeiten. Wir sind uns Objekt.

Aber wir finden unser Wesen hinwieder auch sensitiv, empfindend, wahrnehmend, denkend, als einen Inbegriff subjektiver Erscheinungen und Thätigkeiten. Wir sind uns Subjekt.

Unser Körperliches können wir als ein Fremdes anschauen;

ja Alles an und in uns, was sich hinter der Oberfläche verbirgt, bleibt uns auch fast durchaus und unser Leben lang verborgen. Wir kennen es durch Analogie, Vergleichung und weil wir dessen Daseyn und Thätigkeit empfinden.

Wer, etwa bei einer wichtigen Operation an ihm selbst, in diese verborgene Werkstätte blickt, schaut sie mit Befremdung, mit Grauen als etwas Unbekanntes an, und strauchelt, ob er diese bloßgelegten Organe zu seinem Ich zählen soll oder nicht. Schon ein ausgezogener Zahn ist der Empfindungswelt enthoben und dem todten Stoff hingegeben.

Es ist aber die angelegentlichste Aufgabe der Forschung, die beiden Welten, die stoffliche und die empfindende, zu vermitteln, aus jener auf stätigem Vorschritt in diese zu gelangen.

Wir lernen durch eine ungezählte Reihe von Wahrnehmungen und Versuchen, — unser ganzes Leben besteht, größtentheils aus Erfahrungen über unser Doppelwesen, — wo wir den Sitz der verschiedenartigen Sensationen und Empfindungen zu suchen haben.

Wir drängen uns nun beobachtend an den Sinn hinan, um zu finden, in welcher Art er den Eindruck aufnimmt. Aber gerade hier, im Schooße des Unendlich-Kleinen, entzieht sich der Prozeß unserer Wahrnehmung. Wir verlassen den Stoff an der Pforte des Aktes, der den Eindruck bedingt und jenseits dieser materiellen Bewegung, in einer ganz heterogenen Sphäre, in der der Empfindung erwacht die Sensation; das leblose Objektive setzt sich unwahrnehmbar in eine subjektive Lebendigkeit um.

Was ist nun aber S e n s a t i o n? Was ist Empfinden? Es ist Lust und Schmerz des Daseyns; es ist ein Fühlen der Existenz; es ist Leben.

W a s i s t L e b e n?

Hierauf gibt es so wenig eine Antwort, als auf die Frage:

Was ist Materie? Was ist Stoff? Was ist Körper? Beide sind ein Ursprüngliches, von nichts Anderm Abzuleitendes, mit nichts Anderm Vergleichbares.

Das Empfinden, das Leben erkennen, begreifen hieße den Urquell alles Daseyns erkennen.

Wo wir nicht vergleichen, nicht ableiten können, da gehen uns die Gedanken aus.

Wir können sagen, was ein Winkel, ein Dreieck ꝛc., ein Kreis ꝛc. ist, weil wir sie aus Linien ableiten. Aber Materie und Empfindung können wir nur mit sich selbst vergleichen, erkennen nur in ihren Eigenschaften und Aeußerungen; sie sind uns der Inbegriff aller ihrer Akte, erkennbar, so weit wir diese kennen.

Sie selbst aber sind unter sich incommensurable Wesenheiten, nicht zu vermittelnde Sphären des Daseyns.

Wir müssen auf unserm Standpunkt dem sogenannten gesunden Menschenverstand alle Zulänglichkeit absprechen, solche Unterscheidungen zu machen, solche Gegensätze festzuhalten und denkend durchzuführen. Ewig wird er die Evidenz des Augenscheins behaupten, wird den Stoff an sich anzuschauen, zu fühlen glauben.

Er ist nicht zu tadeln; er thut sogar recht daran; nur hat er keine Stimme in der Sphäre der Forschung. Diese ist ein künstliches Verfahren, vergleichbar einem chemischen Experiment, das combinirte Stoffe sorgsam scheidet und durch Auseinanderhalten als Grundstoffe rein darstellt, welche jedoch aus solcher gewaltsam herbeigeführten Spannung herausstreben und losgelassen sich sogleich wieder mit Heftigkeit verbinden.

Ohne nun die Wesenheit des Lebens zu erkennen, wollen wir das Leben anerkennen, und seine Erscheinungen näher beobachten.

Der Stoff ist einfache Existenz, jeweiliger Bestand, bloße

Gegenwart. Auch wenn sich seine Akte wiederholen, drücken sie eine reine Gegenwart aus.

Schon auf den niedersten Stufen belebter Organisation aber dämmern Vergangenheit und Zukunft in das Leben hinein. Wir bemerken an Pflanzenthieren, an Infusorien ein Ablehnen und Hinneigen, ein Fliehen und Verlangen, eine Uebung und Erfahrung.

Bei höhern Organisationen finden wir aber ein wirkliches Hereinragen der Vergangenheit und Zukunft in die Gegenwart. Der früher gehabte Eindruck stellt sich wieder vor — Vorstellung — auf das Proscenium; auch das Kommende stellt sich vorbildlich dar.

So spiegelt sich nun das Leben in sich selbst; das Empfindende wird sich als empfindend, das Wahrnehmende wird sich als wahrnehmend kund, das Vorstellende erkennt sich selbst als vorstellend.

Auf der niedersten Stufe ist das Leben auf wenige Empfindungs-Seiten — Sinne — und eine kurze Dauer beschränkt, aber an Myriaden von Geschöpfen vertheilt. Ein großer Theil der Gebirgs-Massen unsers Planeten besteht aus einer erstarrten Welt solcher Creaturen.

Ausgebildetere, größere, beziehungsweise kolossale Geschlechter finden wir ebenso hingelagert.

Aber von jeher war und ist noch jetzt alles Gewässer der Erde, alles Organische, von Säften Durchdrungene, von jener kleinen Schöpfung erfüllt und belebt und genießt die Lust des Daseyns; Schmerz ist bloß Schutz gegen Verletzung oder Hintrieb zur Lust.

Der Mensch, der meist Unzufriedene, ist von Millionen lebensfroher Miethsleute bewohnt oder verschlingt vornehm und grimmig, wie Löwe und Tiger, Millionen derselben mit jedem Bissen Fleisch oder Gemüse.

Die Kleinwelt hat zu der Gestaltung der Erde das Größte

beigetragen. Die größern Organismen verändern den Bestand der Pflanzenwelt und den der schwächern Geschlechter.

Die höchste Organisation, der Mensch, drückt der Oberfläche der Erde das Gepräge seines Lebens am sichtbarsten auf. Er führt die über die letzten Niederschläge im ausgedehntesten Maß verbreitete ursprüngliche Vegetation, den Wald, auf gewisse, seinem Bedürfniß entsprechende Grenzen zurück, überzieht Letzterm gemäß allen Grund und Boden mit Anbau und, während er die Physiognomie des Landes schon vorgebildet findet, ist dessen Inkarnat das Ergebniß seines Waltens.

Wie nun sein Haushalt sich immer mehr veredelt, ausdehnt, wie die Thätigkeiten sich vermannichfaltigen, die Arbeiten sich vertheilen, durch Einsicht und Uebung immer vollkommener geliefert werden, wie er alle Reiche der Natur sich zinsbar und dienstbar macht, wie sein Begehr in immer weitere Ferne geht, endlich durch Vermittlung der Tribut aller Welttheile herbeigezogen wird, das darf auch dem einfachen Sinn bloß angedeutet werden.

Aber der Mensch rafft nicht bloß das Nothwendige an sich, dessen Entbehren ihn schmerzen und verkümmern würde; er schafft sich das Nützliche, dessen Besitz und Genuß ihm erwünscht und behaglich ist; ja er strebt sogar nach dem Schönen, dessen er sich in bloßer absichtsloser Lust der Wahrnehmung erfreuen will. In das Wesen desselben näher einzugehen ist jedoch hier nicht der Ort.

Der Mensch überzieht nach dem Maße des Vorrückens seiner Civilisation die Erde auf immer weiter gezogenen Radien und Curven mit seiner Geschäftigkeit, — und wir können, unser voriges Bild wieder aufnehmend, auf ihrem Antlitz die physiognomischen Züge der besonnen emsigen Thätigkeit, des klugen Raffinements, der angestrengten Sorgsamkeit, des wohlhäbigen Behagens, der Lust an den Gaben der Ceres und des Bacchus, die Furchen der Sorge, der Mühe, des Schweißes,

der lauernden Wachsamkeit, des Kriegs=Zorns, des Sieger=Uebermuths Hohnlächeln bei des Unterdrückten Trübsinn wahrnehmen.

Vorerst ist uns das sich durch fortschreitende Selbstbereinigung zur Empfindung steigernde Materielle, das aus den organischen Gebilden des Stoffs hervorbringende und zur sensitiven Blüthe sich entfaltende Leben ein bloß faktisches, ein Geschehen, nach dessen Zweck und Ziel wir noch nicht fragen.

Bezug des Stoffs auf das sensuelle Leben.

Näher liegt unserer Untersuchung jetzt die Frage, wie sich das Materielle und seine Bewegung, oder wie sich die Akte des Stoffs quantitativ zur Wahrnehmung, wie sich das Leblos=Körperliche als Erreger des Lebens zu diesem verhalte.

Auf den Gesichts=Sinn wirken die größten kosmischen Bewegungen; was in ungemessenen Fernen, in unfaßlichen Licht=Weltensystemen vergeht, berührt noch nach irgend einem vergleichbaren Maß das Auge.

Es unterscheidet hinwieder auch Gestalten und Bewegungen, die gegen seinen eigenen Umfang unendlich klein sind, und Wandlungen von Form und Farbe in den leisesten Uebergängen.

Man könnte sagen, für das Gesichts=Leben habe sich das ganze Weltall in Bewegung gesetzt und das Verhältniß des Objektiven zum Subjektiven sey das differenteste.

Bei dem Gehörs=Sinn ist dieser Dualismus schon nicht mehr so maßlos; doch ist beim Donner des Gewitters, des Vulkans oder des Schlacht=Geschützes, beim Brausen des sturmbewegten Meeres, beim Dröhnen des Erdbebens, die materielle Bewegung immer noch ungemein gegen die Energie der Sensation.

Hier muß aber bemerkt werden, daß der Gehörssinn nicht im geraden Verhältniß mit der Stärke des Schalls Empfänglichkeit zeigt. So tönen hundert Kanonenschüsse einer Schlacht=

Ordnung oder eines Linien=Schiffs nicht verhältnißmäßig stärker, als ein einziger Schuß.

Bei dem Geruchs= und Geschmacks=Sinn finden wir den materiellen Prozeß im geraden Verhältniß zur Sensation. Wir wissen, daß ein ungemein kleines Quantum Riechstoff ein Zimmer mit noch empfindbarem Wohlgeruch durchdringt, so wie, daß ein Bitterstoff, wie Aloe z. B., in kaum sichtbarer Quantität einen Trank noch bitter schmeckend macht.

Aber auch diese Sinne haben ihr Maß der Empfänglichkeit. Ein Veilchen=Strauß riecht im Zimmer nicht im Verhältniß stärker als ein halbes Dutzend Veilchen; auch gewähren die enormen Züge eines Trinkers demselben keinen energischern Geschmack, als das Schlürfen des Getränks einem Weinschmecker.

Im Tast=Gefühl ist die berührte Oberfläche der sie berührenden proportionirt. Dieß gilt nicht nur von den feinfühlenden Tast=Organen, den Händen, Lippen, der Zunge 2c., sondern von der ganzen Oberfläche unsers Körpers.

Ein Reinlicher empfindet den Staub an Gesicht und Händen, den Schweiß 2c.

Von dem Sinn für die Temperatur gilt dasselbe; sie äußert ihren Einfluß im Verhältniß der ihr bloßgegebenen Oberfläche; nur muß bemerkt werden, daß die Wärme unseres Körpers mit der verbreiteten Temperatur unserer Umgebung in Beziehung steht, daß also unser Wärme=Sinn mittelbar eine ausgedehnte Stoffbewegung wahrnimmt.

Bei den innern organischen Affektionen sind die Erregungen den erregenden Stoffen proportional, die Empfindungen den pathologischen Einwirkungen entsprechend.

Bei dem Gefühl der Schwere findet dasselbe Wechsel=Verhältniß statt. Dieß gilt auch von der Empfindung, die wir von der Schwere unseres eigenen Körpers, von der Anstrengung bei dessen Bewegungen haben; die Wahrnehmung entspricht in geradem Verhältnisse dem materiellen Kraft=Aufwand.

Rückwirkung des Lebens auf den Stoff.

Haben wir nun Interesse daran gefunden zu untersuchen, wie sich die Thätigkeiten des Stoffs zu den verschiedenen Sphären der Empfindung, wie sich die Metamorphose des Objektiven zu den subjektiven Erscheinungen der Quantität nach verhalte, so möchte eine in gleichem Sinn angestellte Ueberschau der Wirkungen, welche die Willenskraft des Menschen auf die materielle Welt ausübt, ebenfalls nicht uninteressant seyn.

Beide Richtungen der Forschung mögen ohne Zweifel dazu führen, unserm Begriff des Lebens mehr reellen Inhalt zu geben. Wir lassen uns auch hiebei wieder die verschiedenen Anschauungs-Sphären zur Leit-Idee dienen.

Es kommt aber nicht in Betracht, was der Mensch mit Hülfe der Wahrnehmungs-Vermögen verrichtet, sondern was er für sie und um ihrentwillen thut.

So fragen wir zuerst, wie bestimmt er den Stoff um des Sehens willen?

Hier denken wir zunächst an die Einrichtungen, die eine reinliche Ordnung, eine wohlgefällige Ueberschau bezwecken, an die bereinigte Form, die er dem Festen und Beweglichen seiner Umgebung gönnt, an seine Farbenlust, die zwischen dem Eintönigen, Harmonischen, Bunten und Buntscheckigen hin und her pendulirt, an die allverbreitete Kleider- und Putz-Sucht, die als Mode seinen Geschmack beschäftigen, seinen Sinn in einer kitzelnden Unruhe erhalten.

Durch die Baulust, Baukunst schafft der Mensch augenfällige, symmetrische Massen vom einfachen Bedürfniß zweckmäßiger Wohnlichkeit bis zur größten Ausdehnung und Pracht, welche ein reiches, angesehenes, mächtiges Geschlecht als häusliches Besitzthum ansprechen mag, größere noch für öffentliche, staatliche Zwecke, prachtvollere für die Herrscher-Familie, die größten, würdevollsten, wohl auch schmuckreichsten, um seinen

religiösen Sinn im sinnlich erhabensten Bauwerk zu verkörpern, an dessen nie sättigendem Anblick zu erheben.

In der schönen Gartenkunst bestimmt der Mensch den Stoff von Grund und Boden und die Pflanzenwelt zu malerisch schaubaren Formen.

Zu beiden genannten Künsten fügt sich die Bildhauerei als stoffbestimmend.

Bei der Malerei ist weniger die Masse und Bearbeitung der Materie, als die künstlerische Wahl und sorgfältigste combinatorische Anwendung derselben zur Schaubarkeit in Betracht zu ziehen.

Die darstellenden Künste, die dramatischen und gymnastischen, als Schauspiele betrachtet, nehmen das Köperliche des Menschen und künstlerisch dressirter Thiere in Anspruch und erfordern eine mehr oder weniger umständliche stoffliche Ausstattung.

Ferner bestimmt der Mensch dem Auge zu lieb auch die Materie durch Herbeiführung von Seltenheiten, Sehenswürdigkeiten, die zuweilen den Weg um die halbe Erde machen.

Prunkzüge, Festlichkeiten, Spektakel gehören auch hieher; — das Volk mag sich selbst in Masse, in seiner Vielgestalt und Bewegung beschauen; — dann Schaustücke, wie Beleuchtungen und Feuerwerke, jene sich anlehnend an die Architektur, diese die Formen der Gartenkunst in Arkaden, Wasserkünsten ꝛc. nachahmend.

Endlich bewegt der Mensch sein eigenes Körperliches als Schaulustiger auf Spaziergängen, Ausflügen, Reisen.

Der Gehörs-Sinn, als Wahrnehmer der Sprache, veranlaßt den Menschen zu keiner Stoff-Bestimmung als derjenigen, deren Träger er selbst durch seine Sprachwerkzeuge ist. Ihre Anstrengung steht in geradem Verhältniß zu dem sinnlich wahrnehmbaren Erfolge.

Aber er hat die Klang-Erzeugung ins wahrhaft Wunderbare vermannichfaltigt, gesteigert, veredelt.

Er hat Werkzeuge erfunden, deren Jedes einen eigenen Ton-Charakter vom zartesten bis zum schmetterndsten, vom einschneidendsten bis zum donnerndsten in sich trägt.

Durch ihre Verbindung bringt er die gewaltigsten Ton-Massen vor den Sinn, innerhalb derselben die verschiedensten Ausdrücke von Ton-Leben.

Wie bei der Malerei ist auch bei der Musik, wenn wir von der Bebung der Luft, der Ausbreitung der Tonwellen hinwegsehen, die Verwendung von Stoff gegen die dadurch zu erreichende Wirkung gering und es kommt auch bei ihr weniger auf das Material, als auf seine sorgfältigst gearbeitete Struktur, und bei der Ausübung weniger auf die Kraft-Anstrengung, als auf die Geschicklichkeit an.

Der Mannichfaltigkeit der Instrumente steht die Einheit der Menschen-Stimme gegenüber. Wie in der Malerei das Incarnat als ein Höchstes, Geheimnißvolles alle Farbentöne in sich vereinigt und verschmelzt, so vereinigen sich in der Menschen-Stimme alle Instrumentaltöne auf eine wunderbare Weise.

Diese Letztern erinnern mehr oder weniger an animalische Stimmen, während der Menschen-Gesang die Seele des Menschen verkündet.

Die Musik der alten Nationen denken wir uns mehr deklamatorisch, dem Tempeldienst, dem Kriegszuge dienend; unsere Musik ist eine neuere Erscheinung; der Silberfaden der Melodie in mannichfachen Wendungen und Verschlingungen durchziehend das Kunstgewebe der Harmonie.

Sie verbindet sich wohl auch mit der Bestimmtes andeutenden, Gedanken erregenden Wortsprache, verstärkt ihren Eindruck; in ihrer höchsten Reinheit und vollendetsten Durchbildung aber ist sie Gefühls-Sprache ohne Denk-Vermittlung, Universal-Sprache, sie ist Regung des Gemüths selbst in Tönen sich offenbarend.

Wenn wir bisher das Verhältniß der Eindrücke zu den

Akten des Stoffs, die Beziehungen des Materiellen zu den Empfindungen erwogen haben, so sind wir mit unserer Reflexion bei der Musik sonderbar daran.

Wie sie aus Luft gewoben, von Luft getragen ist, so schwebt sie als Lebens-Erscheinung gewissermaßen in der Luft. Sie ist ganz und gar eine subjektive, immaterielle Welt, und wie in ihren reinsten Erhebungen die Seele das Bleigewicht des Körpers abstreifen möchte, so schwingt sich die Musik über den materiellen Stoff, aus dem sie stammt, hinauf in die reinere Region des Gemüths-Lebens.

Wollten wir sie gleich den andern Kindern der Sinne um ihre leibliche Herkunft statistisch befragen, so wäre uns, als sollten wir einen lichten Genius nach seinen Lebens-Verhältnissen in eine National-Liste einregistriren.

In der Wortsprache können wir Wahrgenommenes, Gedachtes in bestimmter Hindeutung genau bezeichnen; aber den Antheil, das Interesse, welche unsere Rede hervorriefen, können wir letzterer in unserm Vortrage nur in beschränktem Maße mitgeben, die Gemüthslage, die Empfindung oft nur benennen. Die Musik drückt dieses Unaussprechliche in ihrem Element aus; sie deutet, bezeichnet, benennt nicht; sie spricht die Bewegung der Seele unmittelbar aus. Umhüllend die Wortsprache verleiht sie dieser durch ihre vollen, wohllautenden, der Gemüths-Bewegung in allen Wogungen nachgebenden, ja sie tragenden, variirt wiederholenden, und in sich abklingen lassenden Modulationen die Wärme und Innigkeit, die Jene nicht aufzubringen vermag; sie leistet aufs Genügendste, nach was Jene vergebens ringt.

Ohne Wortsprache aber, freischwebend spricht die Musik das Allgemein-Menschliche, was das Gemüth in Schmerz und Lust, in Sorge und Hoffnung, in Zweifel und Vertrauen, in Demuth und Erhebung bewegt, unvermittelt durch Begriffe und Gedanken, unmittelbar von der Seele in Töne ergossen, aus.

Hochbegabten Meistern dieser Kunst, deren Inneres in ihrem reinsten Elemente lebt, ist es verliehen, unser Gemüth in die Stimmung zu versetzen, wo uns das Heilige in seinem faßlichsten Ausdruck ans Herz tritt, wo uns Vergangenheit wieder nahe rückt, Zukunft sich ahnungsreich, heiter, aufthut, wo unsern stockenden Schmerz ihre Trauertöne rührend und tröstend ansprechen, weil ja in ihnen das Herzeleid immer und überall so gesungen, weil sie uns besänftigend sagen, daß wir das unausweichliche Geschick unseres Geschlechts theilen und der Schmerz verklingen werde, wie sie.

Auch über Situationen anderer Art übt die Tonkunst ihren Zauber. Sie versetzt uns in die Ferne, zu fremden Nationen, spricht uns als Geist ihrer Heimath vertraulich an, läßt uns mit ihnen heimisch leben, ihrer Thäler Sonntagsfreuden mit ihnen theilen.

Doch das sind nur Worte, Hindeutungen, welche wir durch kein Beispiel beleben können, wie wir im Verlaufe dieser Untersuchung gern gethan, die aber eine ihren gelungensten Offenbarungen geweihte Stunde bestätigen könnte.

Wir haben uns länger bei diesem Sinnen-Leben, der Ton-Kunstwelt, verweilt, als die Nachweisung seines Verhältnisses zum Stoff-Aufgebot nöthig machte.

Wir wollten recht hervorheben, daß eben in dieser Sphäre mit den sparsamsten materiellen Mitteln die größten Wirkungen erzielt werden, wollten zeigen, daß in ihr der Mensch sich am freiesten, schönsten, würdigsten über die Beihülfen der Natur erhebt und einen kaum noch an den Stoff gebundenen geistig-gemüthlichen Kunstbau aufgeführt hat, dessen sich unsern Begriffen nach keines der geschaffenen Geschlechter schämen dürfte.

Ja, wir können, erfüllt von der Höhe und Würde dieser Kunst, die mehr als alle übrige in ihrem geläutertsten Ausdruck auf Eingebung beruht und, hierin der Poesie vergleichbar, in ihren geistigsten Offenbarungen durch keine Schule,

Nachahmung oder sonstige Mittheilung zu erlernen ist, eine transscendente Frage nicht zurückhalten, — ob irgend in den weiten Räumen der Welt dort lebenden Wesen eine schönere Kunst zugetheilt seyn möge, als dem Erdensohne zu Wonne und Trost verliehen worden.

Und eben darum ist es auch um so verletzender, wenn sie von diesem aus Rohheit und Ungeschmack, und dieß nicht nur in gemeinen, sondern auch in höhern Kreisen, durch Anwendung materieller, drastischer Mittel zum lärmenden Realismus herabgewürdigt wird, während sie zum lieblichsten Repräsentanten des Idealen bestimmt zu seyn scheint.

Wir gehen zu dem weitern Sinnen-Leben über, dem zu lieb der Mensch die Stoff-Welt in Anspruch nimmt und für seine Zwecke bestimmt.

Der Geruchs-Sinn bietet keine besondere Bemerkung dar; eben so wenig der Tast-Sinn und das über den ganzen Körper verbreitete Fühlungs-Vermögen. Der Mensch schafft sich das Angenehme, das Bequeme, ohne die materielle Welt stark in Bewegung zu setzen.

Ganz anders ist es mit dem Geschmacks-Sinn und dem damit genau verbundenen Bedürfniß der Ernährung. Sie sind es, um derentwillen er am stärksten, ausgebreitetsten, unabläßigsten mit seiner Thätigkeit auf die Stoff-Welt zurückwirkt.

Wir dürfen bloß darauf hindeuten, daß vom engsten wohnlichen Raum aus über das Land, über Gebirge, über Meere hin in fremde Zonen seine Thätigkeit bemüht ist, Befriedigungs-Mittel für dieses Bedürfniß herbeizuschaffen und sie aufs Mannichfaltigste zu verarbeiten, zu verfeinern, zu verbinden.

Dieses Geschäft ist es, das die größte Belebung, den ausgedehntesten materiellen Verkehr über die ganze Erde verbreitet und alle nur ersinnlichen Vehikel des Erzeugens, Herbeischaffens, Vertheilens, nutzbringendster Verwendung in Bewegung setzt.

Diese unabläßige Thätigkeit ist von der Natur gebieterisch

angeordnet. Das Leben des Menschen hängt von ihr dermaßen ab, daß z. B. das größte Heer ohne Nahrung in wenigen Tagen aufgerieben wäre, daß die Bevölkerung der Erde in Entbehrung derselben dahin gebracht würde, um dem Hungertode zu entgehen, sich selbst aufzuzehren.

An diese den Stoff bestimmende Thätigkeit schließt sich ebenfalls nach einem dringenden Naturgebot eine andere fast eben so ausgebreitete an.

Sie geht aus der sinnlichen Empfindung von Wärme und Kälte hervor.

Witterungs- und Temperatur-Verhältnisse haben das Bedürfniß der Kleidung, Wohnung, Heizung, Lagerstätte ꝛc. für den Menschen herbeigeführt, zu deren Herbeischaffung und zweckdienlichen Einrichtung ähnliche Vehikel angewendet werden, wie zur Nährung.

Auch diese Stoff-Bewegung und Veränderung verbreitet sich über die ganze Erde. Es möchte aber überflüssig seyn, im Getheil nachzuweisen, wie die menschliche Thätigkeit sich von den größern Massen des Materiellen bis auf die kleinsten Bestandtheile, von der rohen, nothdürftigen Gestaltung bis zu der feinsten, geschmackvollsten Ausprägung in Stoff, Form und Farbe, von der Befriedigung des allgemeinsten Natur-Bedürfnisses bis zu den gewähltesten Darbietungen an die Raffinements der Bequemlichkeitsliebe, an die Gelüste des Schönheits-Sinnes, an den Hang zur Veränderung erstreckt.

Zum Schutz gegen den Schmerz von äußerlichen Verletzungen des Körpers werden, je geordneter der öffentliche und bürgerliche Haushalt ist, desto mehr stoffliche Vorsichts-Maßregeln getroffen.

Die Sensationen unseres innern Organismus, namentlich die krankhaften Affektionen desselben, wo das organisch-vitale Leben in chemische Prozesse zurücksinken will, haben auch Stoff-Veränderungen, nämlich Herbeischaffung und Bereitung

von Heilmitteln zur Folge, welche gewöhnlich in Verbindung mit den beiden vorgenannten Geschäfts-Thätigkeiten stattfinden.

Uns begleitet stets ein nicht an besondere Organe gebundenes und spezifikes, sondern ein Gemein-Gefühl, das uns unsern Körper im Ganzen, seine Schwere, seine Stellung, Lage, Bewegung zu empfinden gibt.

Wir fühlen im besten Wohlseyn Neigung, die Kraft der Trägheit zu überwinden, Bewegungs-Kräfte zu üben.

Dieses Verlangen führt zu spielenden geregelten Bewegungen, zum Tanz, — zu Wettkämpfen: Knabenspielen, Wettlauf, Fechten, Ringen &c. — zu Durchmessung weiterer Räume: Wanderungen, Reisen, zu derselben mit Vehikeln: Reiten, Fahren, Schiffen.

Dieß sind materielle Bewegungen, bei welchen unser Körper selbst die Stoff-Aktionen vollzieht.

Uns bleibt noch die Betrachtung einer Lebens-Erscheinung übrig, welche um so mehr Aufmerksamkeit verdient, als an sie der Bestand, die Fortdauer des Menschengeschlechts, die ganze Einrichtung des menschlichen Zusammenseyns und Haushalts gebunden ist.

Die physische und psychische Verschiedenheit der beiden Geschlechter hat sie als Gegensätze von einander gesellschaftlich entfernt, einander gegenübergestellt. Aber diese sociale Entfernung ist es eben, die Beide hinwieder nach Vereinigung, nach Ausgleichung der Gegensätze streben läßt.

Weil jedes Geschlecht das Daseyn nach eigenthümlicher Weise seinem Naturell gemäß begreift und bearbeitet, so suchen sie eine gegenseitige Ergänzung der verschiedenartigen Bestrebungen.

Durch ihre innigste Vereinigung ist aber ein Erfolg bedingt, der seiner Wichtigkeit, seiner Unerläßlichkeit wegen auf's Beste gesichert seyn muß. Es ist die unausgesetzte Wiederergänzung des sterblichen Menschen-Geschlechts.

Eine organische Affektion wird zum Antrieb, zum gebietenden

Motiv, das sich zur Garantie jenes Erfolges in die eine Wagschale legt, während in der andern für das weibliche Geschlecht zunächst Schüchternheit, Verschämtheit, dann Beschwerden, Schmerzen, Entbehrungen, für beide Sorge, Mühe und manche Beschränkungen der freien Willkühr liegen.

Bei der Geschlechts-Vereinigung wird jener organische Antrieb schon dadurch der Gemeinheit des bloß Animalischen enthoben, daß mit Ausnahme des Geschmacks-Sinnes alle übrigen sich dabei betheiligen dürfen; wenn aber die Vereinigung durch reines gegenseitiges Wohlgefallen, durch Gemüths-Neigung, durch Schätzung, durch Liebe, welche ihren Gegenstand als ein Einziges, Höchstes in sich trägt, eingeleitet wird, so wird sie in eine, man darf sagen: ideale Höhe gehoben.

Dieses Verhältniß gestaltet sich in seiner Dauer und Gewohnheit im civilisirten Zustande zur ehelichen Gemeinschaft und bildet die Familie.

Der größte Theil der stoff-bearbeitenden Thätigkeit, von welcher wir bisher gesprochen, geht den Motiven nach von diesen geselligen Mittelpunkten aus, und kehrt in ihren Erfolgen zu ihnen zurück. In dieser Hinsicht ist der besagte sinnliche Antrieb eines der wichtigsten Momente in Bezug auf die allgemeine Stoff-Veränderung.

Aber das Menschen-Geschlecht ist selbst auch Naturstoff. In solcher Beziehung ist demnach sein Bestand, seine Fortdauer, seine Form, seine fürwährende Metamorphose recht eigentlich auf jenen sinnlichen Antrieb, auf eine spezifische, energische, einfach natürliche und ursprüngliche Sensation gegründet.

Es ist nicht der einzige Fall im Kreise der Natur, wo ein kleiner Druck die größte Gewalt ausübt, ein kleiner Hebel die größte Last hebt.

Wir haben den Stoff in seinen Akten, als Erreger der Eindrücke, Wahrnehmungen, Anschauungen, Empfindungen erkannt; wir haben das thätige Rückwirken des Menschen auf den

Stoff eben diesen Eindrücken und Empfindungen zu lieb, man möchte sagen: sein Citiren, Commandiren, Bearbeiten des Stofflichen erwogen, haben aber das aus der Verbindung, Vergleichung, Ueberschau der Wahrnehmungen rc. erwachsende, sich geistig aufbauende Denken und Erkennen in dieser Beziehung noch nicht in Rechnung genommen.

Zunächst bestimmt das Denken den Stoff zu Versuchen. Er wird im Experiment das Substrat des tiefern Erkennens, der Combination der Kenntnisse zur Erkenntniß, der Abgrenzung und Vervollständigung derselben zur Wissenschaft.

Die Wissenschaft hat aber mit dem materiellen Stoff weiter nichts zu thun, als soweit sie ihn als Material ihres eigenen Aufbaues benützt. Sie lebt in ihrem eigenen Aufbau, freut sich desselben und fragt nicht, was er der materiellen Welt, ja nicht einmal, was er einer anderweitigen wissenschaftlichen Architektonik nütze.

Aber die Bearbeiter der materiellen Interessen fragen nach der Wissenschaft und lernen ihr ihre Proceduren und deren Ergebnisse ab, um sie bei ihren auf Stoff-Bestimmung gerichteten Thätigkeiten anzuwenden.

So finden wir dann, daß der ganze völkerwirthschaftliche Verkehr, welchen wir vorhin von seinen verschiedenen Seiten ins Auge gefaßt, ohne diese wissenschaftlichen Ergebnisse gar nicht zu Stunde kommen könnte, daß er durch Letztere gefördert und immer höher gesteigert wird, und dieß in dem Maße, als sich immer mehr und einsichtigere Wissenschaftliche herbeilassen, die Scienz eben in Beziehung auf jenen Verkehr auszubilden und ihre Anwendung volksthümlich zu machen.

Aus der ursprünglichsten, kleinsten Gesellschaft, der Familie, sind auf dem Naturwege, nach welchem Gleichartiges im Reiche des Leblosen und Lebendigen sich verbindet, größere Vereine, Stämme, Völkerschaften, Nationen enstanden, von

Selbstbewußtseyn, von gemeinsamen Bestrebungen durchdrungen worden.

Im Zustand der Cultur, der Civilisationen, hat sich das Volk nach Beschäftigung, Bildungsstand, Macht und Ansehen, Geltung ꝛc. in Massen und Schichten abgesondert; es sind Casten, Stände, Vereine, Institute entstanden.

In diesen hat sich das Leben der Sensation, des Wahrnehmens und Empfindens, der Anschauung und Vorstellung, der Erfahrung, des einzelnen Erkennens nach dem Maß ihres Vermögens der Vergleichung und Unterscheidung, der Ueberschau, der Abstraktion zum geistigen Leben, zum Denken, zum Wissen erhoben.

Von den Begabtesten sind durch ausschließliche Beschäftigung, Vereinigung und Durchbildung die Wissenschaften als ideale Lebendigkeiten geschaffen worden.

In dem Cultur-Staate nimmt nun alle Wirkung des Menschen auf die Materie ihren Weg durch den Staat und seine Institutionen, geschieht im Sinne desselben, und die Erfolge kehren auf demselben Weg wieder zum Menschen zurück.

So tritt nun alle Stoff-Bewegung unter Gesetz und Regel, Sitte und Gebrauch und ist im Allgemeinen immer durch das Denken vermittelt.

Das Leben nimmt eine politisch-statistische Gestalt an und wird zugleich ein geschichtlicher Verlauf.

Das Großartigste, Sinnlich-Erhabenste in der Stoff-Bestimmung geschieht für den Staat, seine Heiligthümer, sein Herrscherthum, seine öffentlichen, gemeinnützigen Anstalten, für die Darstellung seines Wesens, für die Behauptung seines Bestandes, seiner Würde.

Was auch der Einzelne als ächtes Staatsglied Stoffbestimmendes thut, er thut es nach dem Maß seiner Geltung als Theil des Ganzen, nie den Begriff desselben herabwürdigend, wo möglich ihn hebend. — Bürgersinn.

Wenn der forschende Geist sich selbst beobachtet, so findet er in sich die Neigung, die Erscheinungen des Lebens zu generalisiren, die Gesetzmäßigkeiten des Aehnlichen, Verwandten herauszufinden; etwa wie der Scheidekünstler aus verschiedenen Stoffen die darin vorherrschenden Bestandtheile auszieht.

Eine andere, gewiß ebenso fruchtbare Bemühung desselben geht dahin, jedes Phänomen einerseits in die sinnlichste, greiflichste, stoffliche Tiefe hinab, andererseits in die höchste, reinste, geistige Höhe hinauf zu treiben und forschend zu verfolgen.

In Beziehung auf den vorliegenden Gegenstand ist es ihm dann von großem Interesse, wahrzunehmen, wie die höchsten Ideen und Ueberzeugungen der Menschheit, die reinsten, umfassendsten Gefühle und Triebfedern des Gemüths, die geistigsten Bewegungen, in welchen sich dasselbe über Raum, Zeit und Materie weit hinauf und in überirdische Regionen zu schwingen scheint, dennoch wieder zum stofflichen Leben zurückkehren, im körperlichen Daseyn ihren Träger und Fortleiter suchen und finden.

So ist denn selbst das einsamste, abgeschlossenste, entsagendste, der Betrachtung und frommer Rührung, strenger Uebung und harter Enthaltsamkeit geweihte Leben des Asketen dennoch ein irdisch-sittliches, bürgerlich haushälterisches, vom National-Verbande getragenes und auf diesen und dessen greifliche, ponderable Interessen zurückwirkendes Daseyn, eine stoffliche Masse, eine materielle Macht, die unmittelbar oder vermittelt auf den Volks-Bestand einen fühlbaren Einfluß ausübt.

Und so ist, was ein Innerliches, Geistiges, Immaterielles zu seyn strebt, doch wieder mit seinem Fuß an die materielle Erde, an das Körper-Leben, an den Stoff gefesselt, ohne welche es sich ins Blaue verflüchtigen würde.

Noch ein Bezug des Innerlichen aufs Aeußerliche kommt hier in Betrachtung. Wir haben früher die eheliche Gemeinschaft in Erwägung gezogen. Der Stand des Cönobiten wird

als eine mystische Ehe dargestellt. Man spricht von der Verlobung mit einem Unsichtbaren, man nennt die Namen: Bräutigam, Braut. Nun lehrt uns aber auch der Rückblick in die Geschichte, wie jene klösterlichen Institute ein Haupt-Faktor des frühern Volkslebens waren, wie fast alle Bildung nur von ihnen ausging, welche unberechenbare Verdienste sich dieselben auch um die materielle Cultur erwarben, wie ihnen Lebens-Stoff in reichem, in überschwänglichem Maße zufloß und von ihnen, mit einer höhern Beglaubigung versehen, an die Geber zurückverliehen wurde.

So hat nun alles in den Bereich des menschlichen Daseyns Tretende: „Leiblichen Anfang, geistlich Mittel, fleischlich End'."

Es ist also keine Herabwürdigung der geistig-höchsten, edelsten, aufopferndsten Bemühungen um die Menschheit, wenn wir sagen, daß auch ihre Früchte sich in der einen ihrer Richtungen stets an dem Stofflichen bethätigen. Wer durch die Macht seines Genius dem Menschen den würdigsten, erhebendsten Begriff vom Leben, von seiner Bestimmung beibringt und geläufig macht, der erschafft das edelste, sittlich schönste Daseyn, einen bestgeordneten Bau, der auch materiell, nachhaltig organisch gefügt ein solcher ist.

Wir können, von seltenen Ausnahmen abgesehen, nicht an ein sittlich festes, geistig wirksames Leben glauben, das stoffverachtend, ablehnend oder ihn verworren behandelnd zwischen Himmel und Erde schwebt, und nur Derjenige wird sich als der reinste und zugleich hülfreichste Geist bewähren, dessen Ausfluß und Wirksamkeit die Menschheit zu den sittlich edelsten Bestrebungen, zugleich auch zu Gründung des materiell würdigsten Daseyns, des nachhaltig gereinigten Lebens-Haushalts bestimmt.

Durch den bisherigen Um- und Ueberblick haben wir dem Begriff des Lebens im Gegenhalt gegen das Leblose, Materielle,

gegen den Stoff, so weit es in Andeutungen geschehen kann, seinen Inhalt zu geben versucht.

Wir haben bei dieser Ueberschau dreierlei Beziehungen des Stoffs zum Menschen unterscheiden gelernt, und zwar gehören sie weniger der Lebens-Seite an, wo der Stoff mit Eindrücken an das Empfindungs-Vermögen andringt, als derjenigen, wo der Mensch den Stoff mit Willen zu Anregungen bestimmt.

Zunächst geschieht dieß von ihm zur Leibes-Nahrung und Nothdurft, zum Gebrauch und Nutzen, unmittelbar durch leibliche Anwendung, Aneignung des Stoffs oder durch Vermittlung von hiezu führenden Wahrnehmungen und Thätigkeiten.

Dieß können wir die physisch-ökonomische, die praktische Beziehung nennen.

Eine höhere, gewähltere Stoffbestimmung bezweckt die Lust, den feinern Genuß, das Vergnügen.

Dieß ist die ästhetische, die poetische Beziehung. Die höchste und besonnenste willkührliche Bestimmung des Materiellen geht von dem Forscher aus und bezweckt die Vergleichung, Unterscheidung, Verbindung, das Begreifen, Erkennen; philosophische Beziehung.

Der gewöhnliche Mensch sieht und sucht nicht mehr hinter den Dingen, als was sie ihm gewähren sollen und nach seiner über sie angestellten Erfahrung, nach den ihm bekannt gewordenen Eigenschaften derselben auch gewähren können.

Dem Irrthum und Fehlgriff ist er häufig unterworfen, weil er die Verhältnisse der Stoffe, ihrer Akte, ihrer Beziehung zu den von ihnen erwarteten sinnlichen Erregungen nicht erkennt.

In der Bestimmung des Stoffs zu schönen Zwecken macht er noch mehr Mißgriffe, indem er gewöhnlich mehr desselben aufbietet und in Aktion versetzt, als zu einem ästhetischen Eindruck erforderlich ist.

Man halte sich nur vor, nach welchen bunten, grellen,

schreiend abstechenden Farben, nach welchen Zerrgestalten und Fratzen, nach welchem schroffen Wechsel und Gewühl der Szenen der gemeine Sinn Verlangen trägt.

Das Alles kehrt im Gebiet der Töne wieder.

Sein Geschmacks-Sinn liebt das Massive, Ueberfluthende in dem Grade, daß die spezifische Empfindung rein aufgehoben wird.

Des Gemeingefühls seiner Körperlichkeit, der Bewegungs-Lust wird er nur durch wilden Tanz, durch Raufen, durch Schläge, die er austheilt oder empfängt, froh.

Er gleicht im besten Falle in Beziehung auf die ökonomische und ästhetische Sinnlichkeit dem Handwerksburschen in Göthe's Faust, der da ausruft:

„Die Magd, die Samstags ihren Besen führt,
Kann Sonntags dich am besten caressiren."

Der Forscher befragt durch Beobachtung und Experiment das Materielle um sein Wesen, seine Eigenschaften, seine gegenseitigen Beziehungen, seine Einwirkung auf das Empfindungs- und Wahrnehmungs-Vermögen.

Selbst die vitalen Eindrücke, die sinnlichen Genüsse, der ökonomische Gebrauch — sie sind ihm immer auch Leiter zum Erkennen; er veredelt sie zu Denk-Stoffen.

Wenn der gemeine Sinn aus Gewohnheit sein Mahl mit Gebet beginnt und beschließt, so geschieht dieß bei dem Denker mit gefühlter Erhebung; aber jeder Sinnen-Genuß überhaupt gewährt ihm eine solche, indem er ihn zum Nachdenken erregt.

Noch mehr ist dieß bei seinen ästhetischen Genüssen der Fall, bei denen sein reiner Geschmack das Maß regelt und er so gerade in die rechte Stimmung versetzt wird, die Gunst des Augenblicks in heiterer Betrachtung sich würdig und dankbar anzueignen.

Wie der Asket den Stoff ablehnend behandelt und ihn doch nicht entbehren kann, ja von ihm auf homöopathische

Weise doch hinreichend stark affizirt wird, haben wir schon besprochen. —

Erkenntniß der Natur der Dinge.

Wir haben uns bisher in Beziehung auf die Beantwortung der Frage, ob für uns eine Erkenntniß des An sich der Dinge möglich sey, in einem dilatorischen Verfahren umher= und vorwärts bewegt, und können es nunmehr wohl wagen, das verzögerliche Wesen abzulegen, und unumwunden unsere Ueberzeugung auszusprechen.

Die ältere Schule hat einerseits mit kategorischer Bestimmtheit ausgesprochen, daß der Verstand dem All die Formen von Raum und Zeit aufdrücke, und das Denk=Netz der zwölf Kategorien über dasselbe breite.

Diesem stolzen apriorischen Selbstbewußtseyn stellt sie aber in demüthiger Resignation das Bekenntniß gegenüber, daß der Verstand das An sich der Dinge nicht zu erkennen vermöge.

Man möchte treuherzig fragen, für wen denn die Dinge da seyen, als für uns verständige Menschen, und was wir denn Besseres mit ihnen machen können, als sie erkennen?

Lassen wir der Schule den Hochmuth des prädestinirten Welt=Anschauens, und wenn wir eine philosophische Demuth üben wollen, so sey es dann, wenn wir finden, daß unser Erkennen der Dinge an sich allerdings seine Schranken habe.

Die Ausdrücke: „Dinge" und „an sich" haben etwas Unbestimmtes, Schwankendes. Sagen wir lieber: Das Wesen der Welt, der Natur.

Wir sind auf dem bisherigen Wege zu der Ueberzeugung gelangt, daß die Frage, ob wir die Dinge an sich wahrnehmen, empfinden, anschauen rc. — keinen Sinn hat, da zwischen dem Leben der Sensation und dem leblosen Stoff=Akt keine unmittelbare Beziehung, keine Identifizirung, keine Indifferenzirung statt findet, da beide incommensurable Ereignisse sind.

Aber Sensation, Empfindung, Wahrnehmung ist der einzig mögliche Weg, auf welchem sich das Walten der Natur, die Regung des Materiellen, die Aktion des Stoffs zu erkennen geben kann. Sie sind also nicht sowohl ein Wahrnehmen dieser Naturmomente an sich, als Wahrzeichen, daß solche vorgegangen.

Unser Empfindungs-Vermögen ist der sensibelste Anzeiger der leisesten Veränderungen der Materie. Wir können unser Wesen mit den feinsten Instrumenten vergleichen, an welchen die zartesten Symtome des Naturwebens sich bemerkbar machen; ja wenn wir solche von der durchdachtesten Berechnung zur größten Schärfe und Empfindlichkeit gesteigerte Kunst-Werkzeuge wirklich zur Beobachtung anwenden, so ist unser Wahrnehmungs-Vermögen der Inbegriff aller dieser pneumatischen Waagen, dieser Zeit-, Distanz-, Wärme-, Licht-, Luft- ꝛc. Messer.

Unser empfindendes Wesen liegt an der Brust der Natur und fühlt ihre Pulsschläge.

Aber wie der Physiolog das Gesammtwesen eines lebendigen Körpers durch alle seine Beobachtungen, Zerlegungen ꝛc. nicht wahrnimmt, sondern mittelst derselben durch geistige Combination erkennt und denkt, so gibt es auch für uns keine Wahrnehmung des Natur-Organismus, sondern nur eine geistige Anschauung, ein Erkennen und Denken desselben.

Die Erkenntniß der Natur ist ein Begriff, eine geistige Construktion.

Der Stoff strebt stets Form zu gewinnen; die Materie steigert sich durch combinirte Aktionen zur Organisation; diese verklärt sich zum Empfinden, zum Leben.

Das Leben ist aber zwischen alle Richtungen der Naturkräfte gesetzt und bietet diesen verschiedene spezifische Seiten des Empfindens, des Vermögens, Eindrücke aufzunehmen, dar.

Dieses allseitig auf das Empfinden einströmende Naturwalten ist aber seinem Wesen nach eine Berührung, ein Rapport

der Oberflächen, und wie wir — die Träger des Lebens — nach frühern Untersuchungen durch Medien Oberflächen-Prozesse der Materie empfinden, so würden auch die Empfindungen für uns bloß oberflächlich bleiben, wenn sie in uns nicht weiter verarbeitet würden; ja, unser Leben wäre eben nichts Anderes, als ein Fortrücken in solchen oberflächlichen Eindrücken.

Wie aber in der Materie ein Streben zur Organisation, in dieser zum Empfinden ist, so ist auch in uns, den Lebenden, ein Streben zur Organisation des Lebens, und in dieser zu einem höher potenzirten Leben, zur Totalität.

Durch Operationen der Seele, die wir im Verlaufe der Untersuchung mehrfach angedeutet, durch Zusammenfassung, Vergleichung, Unterscheidung, Abstraktion, hypothetische Ergänzung rc. suchen wir zur Erkenntniß Dessen zu gelangen, was dem Flusse der Medien zum Grund liegt und ihn in Strömung erhält.

So kommen wir endlich zum Erkennen der Grundstoffe der Materie, ihrer Eigenschaften, ihres gegenseitigen Verhaltens, ihrer Aktionen, ihrer Verbindungen in den mannichfachsten Verhältnissen.

Mit diesen leitenden Begriffen suchen wir uns die Welt der Organisationen zu erklären, und so dringen wir bis an die Pforte hinan, wo sich der organische Prozeß unserm Blick entzieht und jenseits auf mysteriöse Weise das empfindende Leben aufblüht.

Es ist aus der Technik bekannt, daß zu Darstellung manches Produkts, mancher Erscheinung, Farbe rc. zehn bis zwanzig verschiedene Operationen in bestimmter Folge und mit der größten Sorgfalt, der genauesten Berechnung vorgenommen werden müssen.

Solche complizirte Operationen nimmt nun auch der Verstand vor, um das von ihm gewünschte und erstrebte Produkt, die Erkenntniß der Natur-Objekte, sich darzustellen.

Nehmen wir das Einfachste, Naheliegendste, z. B. das

Wesen der Luft, des Feuers 2c., und vergegenwärtigen wir uns, welche Operationen der Verstand anstellen mußte, um zur Erkenntniß dieser Wesenheiten zu gelangen.

Es kann nicht erwartet werden, daß hier eine umständliche Nachweisung über solche Verstandes-Operationen, über die unendlich verschiedenen Wege, auf denen er mit Hülfe der Wahrnehmungen zu Erkenntnissen gelangt, zu geben.

Wir müssen voraussetzen, daß Jeder, der unsern Selbstbetrachtungen geduldig gefolgt ist, auch mit verschiedenen Zweigen der Naturkunde wo nicht als Meister, doch als Zögling vertraut sey. In dieser Schule hatte er dann volle Gelegenheit gehabt, die hier gegebenen Andeutungen genügend zu ergänzen.

Wenn wir auch hiebei wieder den Gegensatz von materieller Bewegung und Empfindung, von Stoff-Aktion und Wahrnehmung, von Körperlichem und Geistigem, von Natur und Leben festhalten, so tritt uns der Skrupel nahe, ob bei der Thätigkeit des Verstandes denn wirklich eine Beziehung zwischen dieser und der Natur außer ihm stattfinde, ob er sich nicht in seiner Subjektivität Etwas weiß mache, von was in der objektiven Natur nichts vorkommt.

Hier können wir an die Ueberzeugung jedes Unterrichteten appelliren, daß dieß, wenn auch in einzelnen Fällen, doch in der wissenschaftlichen Gesammtthätigkeit nicht wohl möglich ist, daß jedenfalls der Irrthum endlich zu seiner eigenen Berichtigung, zur Wahrheit führt, deren Vertagung man ihn bei jedem ernsten Streben nach ihr nennen könnte.

Auf den Einwurf, daß die Wissenschaft oft Jahrhunderte lang tiefgehenden Irrthümern, falschen Systemen, nichtigen Hypothesen gehuldigt habe, findet sich wohl noch eine versöhnliche Antwort.

Jede Untersuchung, jede Hypothese, jedes Experiment ist eine Frage des Verstandes an die Natur. Wenn sie nun hierauf durch Erscheinungen, Erfolge 2c. antwortet, und wenn

nun aus ihren genau aufgefaßten Antworten der Verstand wieder näher hindrängende, bestimmtere Fragen bildet, denen sie hinwieder ebenso willfährig und erwünscht entgegnet, wenn sofort dieses Zweigespräch zu einem Resultat, einem Abschluß hinführt, so darf sich der Verstand wohl sagen, daß er die Natur in ihrem Geiste gefragt, daß er ihren Sinn begriffen habe.

Ein hellsehender Sternkundiger, Littrow, sagt, nach allen über den Sternenhimmel angestellten Untersuchungen, nach der umschauendsten Revue über die Austheilung, Zerstreuung und Versammlung dieser leuchtenden Weltkörper könne man Millionen gegen Eins wetten, daß Stern-Gruppen, wie die der Plejaden, — des Siebengestirns, an dem aber jedes achromatische Fernrohr schon mehr als vierzig Sterne wahrnimmt, — oder wie die gedrängte und reiche Gruppe im Sternbilde des Herkules, nicht bloß perspektivisch, also durch zufällige Hintereinanderstellung sich so zeige, sondern daß diese Weltkörper eine eigenthümliche, kosmische Beziehung zu einander haben.

Diese geniale Bemerkung lassen wir uns bei unserer Untersuchung zu statten kommen.

Wenn bei unsern Versuchen nach demselben Verfahren immer dieselben Erfolge erscheinen, wenn auf die gleichen Fragen an die Natur stets die gleichen Antworten an uns kommen, wenn nach unzähligen Erfahrungen immer dasselbe Causal-Verhältniß sich offenbart, so ist doch gewiß die Wahrscheinlichkeit, daß wir ein Naturgesetz erfaßt haben, millionenmal größer, als das Gegentheil.

Von mathematischer Gewißheit kann in der Wissenschaft von der Natur der Dinge keine Rede seyn. Die Mathematik ist ganz thetisch. Das Naturwissen, an dem sich die Wissenschaft vom Wissen, die Anschauungs-, Erkenntniß- und Denklehre am sichersten und klarsten aufbaut, ist synthetisch, ja der Naturwissende ist weit erfolgreicher durch synthetische Urtheile a priori thätig und schaffend, als der Schul-Metaphysiker,

indem er auf ein allerdings durch den genialen Lebensblick, den Letzterer herabsehend Erfahrung, Empirie nennt, gefundenes Naturgesetz weitere Erscheinungen, reichere Erfahrungen, umfassendere Beobachtungen bezieht, durch dasselbe sie bestimmt.

Ohne ein solches normirendes Vorwissen würde sich sein Geist in den unermeßlichen Reichen der Natur selbst verlieren.

Immerhin muß aber zugegeben werden, daß der Geist vor dem Leben, ohne das Leben nichts weiß, daß er das Leben zunächst erfahren, daß er im Leben, vom Leben selbst leben muß.

Wir sprechen demnach kühnlich und gegen die ältere Schule die Ueberzeugung aus, daß der Geist das An sich der Dinge, daß er die Natur an sich zu erkennen vermag.

Uns kommt hier recht erfreulich und bestätigend das Dichterwort des großen Naturweisen zu Hülfe, der mit Indignation den Zweifel verwarf, ob wir wohl unser geistiges Leben an den Brüsten der wahren, leibhaften Allmutter nähren und von ihren eigensten, innersten, reinsten Lebenssäften durchdrungen werden:

„„Ins Inn're der Natur
Dringt kein erschaff'ner Geist;
Glückselig, wem sie nur
Die äuß're Schale weist.““
„O Du Philister!
Mich und Geschwister
Mögt Ihr an solches Wort
Nur nicht erinnern;
Wir denken: Ort für Ort
Sind wir im Innern.
Ich hör' es sechzig Jahre wiederholen;
Ich fluche drauf, aber verstohlen,
Sage mir tausend tausendmale:
Alles gibt sie reichlich und gern;
Natur hat weder Kern
Noch Schale;
Alles ist sie mit Einemmale;
Doch prüfe Du nur allermeist,
Ob Du Kern oder Schale seyst.“

Die Ueberzeugung, daß wir die Dinge an sich, die Natur der Dinge erkennen, ist uns gleichbedeutend mit der Uebereinstimmung unseres Gesammt-Wesens, mit der Totalität unseres Lebens, mit der Wechselwirkung unseres Daseyns und des Seyns der Natur, mit der Totalität der Welt als Stoff, Metamorphose und Leben.

Wer das Eigenthümliche mathematischer Beweise kennt, wird hier solche Schul-Nachweise nicht fordern. Bei ihnen findet ein Zurückführen fraglicher Form- oder Zahl-Verhältnisse auf durchaus bestimmte und vollständig vorstellbare, als solche ihrem ganzen Inhalt nach erkannte, vom Geist selbst gesetzte Grund-Anschauungen zurück, in welchen sie, nur der Reflexion noch verhüllt, aber apodiktisch gewiß schon liegen; wie sich dann alle Lehrsätze der Trigonometrie auf den Begriff des Dreiecks zurückführen, aus diesem sich analytisch beweisen lassen.

Die Begriffe von Materie, Bewegung, Anziehung und Abstoßung, Polarisirung ꝛc. und hinwieder von Empfindung, Vorstellung, Denken sind keine solche vom Geist selbst gesetzte Grund-Anschauungen, kein Erkennbares, aus dem ein Anderes abgeleitet und heraus bewiesen, keine Thesen, aus denen Etwas heraus analysirt werden könnte.

Sie sind abstrakte Ausdrücke für Erscheinungen, die in ihrem Urgrund ewige Probleme bleiben, die mit Nichts vergleichbar, die ganz universell, die in ihrem höchsten Ausdruck das ewige Wunder der Welt und des Lebens selbst sind.

Natur und Leben sind die allumfassendste Synthesis, die ewige Quelle neuer Offenbarungen, noch nicht erkannter Schöpfungen, ein unendliches Werden.

Die Natur hat auch ihre Mathematik, ihre Punkte, — die wir Atome nennen wollen, — ihre geraden Linien — Richtungen, — ihre Curven, Kreise, — Umdrehungen, Umläufe, — ihre Winkel — convergente und divergente Kräfte, —

ihre Flächen- und Körper-Wirkungen, — wie die elektrischen, magnetischen, chemischen ꝛc. Kräfte. —

Aber diese sind durchaus problematischer Natur und spielen durch unendliche Combinationen in einander.

Wenn die Mathematik die reinste Theorie, die strengste Consequenz ist, so ist die Natur ein unendliches Ineinander-Spielen sämmtlicher Faktoren der Theorie in allen möglichen Verbindungen.

Wenn wir jene der Theorie des Satzes in der Tonkunst, der Accorden-Lehre vergleichen wollen, so ist diese eine Symphonie, bei welcher alle Grundbestandtheile jener durch die Genialität des Ton-Schöpfers zur combinirtesten, potenzirtesten Anwendung kommen und Leben schaffend sich offenbaren.

Man kann wohl behaupten, daß kein Akt der Natur, keine Erscheinung des Lebens durch irgend ein theoretisches Gesetz vollständig und erschöpfend zu bestimmen sey. —

Der wahrnehmende Sinn, der denkende Geist würde sich in dem Unendlich-Mannichfaltigen der Natur rathlos verirren, ja ganz verflüchtigen, hätte diese nicht ihre ewigen Evolutionen in gesetzmäßige Normen, wie in Rahmen, gefaßt.

Die kosmischen Körper und deren Bewegungen werden von uns als eine Mechanik des Himmels erkannt, deren Unregelmäßigkeiten oft Jahrhunderte hindurch nicht zur Wahrnehmung kommen.

Ueber die tellurischen Naturereignisse hat vieljährige Beobachtung sich große Durchschnitte verschafft, so über klimatische Winde, Ebbe und Fluth, Wärme-Verhältniß, über die Witterung, Nordlichter, Erdbeben, über das Verhältniß des Gewässers zum festen Lande.

Bei diesem Letzteren hat man die Entstehung der Gebirgs-Züge durch Hebungen, die Folge derselben durch Vergleichung mit dem nicht gehobenen Niederschlag zu bestimmen gesucht. Man

kennt die chronologische Ueberlagerung der Erdrinde, die Folge der Formationen.

Aber nun im Reiche des Organischen — wo die Natur die Typen aufs Verschiedenste und jeden in unzählbaren Exemplaren ausgeprägt hat.

Hier ist nun bei aller Aehnlichkeit der Formen doch keine genau wie die andere. Dieß geht ins Unendlich-Kleinste. Es ist nicht nur keine Pflanze, kein Thier wie das andere seiner Gattung und Art, sondern kein Blatt, kein Organ, ja kein Bläschen, kein Fäserchen ist bei dem Einen, wie bei dem Andern.

Mikroskopisch betrachtet bedingt die geringste Abweichung ins Unendliche andere Abweichungen.

Aber die bildende Natur lenkt von den elementaren und einfachern, untergeordneten Theilen nach Oben zu den höhern, ausgeprägtern zu einem vorwaltenden Normal-Typus zurück und so fort und fort, bis zur vollständigen Ausgestaltung des Individuums, so daß sie insgesammt bei aller Variation der organischen Struktur dennoch denselben Haupt-Typus ihrer Gattung und Art an sich tragen.

Man denke an die unendliche Verschiedenheit der menschlichen Physiognomieen, die auf eine solche des ganzen Organismus zurückdeutet, und dennoch ist das ganze Geschlecht im Wesentlichen gleich organisirt.

So läßt sich jede Pflanzen-, Blätter-, Blüthen-, Früchte-Gattung mit einem Normal-Rahmen umschließen.

Um uns diese Ausprägung der wesentlichen Organe und zuletzt der ganzen Organismen nach demselben Typus einigermaßen faßlich zu machen, wollen wir annehmen, daß die bildende Natur die Entwicklung der kleinsten Theile, der Fasern, Zellen, Gefäße, Canäle, Säfte 2c. durch das Bildungs-Gesetz der Organe gleichsam gefangen nehme, bändige, dieses dann durch die Norm der Systeme beherrschend regle und zu oberst

den Haupt-Typus des Organismus über allen Theil-Prozessen der Evolution gebietend walten lasse.

Aber nicht bloß ein Erkennen der Gattungen, Arten rc. der Creaturen wird vom Geist angestrebt, sondern auch ein solches von ihren Eigenschaften, ihrem Leben, der Thätigkeit ihrer körperlichen und geistigen Vermögen, sich ihr eigenthümliches Daseyn zu bilden.

Sodann ist dem Menschen, der sich der Herr der Erde nennt, von Interesse zu erkennen, was ihn von Seiten der Creaturen in solcher Oberherrlichkeit fördern oder stören mag.

Er erwirbt sich somit Kunden von der Mächtigkeit des Auftretens der Gattungen der unbelebten und lebenden Schöpfung, eine Topographie und Statistik der Geschöpfe, ihrer Nutzbarkeit und Schädlichkeit, der Bedingungen ihrer Verbreitung, Pflanzung, Zucht, Veredlung, Verwendung, Benützung, und hinwieder ihrer Zurückdrängung, Beschränkung, Ausrottung.

Daß den Menschen die Kunde von dem terrestrischen Bestande seines eigenen Geschlechts, von dessen Raçen, Stämmen, Völkerschaften, von dessen unterschiedlichem Gepräge noch näher angehe, als die Kenntniß des vegetabilischen und animalischen Lebens und Bestehens, ist begreiflich.

Aber das Leben und Wesen des Individuums wiegt nahehin in seinem Interesse das am ganzen Geschlecht auf.

So wird nun seine Construktion, sein körperliches Seyn, sein Wechsel-Verhältniß mit der Natur, so werden seine physischen Anlagen und Vermögen aufs Vollständigste untersucht und erforscht und er ist sich selbst physiologisch und pathologisch betrachtet eine ganz eigenthümliche Welt.

Von den materiellen Verhältnissen geht aber die Forschung auf die psychischen Bezüge über: auf die Sinnen-Eindrücke, Wahrnehmungen, Anschauungen rc., und kommt endlich an den Punkt, wo wir unsere Untersuchung begonnen haben.

Wandelbarkeit der Philosopheme.

Indem wir nun diesen Kreis der Reflexion in sich zurückgeführt und geschlossen zu haben meinen und als Ergebniß unsere Ueberzeugung wiederholt aussprechen, daß wir uns für befähigt halten, die Natur der Dinge zu erkennen, so könnte uns, über das vermeintlich erreichte Ziel Frohe, die Skepsis die Einwendung machen, daß unser Triumph zu voreilig sey und ein solches Erkennen der Dinge an sich immerhin sehr relativ seyn müsse, da ja schon die alten Philosophen, Aristoteles mit Vorgängern und Nachfolgern, sich eine solche Befähigung beigemessen, während doch namentlich ihre Naturkunde bis auf unsere Zeiten in den Grundbegriffen und dem ganzen Aufbau die entschiedensten Metamorphosen durchgemacht habe, ja in manchen Zweigen bis aufs Unkenntliche umgewandelt worden sey.

Aehnliches könne auch wohl noch ferner eintreten. Während aber in den Scienzen sich Alles wandle, Manches geradezu auf den Kopf gestellt, oder gar kopfüber aus ihrem Kreis hinausgeworfen werde, wiederholen die sich die Erleuchteten nennenden für und für das Wort, daß sie uns das Wesen der Dinge an sich offenbaren.

So habe Tycho de Brahe mit derselben Ueberzeugung behauptet, daß sich die Sonne mit dem ganzen Sternen-Himmel um unsere Erde drehe, mit welcher später Copernikus annahm, daß Letztere, als Planet, wie die übrigen sich um die Sonne bewege, ein Unterschied, der allerdings in Bezug auf das Verhältniß der Vorstellung zu den Stoff-Aktionen erheblich genug sey.

Da stelle sich die Mathesis doch in einem andern, glänzendern Lichte dar; denn die Lehren eines Euklides stehen noch immer unangefochten fest und was seitdem geschehen, sey nur ein folgerechtes Fortführen seiner allgemeingültigen Methode auf weitere Anschauungen des reinen Raumes.

Warum dieß bei der Mathematik sich wirklich so verhält, geht aus ihrem früher besprochenen Wesen hervor. Ihren Anschauungen steht keine Stoff-Bewegung gegenüber; sie sind vom Geist selbst gesetzter Stoff und Form zugleich und sind eben nur das, was er gesetzt hat. Die Mathematik ist in allen ihren consequenten Entwicklungen stets ein Fertiges, aber eben nichts, als ihr Anschauen und Denken selbst.

Ueber das, was man in der Natur- und der Erkenntniß-Lehre Irrthum, veraltete, umgestoßene, falsche Systeme zu nennen geneigt seyn könnte, wollen wir eine vermittelnde Ansicht vorbringen.

Der Mensch nimmt die Eindrücke der Natur geradezu hin und jeder offene Sinn und gesunde Menschenverstand repräsentirt hierin den Menschen überhaupt. Ueber die Modificationen, die hiebei Alter, Geschlecht, Gewohnheit, Bedürfniß, Uebung, besondere Sinnen-Richtung rc. herbeiführen, verständigt man sich leicht.

Sobald aber der Verstand vergleichend, unterscheidend, verbindend, Begriffe bildend eintritt, sobald er Wahrnehmungen, Empfindungen auf ihre Erreger, die Stoff-Aktionen, zurückführt, ist er dem Irrthum unterworfen.

Wissenschaften sind Denk-Systeme, ein Aufbau aus Verstandes-Funktionen.

Wir wollen uns vorhalten, daß auch der genialste Denker — von reproduktiven Geistern und Sammlern kann keine Rede seyn — durch Verhältnisse bedingt ist. Er ist ein Sohn seiner Zeit, seiner Nation. Die Schule hat ihn zwischen ihren Schranken geführt, die Sprache hat durch ihre Begriff-Bildung ihm vorgedacht. Das Buch der Natur und des Lebens findet er schon capitulirt und auf Perioden gebracht. Selbst die Interpunktion ist ihm gegeben; die Lesearten haben ihre Autorität.

Er kann nur den in seinem Bereich liegenden Stoff denkend verarbeiten, kann nicht über die Weltkunde hinausgreifen.

Der Genialität, möchte man sagen, sey Alles möglich. Sie zuckt aber bei ihren Entdeckungen, Erfindungen, Offenbarungen nicht wie ein Blitz aus hellem Himmel, sondern wie aus elektrisch geladenen Wolken. Alle diese Manifestationen sind vorbereitet. Man gehe auf irgend eine Entdeckung oder Erfindung zurück, — Jene enthüllt räumlich oder zeitlich Unbekanntes oder neue Bezüge der Stoffe; Diese schafft, oft von Jener unterstützt, neue, fördernde Produktions-Vehikel — und man wird immer finden, daß Kunden und Versuche zu ihnen hinleiteten, daß ein Bedürfniß, eine Ahnung sie rief, daß sie als eine allmählig gereifte Frucht vom Baume fielen, auf welchem sie nur unter den gegebenen Wachsthums-Verhältnissen zeitigen konnten.

Die Wissenschaft bezeichnet immer die geistige Höhe ihrer Zeit, ihrer Nation. Aristoteles konnte die Natur nicht anschauen und zusammenfassen, wie ein Cuvier, Leopold von Buch, Beaumont, Humboldt und wie die neuern Astronomen; Plato konnte die geistige Welt nicht denken, wie die Philosophen unsers Jahrhunderts.

Aber im Gebiete des Intellektuellen ist jeder Nachfolger nur zu begreifen durch seine Vorgänger und die relative geistige Helle, die sie in ihrer Zeit, ihrem Volke verbreitet.

Bei der Größe jener unsterblichen Geister sollte man aber den Ausdruck: Irrthum billig umgehen. Die Gediegenheit ihrer Methodik, die Würde ihres Vortrags sind wohl so hochstehend, einzig, erhebend und vielleicht so wenig zu überbieten, als die Kunstwerke ihrer Nation. Unsere Zeit mag sich anstrengen, ihren reichen Stoff in einer eben so schönen, klassischen Form auszuprägen.

Fragen wir nach der Erkenntniß der Natur der Dinge an sich, so war die der Alten und Mittelalten ungenügend. Dieses unzureichende Bestreben deutete aber mehr auf eine Unzuläng-

lichkeit des bekannten und bereitliegenden Stoffs, als auf ein Unvermögen der Denk-Form.

Das Bisherige bringt uns auf das Verhältniß der Wissenschaft zum Leben der Menschheit. Es gibt kein absolutes Denken, kein absolvirtes Wissen, kein fertiges System. Jede neue Idee berührt den ganzen Bau der Gedanken; jede neue Entdeckung rückt ihn mehr oder weniger aus seinen alten Fugen, wie ein eingeschalteter Faktor eine Nachcorrection aller Gleichungen einer Rechnung zur Folge hat.

Die Wissenschaft ist ein ewig Werdendes, eine unendliche Entfaltung, die den Evolutionen der Welt, der Erziehung und Bildung des Menschengeschlechts folgt. Sie stammt aus der Nation, wird durch Nationalkraft genährt und wirkt hinwieder duftend und nährend, Leben schaffend und fördernd auf sie zurück.

Die Wissenschaft ist das höchste Streben des Verstandes der Nation, des obersten ihrer Talente, nach Erkenntniß; sie ist ein unablässiges Ringen nach Klarheit. Sie ist ein ewiges Suchen und Finden; sie ist nur als Solches und anders nicht in den Hörsälen und Büchern; sie ist nur, insofern sie jung, frisch, kräftig lebt.

Die Wissenschaft ist mit dem Leben der Nation verwachsen und trägt dessen Physiognomie; sie ist der höchste systematische Ausdruck ihres geistigen Gesammt-Bestrebens und ihrer Kraft nach maßgebend, vorleuchtend.

Wie dem Geschichtschreiber weniger hoch angerechnet wird, wenn er, durch Kunden bedingt, bei seinen Ereignissen, Thaten, Reden, Motiven, nicht immer das wirklich Geschehene, Authentische, das historische An sich bringt, als wenn er von diesem eine unwürdige Ansicht aufstellt, so schadet auch ein wissenschaftlicher Geist weniger durch eine subjectiv eigenthümliche, nicht stichhaltige Behandlung des Denkstoffs, als durch eine triviale Form der Darstellung.

Jenes regt tiefer dringende Geister zu einer richtigern Behandlung auf; dieses schwächt den denkenden Geist der Nation.

Die Geschichte der Wissenschaften sagt uns, daß die Richtung des Forschens und Denkens nicht immer genau in der Achse der Natur-Evolution gelegen — daß der Strahl des Lichts der Natur fast immer im Uebergang in das Medium des Denkens gebrochen worden sey.

Insofern ist nun die Wissenschaft ein unabläßiges Ringen nach Einheit dieser Richtung, eine unendliche Selbstcorrektion.

Wissens-Schranken. Das Unendlich-Große.

Wenn wir uns nun aber die Lebens-Frage stellen, ob vom Menschengeist erwartet werden könne, daß irgend einmal die Natur der Dinge und seine Erkenntniß derselben sich vollständig decken werden, daß die Welt, das Allseyn, in seinem Denken aufgehen werde, so haben uns schon die bisherigen Untersuchungen auf gewisse Bedingtheiten geführt, die wir nun noch näher ins Auge fassen wollen.

Der allseitig ins Unendliche strebende Geist sieht sich an vier Abgründe getrieben, vor denen ihm die Gedanken ausgehen, wo sein Verstand stille steht, vor denen er sich, resignirend auf jedes Weiterdringen, umwendet.

Bezeichnen wir sie mit kurzem, allgemein verständlichem Ausdruck als das Unendlich-Große, — das Unendlich-Kleine, — das Unendlich-Vergangene, — und das Unendlich-Zukünftige.

Wir haben schon früher gesehen, wessen sich der Menschengeist in Beziehung auf das Unendlich-Große erkühnt, wie er, mit Hülfe scharfer und heranbringender Instrumente, durch Beobachtung, Vergleichung, Combinationen und Hypothesen in die Ferne der Schöpfung dringt, Milchstraßen zu Milchstraßen gesellt, Weltkörper mißt und wiegt.

Aber was das relativ Große betrifft, so kann er seine

tellurischen Kunden schon nicht einmal auf den so nahen Trabanten, den Mond, übertragen. Die Kenntniß der Oberflächen der entferntern Planeten wird im Verhältniß ihrer Entfernung dürftiger.

Es stehe hier noch die Bemerkung, daß, wenn wir nicht die Sonnen auch als Träger empfundenen Lebens annehmen, wir in manchen sternhellen Nächten Nichts als ein lebloses Paternosterwerk von Weltkörpern überschauen, von denen nicht einmal der Gedanke eines Vater-Unsers ausgeht. Doch, warum sollten nicht auch die selbstleuchtenden Weltkörper Leben beherbergen, da Feuer ein Begriff ist, der sich auf Jedem anders modifizirt?

Die Idee eines unendlichen, unbegrenzten Welt-Alls ist, wie wir schon erwogen haben, unserm Fassungs-Vermögen eben so unbegreiflich, als die eines endlichen, irgend begrenzten. Hier steht der denkende Verstand an einer unentschiedenen und nie zu entscheidenden Alternative still.

Das Unendlich-Kleine.

Wir haben früher die Ueberzeugung gewonnen, daß wir an einem Punkte der kleinsten Schrift noch Seiten und Ungleichheiten ins Auge fassen und unterscheiden können. Dieß ist eine positive Richtung der Aufmerksamkeit aufs Kleine, eine bewußte Thätigkeit des Sinnes, ein Hindringen ans Kleine, ein Festhalten des eben noch Unterscheidbaren; wogegen das gewöhnliche Wahrnehmen mehr schweifend, geschehen lassend, (passiv, leidend) ist und in die Breite geht und das Bild oft unbewußt vor unserm Auge vorüberschwebt.

Dasselbe Verhalten der Aufmerksamkeit finden wir auch bei den andern Sensationen. Wir dürfen allerdings annehmen, daß, so wie die Stoff-Aktion im Unendlich-Kleinen webt, wir auch durch das vermittelnde Element im Eindruck auf unsere Sinne eine Fortwirkung dieser Aktion empfinden.

Aber zum Bewußtseyn kommt dieses Unendlich-Kleine nicht. Wir nehmen mit diesem nur noch diminutive Größen wahr. So z. B. sehen wir am fernen Waldsaume mit dem Baum auch alle Zweige und Blätter; aber unterscheidend wahrnehmen wir dieselben nur bis auf ein gewisses Maß.

Vergrößern wir ein Kleines auch zehntausendmal, so tritt immer dasselbe beschränkende Verhältniß wieder ein; denn auch dann sehen wir den Gesichtskreis wieder ganz körperlich erfüllt und die Fixirung des kleinsten noch Wahrnehmbaren, das Ruhen auf demselben beginnt aufs Neue. Die Natur ist ins Unendliche raumerfüllt.

Es ist die Eigenthümlichkeit unseres beschränkten Wahrnehmungs-Vermögens, daß wir in demselben Maß, in welchem wir unsere Aufmerksamkeit auf das Kleine, Kleinere, Kleinste heften, das Bewußtseyn vom Größern, Ausgebreiteten verlieren.

Die Natur schreitet aber nach allen Dimensionen im Unendlich-Kleinen webend weiter und ist fort und fort thätig, das Größere, das Größte zu gestalten.

Hier müssen wir die Frage berühren, ob der Stoff, die Materie ins Unendliche theilbar sey.

Mathematisch genommen ist sie es ohne Zweifel so gut, als ein geometrischer Körper.

Ob aber physische, chemische Theilbarkeit ins Unendliche möglich oder denkbar sey, das möchten wir wissen. Die Frage geht auf die Ur-Theile der Materie, die in der Natur nie einer Theilung unterliegen, obwohl sie noch eine stereometrische Form und Größe haben, also mathematisch als theilbar gedacht werden müssen.

Wir wollen gestehen, daß uns die Wahrnehmung über diese Ur-Theile, und ob etwa auf ihrer verschiedenen Form, Größe und inneren, spezifischen Wesenheit die Verschiedenheit der Grundstoffe beruht, nichts sagt, und daß vor diesem Problem Gedanke und Erkenntniß stille stehen.

Die Begriffe von spezifischer Schwere, Dichtigkeit, Dehnbarkeit, Anziehung und Abstoßung, Ausdehnung, Zusammenhang, Elastizität, Sprödigkeit, Flüssigkeit ꝛc. leiten alle das Denken in das Gebiet des Unendlich-Kleinen. Sie drücken nur die Erscheinung, nicht das stofflich-wesentliche Verhalten selbst aus.

Wir wissen nicht, was im Innersten eines starren Körpers vorgeht, wenn er durch Wärme weich, dann leicht dehnbar, dann flüssig, dann gasartig wird.

Es findet keine Erkenntniß davon statt, wie der Diamant dichter, schwerer, spröder, cohärenter seyn soll, als das Wasser oder die Luft, die wir ebenfalls absolut raumerfüllend uns denken müssen; denn zu sagen, die Ur-Theile des Diamants seyen dichter, schwerer, als die des Wassers, der Luft, ist doch nur eine Petitio principii und heißt bloß die Frage zurückrücken. Eben so wenig begreifen wir, wie nicht nur Glasstäbe, sondern auch frei stehende Granit-Säulen, Thürme elastisch sind, wie eine elfenbeinerne Kugel beim Auffallen durch den Druck eine Fläche erhält und dann wieder in die Rundung zurückspringt.

Wir begreifen nicht, wie eine elastische Flüssigkeit, ein Gas, sich ausdehnen und nun einen mehrfach größern Raum dennoch ganz erfüllen kann.

So sind uns die chemischen Verbindungen, Auflösungen, Zersetzungen ꝛc. unbekannte Vorgänge, ihrem eigenthümlichen Wesen nach Probleme und nur begriffmäßig geschlossene Natur-Aktionen.

Nun aber waltet die Natur in lauter solchen im Unendlich-Kleinen durchdringenden Aktionen; denn selbst die mechanischen Bewegungen, von den kleinsten organischen bis zu den größten kosmischen, sind durch die elementaren Akte der elastisch- und tropfbar-flüssigen Stoffe vermittelt.

Bleiben wir aber bei den Erscheinungen des Chemismus im Reich des Unorganischen, des Organisch-Leblosen und des Lebenden stehen, halten wir uns z. B. die Crystall-Bildung

vor, dann die Entstehung der Fasern, Bläschen, Gefäße, Zellen, sofort das Wachsthum, und endlich die Zeugung, Fortpflanzung, so sind hier lauter Durchgänge des Stoffs durch das Unendlich-Kleine von Akten.

Und eben dieses entzieht sich unserer Wahrnehmung. Man kann in kurzem Ausdruck sagen: Der ewige Proceß der Natur bleibt uns ein ewiges Problem.

An dem Uebergang der unorganischen Natur in die organische stockt unser Erkennen. Die Metamorphose ist weder zeitlich noch stofflich nachzuweisen. Es sey kein Sprung in der Natur, sagt man; aber die Uebergänge sind mehr subjektive Wahrnehmungen von Stufenreihen der Formen, als objektive Umbildungen einer organischen Form in die andere. Wir sind auf Urtypen zurückgewiesen, auf Klassen-, Gattungs- und Arten-Charaktere, deren unterschiedenes Wesen uns ein Faktisch-Entstandenes, jedoch Unableitbares, folglich Unerklärliches ist und bleiben wird.

Namentlich hat die Natur auch das Fortschreiten der organischen Ausbildung in Dunkel gehüllt und den Akt der Zeugung, der zu seinem natürlichen Gelingen innerlich bleiben muß, behandelt sie als ein heiliges Mysterium. Kein Sinn, kein Gedanke vermag dem Vorgang im Unendlich-Kleinen seiner Schritte zu folgen.

Wäre der Uebergang der mütterlichen Form auf den Embryo noch etwa annähernd erklärlich, so bleibt doch die Einwirkung des formlos scheinenden väterlichen Ferments auf denselben, welches die ganze Ausbildung des Fötus in dem Maße mitbestimmt, daß zuweilen der ganze Habitus des Organismus, daß Physiognomie, Stimme, körperliche Gewohnheiten, Geistes- und Gemüths-Eigenschaften, Anlage zu Vorzügen und Fehlern des körperlich-geistigen Wesens rc. überwiegend an väterliche Anerbung erinnern, — eine unerklärliche Erscheinung.

Wir folgen jedem Bildungs-Prozeß gleichsam stationenweise.

Unsere Wahrnehmung sieht immer zu, wie die Natur einen organischen Fortschritt gemacht, ein Stadium durchmessen hat. So folgen wir der Metamorphose der Pflanze von Knoten zu Knoten. Wir begleiten aber ihr Walten nicht für und für; wir vermögen sie nur immer da zu fixiren, wo sie bei einer Anastomose anzuhalten und einen Ruhe-Punkt zu machen scheint.

Wollen wir die Wesenheit an sich, die absolute Wahrheit einen Kreis nennen, so vermögen wir wahrnehmend und erkennend demselben nicht in seiner unendlichen Einbiegung zu folgen, sondern unser Geist beschreibt innerhalb desselben von Punkt zu Punkt Sehnen, welche sich zuletzt zum Polygon gestalten.

Der Natur der Sache, dem Ding an sich, der Wahrheit, dem Wesen am nächsten kommen heißt: Ein Polygon von möglichst vielen Seiten, also von möglichst kurzen Sehnen beschreiben, welches also dem Umfang des Kreises am nächsten kommt.

Hier ist es wieder die Wissenschaft, welche eine Annäherung des Vielecks der Wahrnehmung, des Denkens und Erkennens an den Kreis des An sich Wahren anstrebt.

Es verdient anerkannt zu werden, daß sie seit jenen Zeiten, wo sie mit ihren vier Elementen ein Quadrat in dem Zirkel aufrichtete, zu einer erstaunlichen Vielseitigkeit und Kreis-Annäherung vorgeschritten ist.

Bei allen von der Wissenschaft in dieser Richtung übernommenen Bemühungen hat ein Hülfsbegriff, den man die Basis jener Erscheinungen von Schwere, Dichtigkeit, Anziehung, Zusammenhang &c., den Grundbegriff dieser Begriffe nennen darf, eine wichtige Rolle gespielt. Es ist der Begriff: Kraft.

Kraft.

Was ist Kraft?

Sollte man glauben, daß es schwer, vielleicht unmöglich ist, eine erschöpfende Erklärung von diesem Begriff zu geben.

Ist es aber doch ein ähnlicher Fall mit mathematischen Begriffen, denen die einfachsten, faßlichsten Anschauungen zu Hülfe kommen.

Es ist schwer, anders als mit negativen Ausdrücken zu sagen, was Punkt, Linie, Fläche, Kreis rc. seyen, oder zu vermeiden, daß das erklärende Wort nichts, als ein anderer Ausdruck für das zu erklärende sey, z. B. Linie sey Richtung, Länge, Fläche sey Breite rc. Und dann erst: Gerade, krumme Linie, ebene, unebene Fläche.

Diese geometrischen Begriffe sind aus der Anschauung entstanden, und dann, weil sie in der Natur nirgend in Reinheit und Schärfe vorkommen und sich darstellen können, durch das Denken, Abstrahiren wissenschaftlich gereinigt worden. Sie sind aus dem Sinnlichen, äußerlich Anschaulichen, gleichsam aus dem Groben genommen und dann in das Ideelle, innerlich Schaubare, Rein-Wissenschaftliche übergetragen worden. Sie sind als solche dann so abgezogen, so ursprünglich, daß die Sprache für die Bezeichnung ihres positiven Inhalts keine Worte hat. So kann man die Begriffe von Punkt, Linie, Fläche, Kreis keinen andern, allgemeinern Begriffen unterstellen und sie durch nähere Bestimmung herleitend erklären.

Punkt ist das reine Da oder Dort; die Linie entsteht nicht durch Fortrücken des Punktes; die Bewegung muß hier ganz ausgeschlossen bleiben. Die Fläche entsteht nicht durch Linien, der Kreis nicht durch den Lauf des Halbmessers um den Mittelpunkt; er kann ohne Beide gedacht werden.

Es könnte auffallen, daß man diese Anschauungen so wenig durch Wort und Begriff erklären kann, als die Empfindungen von Licht, Farbe, Geschmack rc.

So sprechen wir überall den Begriff: Kraft aus, wo wir die Beziehung von einem Wirkenden zu einem Bewirkten, wo wir die Thätigkeit in ihrer Richtung auf einen Stoff, wo wir

eine bewegende, Seyn verändernde Ursache wahrnehmen. Aber Kraft ist eben doch nur ein anderer Ausdruck für das Wirkende, Thätige, Bewegende, Ursächliche.

Man findet in der Naturforschung bald, daß man bei Untersuchung dieser Momente, — Motive — immer und allseitig zurückgewiesen wird auf ein vorangegangenes Wirkendes, Thätiges, Bewegendes, Ursächliches, wonach Jene selbst Wirkungen ꝛc. waren.

Wenn wir früher gesehen haben, daß der Begriff der Causalität das ganze Weltall umfaßt und nur ein anderer Ausdruck ist für das ewige Werden, die Evolution der Natur, so werden wir auch, wenn wir für die Wechselwirkung aller Naturkräfte den allgemeinsten und höchsten Ausdruck suchen, auf die Ur- und Grundkraft zurückgewiesen, die alldurchwirkend die Welt schafft und ewig fortwirkt.

Ueberhaupt ist jede Idee von solcher Allgemeinheit in ihrem universellsten Ausdruck, in ihrer höchsten Potenz nichts Anders, als das Universum selbst, von dieser Idee aus angeschaut.

Die Kraft, die zwei Atome verbindet oder trennt, ist dieselbe, die Weltkörper um Weltkörper führt, Welten-Systeme an Welten-Systeme bindet.

Nirgend sehen wir eine Kraft neu entstehen, nirgend ihre Wirkung sich in Nichts verlieren.

Die Natur ist der All-Inbegriff der ewigen Keime, aus denen sich in ununterbrochener Handbietung die Reihenfolgen der Creaturen auswirkten. Nicht also aber, als wenn dieselbe Summe von Kraft eben nur in derselben Geschlechts-Reihe fort und fort thätig wäre.

Jede Creatur ist das Produkt unendlich vieler zusammenwirkenden Kräfte. Sie gibt unzählbar viele davon bei ihrer Auflösung an die allgemeine Natur wieder zurück; es finden sich aber in ihren hinterlassenen Keimen so viele und energische niedergelegt und organisch versammelt, daß Letztere aus den

Lebens=Elementen wieder das ihnen Gemäße an sich ziehen und mit sich verweben, so daß der Gattungs= und Geschlechts=Charakter unabsehbare Zeiten hindurch sich stehend erhält.

Eine andere bemerkenswerthe Wahrnehmung ist die Ausgleichung, die Compensation der Kräfte.

Es ist jetzt fast zur Binsen=Wahrheit geworden, daß das Moment der Wirkung dem der Ursache entspricht. Die Wirkung des Falles entspricht der Kraft des Wurfs; die Hebung einer doppelten Last erfordert eine doppelte Kraft oder eine eben so große, also doppelte Zeit bei Anwendung der einfachen Kraft. Die Erschöpfung entspricht dem Maß der Anstrengung ꝛc.

Die Statik und Mechanik ꝛc. sind voll solcher Beispiele. Die Physiologie weist in dieser Beziehung die interessantesten Ergebnisse nach. Es ist überhaupt von hohem Interesse, bei allen Erscheinungen der Natur und des Lebens nachzuforschen und zu erwägen, welche Kräfte hiebei unmittelbar und vermittelt in Thätigkeit gewesen und wie die Erfolge, oft unerwartet, jählings, überraschend frappant, nicht selten unerwünscht, unselig, tragisch, schauervoll eintretend, doch so ganz das naturgemäße Ergebniß der vielleicht seit lange oder weit her zusammen wirkenden Kräfte gewesen sind.

Auch im geistigen Leben bewährt sich das Gesetz der Austheilung und Ausgleichung der Kräfte.

„Sey dein Schrecken noch so panisch,
Alles Unglück ist organisch.“

Hier ist denn das psychologische, dann das sittliche Moment vom höchsten Interesse. Wie anziehend ist die Beobachtung des verhängnißvollen Spiels der Verstandes= der Gemüths=Kräfte, und wie sie auf Hoffnung und Besorgniß, auf Zufall und Glück, auf Wagniß und Vertrauen ihre Einsätze richten, wie gute und böse Anwandlungen und Gewohnheiten stets unfehlbar entsprechende Erfolge und Verhängnisse herbeiführen.

Kein Wunder, daß wir auch im Gebiet des Intellektuellen diese Statik der Kräfte bewährt sehen möchten.

Wir wollen hier nur an Eine Erscheinung erinnern. Ein in der Zeit, in seiner Nation erstehender Genius, sey er Denker, Dichter, Künstler, sey er begeisterter Reformator, Fürst, Held oder Staatsmann, gilt uns gewöhnlich für eine wunderbare, unbegreifliche, unerreichbare, segenbringende, ehrwürdige Erscheinung, nahehin wie ein unmittelbar von Gott Gesandter.

Durch Ableitung, Nachfrage nach seiner Abstammung scheinen wir dem Unvergleichlichen zu nahe zu treten.

Im Sinn des erwähnten Gesetzes der Kräfte denken wir aber doch an seine Herkunft, seine Zeit, seine Nation, an das in beiden rege gewesene physisch-geistige Leben.

Nicht ohne Befriedigung finden wir dann, daß in dem Genius die geistigen Kräfte, die in seinen Aeltern und Voraltern sich angesammelt, bereinigt, gegenseitig bestimmt, die in der Gemeinde, in der Nation, in leuchtenden Vorbildern, in der Zeit wirksam waren, das Naturell desselben, als eines Sohnes seines Stammes, seiner Zeit, als einer Blüthe, einer Frucht derselben zur Ausgleichung gekommen sind, um nun als seine Gesammtkraft auf die Mit- und Nachwelt fortzuwirken, welche dann ihrerseits in allen ihren Vermögen nach dem Maß ihrer Empfänglichkeit an- und aufgeregt, mit allen Geist- und Gemüthskräften diese Fortwirkung aufnehmen und solche Impulse wie Ringe des bewegten Wassers allseitig weitertragen.

Wenn wir aber auch alle Einflüsse von Abstammung und Erziehung, von Schule und Leben, von Studium und Wahrnehmung, von Schicksal, Zufall und Glück zusammenfassen, so wollen wir doch nicht in Abrede ziehen, daß noch eine Steigerung dieser Kräfte wie durch den belebenden Athem der Natur oder das Licht des Himmels, daß eine potenzirte Gesammtwirkung im Genius möglich sey.

So ist ein geistreicher, aromatischer, feurigsüßer Wein ohne Zweifel das Produkt der zusammenwirkenden Kräfte von edelm Rebholz, sorgsamer Pflege, gutem Erdreich, und aller Gunst der Atmosphäre, der Sonne in Wechselfolge und günstigem Maß. Und doch, wenn uns so ein Ausstich-Gewächs des besten Jahres labend durchdringt, belebt, begeistert, das Beste in uns in Gemüth und Geist aufregt, die edelsten Kräfte unseres Wesens zusammenruft, so scheint dieser Wein nicht nur das einfache Produkt jener günstigen Einflüsse, sondern eine Potenzirung, ein Augment derselben in sich zu tragen.

Ein Reformator, für Wahrheit und Recht, für Sittenreinheit und Frömmigkeit begeistert, von den negativen Potenzen der Lüge und Ungerechtigkeit, der Sittenverderbniß und Heuchelei aufgereizt, vermag durch die Gewalt seines Charakters, seiner Geisteskraft eine religiös-sittliche Umwälzung seines Zeitalters hervorzubringen. Es ist aber bei dieser ungeheuern, nicht zu berechnenden Wirkung mit in Anschlag zu bringen, daß er in den Zeitgenossen die entsprechenden Kräfte des Widerstandes gegen jene verbreiteten Uebelstände erweckt und belebt, die eben nur auf diese Entbindung warteten, um ihrer allseitigen, tiefgewurzelten Indignation Luft zu machen.

Auch ein nicht eben der großen Geschichte angehörender Mann, dem Gott ein geistiges Pfund verliehen, kann uns eine interessante, ja eine rührende Gestalt seyn, wenn wir sein Leben und Wirken dem Gesetz der Kräfte unterstellen, wenn wir sehen, wie er sein Pfund durch Erwerb von Erkenntniß vermehrt, wie er Alles ihm Gemäße und Erreichbare auf Einen Zweck versammelt, mit seinen Kräften haushält, sein inneres Vermögen nach außen in lebendigen Verkehr bringt; wie dann ein Solcher den physisch-psychischen Typus seines Naturells bis ins dritte und vierte Glied vererbt, den charakteristischen Stempel seines intellektuellen Wesens aber verwandten Geistern wohl bis ins

zehnte aufprägt, und so dem Vaterland, dem Zeitalter sein Capital mit Zinsen heimzahlt.

Wir kehren noch einmal zum Stoff zurück, um einige Zweifel zu besprechen, welche zur Casuistik des Begriffs der Kraft-Ausgleichung gehören.

Die Momente scheinen aber doch sehr verschieden, und nicht dieselben nur in andern Gleichungen ausgedrückten Kraftwerthe zu seyn, wenn z. B. eine Quantität von Pulver oder Schießwolle im Freien verpufft oder aber, wenn sie im Mörser eine Bombe mehrere hundert Fuß hoch schleudert, welche dann im großen Bogenlauf niederfallend ein Haus durchschlägt, dasselbe zerplatzend zertrümmert, oder wenn dieselbe Pulvermasse eine schwere Kugel mehrere tausend Schritte weit treibt, woselbst diese eine gewaltige Zerstörung anrichtet.

Hier muß ins Auge gefaßt werden, daß bei dem Verpuffen die Fortpflanzung der Luft- und Erd-Erschütterung nicht wohl zu berechnen ist, ebenso wenig die Kräfte, welche durch Zersetzung der Gas-Arten erregt werden; daß hinwieder bei dem Bomben- und Kugel-Wurf die Reaktion des Geschützes, also die Kräfte, durch welche Letzteres von der Erzstufe, ja von deren Erzeugung an bis zum Gusse und der Ausstattung geführt worden, die des Ladens 2c. in Anschlag gebracht werden müssen, und daß bei der Zerstörung mit dem Falle der Körper eine andere Reihe von Kraft-Aeußerungen eintritt.

In diesem Sinne muß auch der Zweifel gelöst werden: Wie? wenn eine Schiffs-Ladung mit Pulver untersinkt, mit welcher eine Schlacht hätte geliefert werden sollen; oder wenn ein Artillerie-Park in die Luft fliegt?

Wenn der Regent, nämlich der bekannte große Diamant des Königs von Frankreich, verpufft als reinster Kohlenstoff verflöge, so würde die Luft wenig davon haben, am wenigsten denselben wieder daraus zusammensetzen. Dieser Casus gehört aber zwei Gebieten an: dem physischen, wo augenscheinlich eine

Ausgleichung der Kräfte stattfindet, und dem ästhetischen, welches mit besonderer Affection den Werth eines solchen dichten, festen, lichtglanzstrahlenden Steins nach seiner Seltenheit mißt und ihn quadratisch höher schätzt, als die kleinern, minder reinen und funkelnden Edelsteine seiner Art, so daß er in seiner Schätzung eine große Zahl der Letztern aufwiegt und sich somit die Seltenheiten der beiderlei Produktions-Kräfte compensiren.

Wir haben uns hier dem Gebiet des bürgerlichen, des sittlichen Lebens genähert.

Unsere Zeit hat eine eigene Wissenschaft über die Anwendung, die Vermehrung und Schwächung, die Ausgleichung der Natur- und Menschen-Kräfte in der National-Wirthschafts-Lehre ins Leben gerufen.

Wir können nach unserm Zweck bloß daran erinnern, daß diese ebenso interessante, ins tiefste National-Leben hineinschauende, als praktisch fruchtbare Wissenschaft auf Grund-Principien beruht, die sich alle auf den Stamm-Begriff der Kraft zurückführen lassen.

Indem wir hier des Wissen der Fachmänner gelten lassen, wollen wir an eine Erscheinung aus dem häuslich-sittlichen Leben erinnern, deren Casuelles oft unserm Herzen nahe tritt.

Ein für seine zahlreiche Familie treu besorgter, fleißiger, unbemittelter Hausvater stirbt unerwartet, ist vielleicht das Opfer seiner übergroßen Anstrengung geworden.

Wir halten die arme Familie nahehin für verloren, dem Hunger und Kummer preisgegeben.

Aber seine physisch-sittliche Lebenskraft ist nicht mit ihm zu Grabe getragen worden. Gattin und Kinder haben seine Thätigkeit geerbt, setzen sie mit einer durch Schmerz aufgeregten Energie in Bewegung, und suchen nun die Lücke auszufüllen. Sein Andenken lebt wirksam fort. Auch Zuflüsse von außen, Rath und That, Wohlwollen und Mildthätigkeit helfen zu einem günstigen Erfolge.

So lehrt uns auch die Erfahrung, daß ein Häuflein schlecht erzogener, darbender Waisen, nach dem Hinsterben des armseligen Ernährers aus einander stiebend, oft bessere Unterkunft findet, strenger, sittlicher, verständiger erzogen wird, so daß im halbwegs günstigen Fall die Lebens- und Wirkens-Kräfte sich ausgleichen, im günstigern aber durch hinzutretende Einflüsse eine wahrnehmbare Kraft-Vermehrung eintritt.

Diese und verwandte Beispiele mögen uns den Stamm-Begriff geläufig machen, so daß wir ihn bei der Betrachtung des vielgestaltigen, verschlungenen Lebens als leitend zur Hand haben.

Zum Schema könnte das Sprichwörtliche dienen:

Der Stein fällt mit derselben Kraft herab, mit welcher ihn die Bauleute hinaufgetragen.

Wir sind nun auf unserm Untersuchungsweg an einer Stelle angekommen, von welcher aus wir einen höhern Standpunkt zur Umschau gewinnen können, nicht eben einen vielbesuchten, wohin ein fahrbarer Weg oder doch ein romantischer Gebirgs-Pfad zur vergnüglichen Aussicht auf eine Landschaft voll heiterer Abwechslung führt; im Gegentheil — eine nur auf schmalem Felsengrat zu erreichende Klippe, hinausragend gegen den grenzenlosen Ozean, wo man sich einsam in die überschwängliche Größe einer unermeßlichen Einheit versenkt.

Beginnen wir unsere Wanderung. Zuerst stellt sich unserer Betrachtung der große Natur-Gegensatz des Flüssigen und des Festen dar.

Wir sagen uns gleich, daß Letzteres kein Starres, Kraftloses, Todtliegendes, sondern daß seine scheinbare Erstarrung die Wirkung einer lebendigen Kraft des Zusammenhaltens, ein Naturband, eine Fesselung, aus der es nach Befreiung strebe, sey. Das Feste ist also von einer Kraft durchdrungen; es ist stets, obwohl scheinbar zur vollen Ruhe gebracht, in Aktion.

Wir sehen auch Festes in unzähligen Fällen in Flüssiges übergehen, das Metall nicht weniger, als das Eis, hinwieder auch aus dem Flüssigen sich niederschlagen und fest werden, oder wieder zu Festem erkalten.

Selbst eine nur mechanische, geschweige denn eine chemische Auflösung des Festen im Flüssigen, beweist durch sein Unsichtbar-Werden, daß jenes Band des Zusammenhaltens lösbar war.

Es ist bekannt, daß uns kein Gewohntes wunderbar, räthselhaft erscheint, sonst müßte uns der Zusammenhang des Festen — Cohäsion — nicht weniger frappiren, als die Losgebundenheit des Flüssigen.

Was ist es, das die Ur-Theile des Festen zusammenhält? Aber was ist es andererseits, das die Ur-Theile des Flüssigen von einander los erhält, während doch seine Erscheinung einen relativen Zusammenhang zeigt?

Aber das Tropfbar-Flüssige wird durch befreiende Prozesse zum Elastisch-Flüssigen ausgedehnt, wo es sich dem Auge entzieht.

Wer will bestimmen, wie weit es sich verflüchtigen, ob es nicht inponderabel werden kann?

Beim Festen sind Materie und Thätigkeit, Stoff und Akt, Körperliches und Metamorphose im entschiedensten Gegensatz, und doch ist das Eine vom Andern ganz durchdrungen.

So z. B. ist die Feste der Erde von Schwere, von Magnetismus, von Wärme rc. durchdrungen. Wir müssen jeden kleinsten Theil, jeden ihrer Atome von diesen Kräften erfüllt annehmen.

Im Flüssigen rücken sich die Entgegensetzungen schon näher, und wir sehen, daß dieser Zustand durch Akte vermittelt ist.

Im Elastisch-Flüssigen, Gasartigen sind Materie und Thätigkeit, Stoff und Akt gleichsam in der Schwebe; es findet ein Herüber- und Hinüber-Fluctuiren statt.

Die Wissenschaft nimmt hypothetisch ein den kosmischen Raum erfüllendes Medium, den Aether, an, welcher alle Weltkörper umhüllt und die Strömung des Lichts vermittelt, ja welcher vielleicht selbst der Träger desselben ist, endlich wohl auch das Band, welches die Weltkörper verbindet und die Planeten um ihre Sonnen, die Sonnen-Systeme um ihre Central-Sonne leitet.

Dieses Medium werden wir uns als das ausgedehnteste, feinste denken müssen. Dieser Stoff wird ganz Spannkraft, allwirkend seyn. Es fällt uns schwer, in ihm körperliche, feste, ruhende, theilbare Atome anzunehmen, ihn anders, als ganz in Thätigkeit, Vibration &c. aufgehend, uns vorzustellen.

Der Zweifel, ob denn ein solches Medium, das kaum mehr Stoff zu nennen seyn mag, Weltkörper, zum Theil von der Dichtigkeit und Schwere der Metalle zu tragen, vor Fall zu bewahren vermöge, ist ganz von terrestrischen Anschauungen, von Gewohnheits-Begriffen hergenommen.

Kosmisch gibt es kein Oben und Unten, keinen Welt-Abgrund, kein anderes Streben zu fallen, als die Ziehkraft der größern Körper gegen die kleinern und die ihr entgegenwirkende Fliehkraft, welche Beide jedoch in höherer Beziehung wohl Eins, nämlich die Kreis-Bewegung aller Systeme sind.

Denken wir uns die Zwischenräume nicht als Zonen von absoluter Leere, so ist eine Spannkraft, wie der Aether, wohl geeignet, die kleinen planetarischen Körper in Jahren, Jahrzehnten, Jahrhunderten um die große und gewaltige Sonne zu führen und dem Zug ihres mächtigen Umschwunges folgsam zu machen.

Wir haben nun eine Stufenreihe von den dichtesten Stoffen bis zu den verflüchtigtsten, von der größten Entgegensetzung des Stoffs und der Aktion bis zu ihrer möglichst denkbaren Vermittlung und Ausgleichung gefunden.

Wenn aber ein Medium, wie der Aether, mit den festesten

Massen wahlverwandt angenommen werden kann, da ihr Auseinandertreten auf eine urweltliche Scheidung sich gründet, so muß es erlaubt seyn, an die Möglichkeit einer ähnlichen Expansion und Verflüchtigung aller Stoffe zu denken, auch daß eine solche uranfänglich stattgefunden, oder noch jetzt und in Ewigkeit in gewissen Regionen des Weltalls stattfinde.

Aber jeder Atom des Stoffs stellt auch seinerseits das Ganze dar. Der Verstand kann bei keinem festen, untheilbaren, unveränderlichen Ur-Theil stehen bleiben. Er bringt die Kraft hinzu, die ihn zusammenhält, dann die entgegengesetzt wirkende, die ihn theilt, die, ins Unendlich-Kleine eindringend, die Theile auflöst und verflüchtigt.

In der Natur gibt es keine absolute Kleinheit, kein Kleinstes. Hat die Kraft, die Aktion, keine untheilbaren Atome, so kann sie auch der Stoff nicht haben.

So sind wir nun auf dem Standpunkt angelangt, wo wir das Ergebniß unserer Umschau nicht kategorisch als Lehrsatz, sondern problematisch als Frage aussprechen wollen, ob nicht das All gleichmäßig Stoff und Akt, Körper und Metamorphose sey, Materie, die sich der Spekulation ganz in Kraft, in Thätigkeit auflöse, oder Kraft, Aktion, Bewegung, die sich als Materie manifestiren; beide Momente Aequivalente und in ihrem höchsten Ausdruck Eins und Dasselbe?

Vieles, was nach ältern Begriffen Stoff, Element war, müssen wir nun als Akt begreifen. Licht, Wärme, Elektrizität, Magnetismus, Galvanismus, eine große Zahl animalischer Erscheinungen sind Akte, nicht Stoffe.

Dem gemeinen, sogenannten gesunden Menschen-Verstande mag es als Unsinn erscheinen, die Körperwelt, an der er aufgewachsen, sich nur als Kraft, als Thätigkeit zu denken. Er will sich an die nachhaltige Wand des Festen anlehnen. Aber,

daß ein Festes, Handgreifliches ist, das ist dem Denker wenigstens eben so unbegreiflich.

Ein „Es" ist, ist da, ist greiflich, wahrnehmbar; aber was ist es? wie ist es? woher ist es? Jenes ist die Ueberzeugung unsers massiven Lebens; dieses ist ein Problem, vor welchem uns der Verstand stille steht.

Wir haben uns bei der Betrachtung des Unendlich=Kleinen länger verweilt, weil es unserer Fassungskraft weit mehr Seiten darbietet, als die andern drei Momente des Ueberschwänglichen.

Das Unendlich-Vergangene.

Wir werden uns über das Unendlich=Vergangene mit Wenigerm verständigen können.

Die Vergangenheit des Menschen=Geschlechts mögen Nationen, wie die chinesische, auf viele Jahrtausende zurückführen; unser vorder=asiatisches und europäisches Wissen reicht nur wenige Jahrtausende rückwärts und die authentische historische Erinnerung findet sich, wie die des Individuums, bald in den Nebel der Sage gehüllt, und von phantastischen, grotesken, traumartigen oder symbolischen Gestalten und Ereignissen bevölkert.

Unser Geschlecht ist jung, das jüngste auf Erden. Wäre es alt, so müßten wir seine fossilen Reste finden. Gälte im Geschichtlichen die Anciennetät Etwas, so könnte uns jede Süßwasserkalk=Schnecke beschämen.

Um nicht zu berechnende Jahrtausende weiter weisen die Organismen der ältern Formationen zurück.

Die liegenden, die gehobenen Gebirgs=Schichten, die hervorgeschobenen Massen des in Züge gereiheten Urgesteins sind ebenso viele kolossale Blätter des Buches der Natur.

Die Kundigen versuchen sie zu lesen, ihren Sinn zu enträthseln, die chronologische Wandlung der Schriftzüge nachzuweisen.

Aber das Register dieses Grund= und Lagerbuchs hat keine Jahrs=, keine Jahrtausend=Zahlen.

Und nun erst der Urzustand des Planeten, der feuerflüssige, sich abkühlende, fest werdende, sich zusammenziehende, örtlich sich faltende Globus — welche endlosen Versuche der Combination, sich dem Problem zu nähern!

Und dann, das vergebliche Bemühen, durch Uebertragung des etwa Gewonnenen auf die entlegenen Körper und Systeme in diesen Regionen Erkenntniß zu gewinnen, und endlich das Geheimniß der Herkunft des Werdens zu enthüllen.

Ein Ringen des denkenden Geistes nach einem Unmöglichen.

Die Natur spricht schon über die Zeit in Hieroglyphen; über die Ewigkeit hat sie weder Bild noch Wort. Hier schaut sie uns mit ewigem Schweigen an.

Das Unendlich-Zukünftige.

Und nun die letzte Richtung unserer Umschau, der Blick auf die vierte Weltgegend, den Occident des Unendlich=Zukünftigen, wenn wir mit dem Orient das Unendlich=Vergangene, den Aufgang, das Licht=Werden des All bezeichnen wollen, was bietet uns die Aussicht in diese Region dar?

Der das Welt= und Menschen=Geschick überschauende Januskopf ist mit seinem alten, rückwärts gewendeten Antlitz immerhin noch fernsichtig genug gegen das jugendliche, in die Zukunft blickende Vorderhaupt, das, unsern Jünglingen ähnlich, ein wahrer Myops ist.

Der kosmische Bestand der Schöpfung ist allerdings kein dauernder, sondern in einer unendlichen Wandlung begriffen. Der astronomisch forschende Geist hat stätige Veränderungen nachzuweisen versucht, die unser ganzes Sonnensystem von Seiten unendlich größerer und weiterer Regionen des Himmels her berühren.

Das sind aber Stadien, in welchen Millionen Jahre nur Schritte weit führen.

Näher liegt uns die Beobachtung der tellurischen Lebens-Epochen und ihrer noch etwa erkennbaren Zukunft.

Das oberste und entscheidendste Moment ist wohl die allmählige Abkühlung unsers Planeten.

Was für überall zu Tage kommende Erscheinungen, Auffindungen fossiler oder kaum mit Schlamm und Sand bedeckter Organismen auf eine frühere, gleichförmigere Vertheilung der wärmern Temperatur hindeuten, ist allbekannt.

Die Abnahme der Erdwärme an der Oberfläche gehört also zu den jüngsten vorweltlichen Ereignissen und scheint somit noch jetzt ihre Geschichte zu haben und die Zukunft unseres Wohnplatzes zu bestimmen.

Dennoch wird von den neuern Fachkundigen nach Berechnungen und Combinationen angenommen, daß diese Wärme-Abnahme jetzt nahehin an ihrem Ziel angekommen sey und in einer unabsehbar langen Aera keine merkliche, Leben bedingende oder störende Temperatur-Veränderung eintreten werde.

Mit dieser Erscheinung hängt die Besorgniß zusammen, die Eisbildung möchte von den Polen gegen die gemäßigte Zone vorrücken, und die kleinere, wirthschaftliche Angst, die Gletscher möchten im Verlaufe der Jahre fruchtbare Alpen bedecken.

Beide Sorgen werden von Kundigen zurückgewiesen.

Dagegen macht die Verwitterung der Urgebirge, die Abwaschung und Abplattung des Mittelgebirges, die Ebnung des Hügellandes unaufhaltsame Fortschritte und ängstliche Gemüther über die künftige Ergiebigkeit der Quellen, also auch über die gleiche Fortdauer des Bäche-, Flüsse- und Ströme-Laufs besorgt, eine Anfechtung, die ein zu zartes Mitleiden mit noch ungebornen Geschlechtern beurkundet.

Man muß niemals im Schooß von Gebirgen gewesen seyn

und wahrgenommen haben, wie unbedeutend dieses Nagen der Zeit an den ungeheuern Felsmassen ist. Seit Jahrtausenden schon, seit jenen grandiosen Prozessen der Atmosphäre in vorweltlicher Zeit liegen die Schuttmassen am Fuße des Gebirges aufgehäuft, und ein regenreiches Jahr zieht nur unbedeutende Furchen in diesen Schutt, und führt einige tausend Cubikfuß Gerölle gegen den Thalboden herab, damit der Mensch nicht ganz vergesse, daß er es mit einer gigantischen Natur zu thun habe. Aber fürwahr ein wohl zu bestehender Kampf, wo der Riese den Pygmäen, statt mit ihm zu ringen, nur anräuspert.

Zerstörungen durch Erdbeben, Bergstürze, Stürme, Ueberschwemmungen, Erdbrände 2c. kommen hier als zu örtliche, zufällige Ereignisse gar nicht in Betracht.

Wir wollen aber sogleich auf das größte Naturereigniß übergehen, das eigentlich an den Schluß der Untersuchung über das Unendlich-Zukünftige, und doch wohl insofern auch hieher gehört, als schon mehrmals umlaufende Prophezeihungen den Eintritt desselben als nahe bevorstehend ausgesprochen haben.

Wir meinen den Welt-Untergang, — den wir und wer mit uns in vorgerückten Jahren steht, schon mehreremal erlebt haben sollten, der aber jedesmal von uns ohne Haar-Krümmung überstanden wurde.

Gespenstern, sagt das kecke Sprichwort, muß man auf den Leib rücken. Das wollen wir auch diesem Gespenste thun, um es als ein Hirn-Gespinnst darzustellen.

Soll die ganze Welt, das Welt-All untergehen, in Nichts, ins Nichtseyn zurücksinken. Woher stammt dieser wahnsinnige Einfall?

Aus heiligen Urkunden? Aus welchen? Aus Wahrnehmungen der Naturkunde? Aus welchen?

Aus Gründen der Sittlichkeit? Also wegen der himmelschreienden Sünden der Menschheit? Nun, da hätte die Welt

schon oft untergehen müssen. Wer ist rein von Sünden? Der Prophet selbst?

Die Menschen sind aber noch öfter Thoren als Sünder, noch öfter Lässige als Thoren, und noch öfter irrend als lässig.

Soll die ganze Welt untergehen? Sie scheint von Ewigkeit herstammend auf ewige Dauer berechnet. Ihre Abnützung ist irgendwo in dem Gleichniß ausgesprochen:

Ein Cherub streift alle zehntausend Jahre mit seinem ätherischen Fittig über eine diamantene Kugel.

Soll bloß die Erde untergehen, zerstieben? Das wäre eine Lebensfrage zunächst für den unschuldigen Mond; es würde aber auch das conservative Einvernehmen des ganzen Sonnen-Systems bedeutend alteriren.

Oder soll bloß ein Welttheil untergehen, z. B. Europa, weil er so viel ungerathene Kinder, mehr Sünder als Beichtkinder beherbergt? Auf seinem Schutthaufen würde bald das vorige Unkraut wieder wachsen.

Für den vermuthlichen Weltuntergang ist die Jetztzeit ungeschickt gewählt, denn die vernünftigen, rührigen Leute in allen Theilen der Welt haben so viel Flachs am Spinnrocken, daß es jammerschade wäre, wenn nicht mehr zu erleben stünde, was sie für ein Tuch daraus weben werden.

In dem gesunden Natursinne lebt die Ueberzeugung von einer auf unabsehbare Dauer berechneten Abwägung der Weltkräfte, von einer Garantie der Welterhaltung, von einer Allebens-Assekuranz, die casuelle Unfälle vergütend ausgleicht, die, was die Astronomen wegen etwa zu befürchtender kosmischer Störungen aus Gründen höchster Wahrscheinlichkeit Beruhigendes aussprechen, als unumschränktes Vertrauen in sich trägt. —

Diese und ähnliche Schreckbilder der Unglücks-Propheten, wie auch die phantastischen Träume der Chiliasten, sind gegen den gesunden Sinn und Verstand. Der gesunde Menschen-Verstand ist aber fürwahr nicht sowohl eine intellektuelle Gabe,

sondern eine Gewissenssache; er stammt aus einem kernhaften, tüchtigen, sittlichen Leben, einer Wohlgezogenheit und Klarheit in seinem eigensten Thun und Lassen. Jene kränklichen, kümmerlichen Ansichten wurzeln aber auf einer innern Entzweiung, auf einer Verworrenheit des Gemüths, auf einer Bornirtheit des ganzen Menschen, der Trost und Hülfe sucht, wo sie nicht zu finden sind, und seine Freude daran hat, den Zufriedenen, die er für Leichtsinnige hält, einen Popanz schreckend vorzuhalten.

Einmal fand ich, daß der Unglücksprophet ein altes Makulaturblatt neu in die Scene gesetzt hatte, eine Mystifikation, welche ich sofort aufdeckte.

Es gibt aber noch weit mehr andere divinatorische Geister, die keine so jammervollen Unglücks-Propheten sind, die vielmehr mit historischem Vorausblick sagen, wie es in der nähern und fernern Zukunft mit den Sachen der Menschheit werden wird.

Manche Elemente solcher Vorausberechnung stehen ihnen allerdings zu Gebot.

Es ist so vieles Stabile oder stätig sich Entwickelnde in den Völkern, Nationen, Staaten, Provinzen, in ihrem Bestand nach Herkunft, Ansiedlung, Boden, ihrem physisch-psychischen Typus, ihren Instituten, im tief gegründeten Geist ihrer Regierungen, ihrer Stellung gegen die übrigen National-Körper, ihrer Welt-Geltung ꝛc., daß ihre Zukunft als eine gesetzmäßige Entwicklung, als ein organischer Lebenslauf betrachtet und, wie es scheint, vorausbestimmt werden kann.

Man hat auch schon oft wahrgenommen, daß, wenn sich im Leben einer Nation widerstrebende Gegensätze, große feindselige Elemente entwickelten und ihren Oppositions-Gang neben einander fortsetzten, der Eintritt des Ungewitters und seiner verhängnißvollen Schläge zur Indifferenzirung der entgegengesetzten Elektrizitäten von einsichtsvollen Geistern vorausgesagt wurde.

Es sind dieß meist weltgeschichtliche, verhängnißvolle, zum Theil tragische Ereignisse, Staats-Umwälzungen, Reformationen, Bürger-Kriege, Aufruhr, Restaurationen, Eroberungen, Ländertheilungen 2c.

Es ist wohl meist ein Unglück, wenigstens der Durchgang durch ein solches, wenn die Zukunft einer Nation der Gegenstand einer Voraussagung ist.

Wie im Leben des Menschen, so ist auch im Leben der Völker der ruhig heitere Fortgang einer natürlichen Entwicklung, wenn auch ohne prägnante Geschichte, das beste Glück.

Der historische Rückblick lehrt uns aber, daß unser divinatorischer Vorausblick manche casuelle Momente ins Auge zu fassen habe, welche seine Berechnungen stören, ja seinen Calcul eludiren können.

Wir müssen uns bescheiden, hier nur Haupt-Andeutungen zu geben.

Neben den oben berührten Faktoren der Stabilität und des Conservatismus einer Nation, ihres Stamm-Charakters und des ganzen Habitus ihres natürlichen und geistigen Lebens, ihres stätigen Fortschritts wirken mit und ein: Länder-Erwerbungen durch Erbe, Theilung oder Eroberung, Verwandtschaften mit andern Herrschern, durch unerwartete politische Heirathen; dann Launen und Leidenschaften der Herrscher, Absterben derselben; Kriege mit entscheidendem Glück oder Unglück, großem Heeres- oder Flotten-Verlust, Eroberer, Insurgenten, Verschwörungen, Erfindungen, ungemeine Natur-Ereignisse, finanzielle Chancen durch Geld-, Staatspapier-, Credit-, Weltmarkt-Aenderungen, Staats-Bankerott, Entwicklung und Eindringen politisch fruchtbarer oder zerstörender Ideen und Ansichten, Berührung der kirchlichen Verhältnisse von Innen und Außen, Aenderung der religiösen Ueberzeugungen, der sozialen Begriffe, der Sitten, der Moden, der Litteratur-, der wissenschaftlichen und künstlerischen Verhältnisse.

Wir könnten die Aufzählung wohl noch lange fortsetzen und zu kleinern Influenzen und Irritationen herabsteigen, die aber jedem Denkenden selbst kommen.

Wer dem täglichen Schritt der Zeit durch die Tagblätter folgt, der hat wohl schon oft die Frage an sich gestellt, wie doch die Geschichte so gemessen ihren großen Gang zu gehen, ihre feste Haltung zu behaupten vermöge, da jeden Augenblick von Herrschern und Regierungen und wieder von deren einzelnen Gliedern, von Kriegs- und Staats-Männern und Volks-Organen, von Behörden und Instituten, von Autoren gediegener Fachwerke und fliegender Blätter, von Dichtern und Rednern, von Bänkel-Rhapsoden und Winkel-Rhetoren, von Sachverständigen und Thoren, von Wohlmeinenden und Wühlern, von Vaterlands-Freunden und Egoisten, dann von der Weiberwelt, von den staatskundigen Salon-Damen herab bis zu den heimlichen Liebchen rc. alle Feder- und Schnell-Kräfte in Bewegung gesetzt werden, die National-Sache nach ihrem Sinn und Wunsch zu bestimmen und zu leiten, und wie nur diese sich eben so oft gegenseitig hemmenden und fördernden Triebräder und Rädchen die Staats-Maschine nicht immerfort durch die mannichfaltigsten Friktionen stören, abreiben und zuletzt ganz ruiniren.

Vielleicht und wahrscheinlich ist es hiemit, wie mit den planetarischen Störungen und Schwankungen, welche durch den unaufhaltsamen Zug, der durch das Sonnen-System geht, immer wieder ausgeglichen werden.

Wir erinnern uns an das früher von den kosmischen Kräften Gesagte, daß diese von Oben herab, vom Größern aufs Kleinere wirken und daß das Herrschende sein Untergeordnetes immer in Schranken hält, ohne jedoch dessen Rückwirkung ganz unmöglich zu machen.

Die Umschlossenheit der staatlichen Sphären und die Compensation der streitenden Kräfte innerhalb ihrer selbst hat ein Gegenbild in der Physik. Der Regulator der Dampfmaschine,

durch die Ausdehnungskraft höher und zu größern Schwingungen getrieben, öffnet in demselben Maße das Ventil und läßt den Dampf entströmen. —

Darauf soll auch das Augenmerk des Zukunft-Sehers gerichtet seyn, ob das Leben eines Volkes in seinen auf- oder absteigenden Zeichen läuft.

In dem aufsteigenden Knoten (Drachenschwanz) der französischen Staats-Umwälzung trat der merkwürdigste Charakter unsers Jahrhunderts, der Mann mit der eisernen Stirne, ein und gestaltete deren weitern Verlauf nach seinem selbstischen Willen. Man könnte ihn wortspielend den Drachenschwanz der Revolution nennen.

In dem absteigenden Knoten (Drachenhaupt) einer National-Bahn trifft es sich wohl seltener, daß ein energischer Mann aus dem Volke selbst, dasselbe frisch aufraffend, hervorgeht, da in solchem Zustand gewöhnlich die Gesammt-Zeugungskraft erschlafft ist, als daß aus Nahe oder Fern ein eroberndes Drachenhaupt über die Nation herfährt und sie verschlingt.

Das sind Einflüsse, die nicht wohl voraus zu berechnen sind.

Dagegen tritt uns eine historische Potenz anderer Art vor Augen, die eine durch Jahrhunderte, ja anderthalb Jahrtausende waltende Consequenz des Wirkens beurkundet.

Ein ehrwürdiger Stuhl folgt allerdings, wie auf Rädchen stehend, der unwiderstehlichen Bewegung der Zeit, ist aber an sich von der conservativsten Struktur und Polsterung, und, wenn sein erhabener Insasse die geweihte Feder in die Hand nimmt, so steht der Stuhl, auf die uralt hergebrachte Stelle zurückgeschoben, wie mit Stiften befestigt, unverrückt, wie eingerammelt. —

Vorrücken der Menschheit zum Bessern.

Eine **Lebensfrage an die Zukunft** ist, ob die **Menschheit zum Bessern fortrücke**.

Die Antwort setzt zunächst eine Verständigung über die Frage selbst voraus. Schon diese würde uns aber in eine Breite führen, welche wir unserer Untersuchung nicht geben dürfen.

Der geschichtliche Rückblick zeigt uns zeitlich und räumlich Völker aufsteigend, wachsend, blühend, absteigend, verwelkend.

Jede dieser Stationen, die letzte ausgenommen, stellt uns nationale Großheiten, sinnlich-geistige Höhen dar, die, auf der Gesammtkraft wurzelnd, einzig, unwiederbringlich, unerreichbar sind und bleiben.

Die Nationen der Folgezeit nehmen diese Größen zuweilen, jedoch stets nach jeweilig moderner Weise auf und verarbeiten sie nach ihrer charakteristischen Art, ohne je deren angestammten Original-Typus wiedergeben zu können.

Wie überall, was man Publikum nennt, Publika sind, Gruppen-Massen der Klaren und Guten, der mechanisch, unbedeutend Hinlebenden, der Zerrissenen, Dünkelhaften und Selbstsüchtigen, so sind, was man die Menschheit nennt, Völker-Stämme und Massen, Individualitäten von Nationen, jede ihr eigenes Leben führend, gebildet, gesittet, oder ohne Bewegung und Geschichte im Gewohnten fortlebend, oder endlich in sich entzweit in Parteien getheilt, herabgekommen und unzufrieden, National- und Weltfrieden störend.

Aber auch bei Nationen von Bildung und Gesittung finden wir oft die Lebensstoffe aufgeregt und in Gährung, und in derselben Nation läßt sich zur selben Zeit, wie in der Physik, eine dreifache Gährung wahrnehmen, in den ruhigern Naturen die süße, abklärende Weingährung, in den aufgeregtern die saure, ätzend scharfe Essiggährung, in den wildverworrenen, mit sich und der Welt zerfallenen die stinkende, destruktive, faule Gährung.

In diesem Gesichtspunkt stellen sich uns die Nationen als historische und naturhistorische Personen individualisirt, charakteristisch dar, und so galt auch bis nahe an unsere Zeit heran

alles Auswärtige, Ferne als ein Auffallendes, Merkwürdiges, Eigenthümliches, Fremdes, Befremdendes.

Unläugbar zieht sich aber durch die ganze Geschichte etwas Allgemeines und Dieses gestaltet sich durch die zunehmende Verbindung und den Wechselverkehr der Völker, durch die beschleunigte Bewegung allseitiger Communikation naturgemäß zu einem verallgemeinernden Princip.

Eben so natürlich ist aber auch, daß das Meiste in der allseitig hinströmenden Bildung ein Abgeleitetes, Uebertragenes, Ausgetauschtes, kein Ursprüngliches, aus dem Volksstamm Herausgewachsenes, vom Natur-Bedürfniß Hervorgerufenes, vom frischen Leben der Entdeckung, Erfindung, Ausbildung Durchdrungenes ist; daß der Nationalgeist großentheils weniger selbstleuchtend als transparent, weniger feurig als erwärmt, weniger idioelektrisch als ein Leiter ist.

Wohin die allgemeine Ausbildung des spekulativen und dialektischen Verstandes, der Naturkunde, der Erd- und Völkerkunde, der Sprache und Poesie, der Künste, der Technik in ihrer ausgedehntesten Anwendung auf den materiellen Verkehr, aller Behelfe zum sinnlich schönen und reizenden Leben ꝛc. noch führen wird, ist wohl kaum zu ermessen.

Die Geschichte bietet keine Analogie zur Vergleichung; denn noch nie hat, wie jetzt, der Verkehr in allen diesen Cultur-Zweigen seine Fahr-Geleise über das ganze Erdenrund gezogen; noch nie haben sich alle Bestrebungen der Rührigen auf eine allgemeine Civilisation der Völker gerichtet, um in dieser eine Garantie der wachsenden Bildung ihres eigenen Volkes und eine höhere Lebens-Assekuranz für sich selbst zu finden.

Hier möchte es nun gewagt seyn, zu prophezeien. Doch die alten Propheten waren mehr noch als Seher — Ermahner, Warner, Ermunterer. Und so dürfte es denn einem unserer prophetischen Geister wohl anstehen, Wünsche an sein Volk auszusprechen, etwa folgende:

„Möchte nur eure Bildung mehr in die Tiefe, als in die Breite gehen! Möchte euer Verstand nicht euer Gemüth erkälten! Möchte euer taghelles Wissen nicht in das heilige Dunkel des Unerforschlichen dringen wollen! Möchten eure gellend lauten doktrinellen Stimmen nicht dessen feierliches Schweigen profaniren! Möchte euer stofflicher Verkehr auch eine schöne, liberale Form haben! Möchten eure reellen Interessen nicht so selbstsüchtig materiell seyn! Möchte eure hochbelobte Bildung nur auch den ganzen, vollständigen, wahrnehmenden, denkenden, fühlenden und handelnden Menschen mitnehmen! Möchten die Wissenschaftlichen nicht überspannt und abstrus, die Künstler nicht verkünstelt, die Arbeiter nicht zur Maschine werden!"

Es ist nicht in Abrede zu ziehen, daß die Weltbildung fortschreitet, daß die Civilisation sich mehr und mehr verbreitet; aber während seit ein Paar Jahrtausenden das Licht der Cultur eine westliche Richtung hat, schwindet es im Osten, läßt diesen in historischem Schatten zurück. Der lebhaften Bewegung gegen die neue Welt hin steht die Stabilität des alten Asiens, die geschichtlich nächtliche Stille Afrika's gegenüber.

Wie soll das gewünschte und wohl eben darum prophezeihte Besserwerden der Menschheit diese ungeheuren Bevölkerungen mitnehmen?

Aber auch das einzelne Volk, wie rückt es denn zum Bessern vor? Gleicht es nicht der Sprache, die zwar neue Worte, Wortfügungen, Wendungen sich aneignet, aber mittlerweile alte, kernhafte, bezeichnende Ausdrücke vergißt, fallen läßt oder doch in einem modernen, abgeschwächten Sinne gebraucht? — oder dem Menschen, der als Jüngling die Träume und Spielfreuden seiner Kindheit vergißt, als Mann seine Jugendliebe, seine blühende Leidenschaft, seine Hoffnungen und Entschlüsse, als Greis seine Entwürfe und Unternehmungen, seine Thatkraft, sein praktisches Anfassen der Zeit; der resignirt sich mit müßigem Rückblick,

mit thatloser Betrachtung, mit mißtrauischem, geizendem Ausgeben der Reste seines Lebens begnügt?

Wir wollen es nur gestehen, daß uns die beliebte Idee des allgemeinen Besserwerdens der Menschheit etwas Disziplinarisch-Schulmeisterliches an sich hat, etwas Ungeduldig-Vorgreifliches, aus dem auch wohl manche unserer philanthropischen Vorkehrungen stammen, die wohlgemeint dennoch von sehr problematischem Erfolge seyn mögen, wovon wir nur zwei nennen wollen: Den Kinder-Milchbrei unserer, namentlich der deutschen Litteratur und die peinlich-hetzende Erziehungs-Dressur.

Manches, was unter der Firma: Beförderung der Volksbildung, Mündig-Machung, Weckung des National-Bewußtseyns auftritt, trägt wohl auch mitunter andere, als die beabsichtigten Früchte, mehr Schwindelhafer als rechten.

Wer vom Fortrücken der Menschheit sprechen will, muß kein Schul- und Bücherheld, kein Idiot und kein schwindelnder Freiheits-Apostel — er soll ein durchgebildeter Weltmann seyn, der seine Ideen aus den wirklichen Zuständen der Menschheit und aus den Geschicken und Führungen nimmt, welche die Geschichte uns überlieferte.

Besserwerden?! — Das Gute wäre uns schon gut genug. Den Klugen ist es stets nahe; den Thoren bleibt es ewig fern.

Fünf- bis sechstausend Jahre sind noch kein Maßstab für das künftige Geschick der Menschheit, einer Existenz, die auf wer weiß wie viele Millionen Jahre berechnet seyn kann. Da ist denn alle Prophezeihung nur ein Vorwitz, alle politische Wahrsagerei ein Zigeuner-Stückchen.

Aus den Momenten des Vorliegenden läßt sich mit gleich starken oder schwachen Gründen ein Fortschritt der Menschheit zum Bessern und zum Schlechtern herausdeuten.

Ist aber im Laufe der Weltgeschichte ein fortwährender Uebergang der vorweltlichen entschiedenen Individualitäten der Völker in den allgemeinern Gattungs-Typus, des charakteristischen

Hautreliefs der National-Gepräge ins Basrelief, des Austausches aller Eigenthümlichkeiten bemerkbar, so läßt sich hieraus dennoch nicht auf eine dereinstige Uniformität der Menschheit, auf eine Annäherung an einen idealen Ruhestand, auf ein goldenes Zeitalter der Nachwelt schließen. Bei gemeinsamem Einverständniß, ohne Streit der Interessen, ohne Ringen der Völker mit einander, ohne Kampf mit der Natur schläft die Geschichte ein. Es ist aber durch natürliche und geschichtliche Entgegensetzung der Lebens-Momente dafür gesorgt, daß dieß nicht geschieht.

Es ist an der Gegenwart eine quälende Unbehaglichkeit wahrzunehmen. Das Volk wird von Begriffen beunruhigt, die es nicht bewältigt. Es möchte in seinen beweglich strebsamen Bestandtheilen einen andern bürgerlichen, öffentlichen, religiösen, sittlichen Zustand, eine andere Kunst, ein anderes geselliges Leben.

Viele sehen hierin begründete historische Motive und die natürlichen Geburtswehen eines Zeitalters, das seinem Daseyn andere, lebendig frische Fundamente zu unterlegen trachtet.

Wer möchte, wer könnte dieser wühlenden Regung widerstreben, wenn sie voraussichtlich einen erwünschten Erfolg haben dürfte?

Wir meinen aber in den sich unbehaglich Fühlenden größtentheils Solche zu finden, die keines höhern Erwerbs fähig sind, da sie ihren Besitz nicht zu würdigen verstehen.

Ein allgemeiner Blick in die Geschichte lehrt uns, daß die Wiedergeburt der Nationen nie aus einem Ueberfluß von leiblichen und geistigen Mitteln, nie aus Schwelgerei in den aufgehäuften Schätzen des Lebens, nie aus Ueberreiz und Sattheit, nie aus freier Wahl unter den verschiedenartigsten Tendenzen der Zeit, nie aus einer Combination überspannter Kräfte, nie aus raffinirter Berechnung und weltkluger Absichtlichkeit hervorgegangen ist.

Eine Restauration des Menschenthums war noch jederzeit

das Ergebniß eines ursprünglichen, rein menschlichen Bedürfnisses, begann in einem frischkräftigen Keim mit unendlicher Bildungsfähigkeit, wurde durch verbreitete National-Kräfte zum einfach-großen Stamm aufgezogen, der sich dann auf natürlich-geschichtlichem Wege zum Baum mit weitem, durchleuchtetem Wipfel ausbildete und als eine eigenthümliche vegetative Welt von Zweigen, Blüthen, Früchten schattend, erquickend, nährend darstellte.

Welche der jetzigen National-Institutionen, welche Entwicklung des Völker-Lebens soll nun auf eine solche Wiedergeburt hindeuten? Welcher Entfaltungs-Prozeß soll zu einer Zeit-Anastomose hinleiten? Welches der vielen Wassergeschosse unseres Jahrhunders, welcher Ableger eines wirklich oder vermeintlich überständigen Stammes verspricht ein solcher hochstämmiger, breitwipfliger Baum zu werden?

Was wir etwa für den besten Fall hoffen könnten, möchte seyn, daß von den Instituten derjenigen Vorzeit, welche Justus Möser das goldne Zeitalter germanischer Nation nennt, die in der allgemeinen Verflächung aller Verhältnisse untergegangen, deren Namen wir zum Theil vergessen haben, sich einige, von der Noth, dem Selbsterhaltungstrieb, dem Eigennutz und edlern philanthropischen Motiven hervorgerufen, durch freie Vereinigung wieder zeitgemäß organisch ausbilden und für anderweite zweckmäßige Vereinbarungen zu Abwendung des Zerfalls bürgerlicher und sittlicher Zustände das Beispiel geben werden.

Wollen wir aber nicht mit phantastischen Hoffnungen uns Etwas vorspiegeln, so möchte das Cultur-Ergebniß unserer geschichtlichen Aera ein mittleres werden, das man, freilich mit nicht eben erhobenem Gemüth nach seiner Schattenseite so bezeichnen könnte:

Allgemeine Verbreitung einer encyklopädischen Erkenntniß; Eklektizismus im ganzen Gebiet der Wissenschaft, der Kunst, des Geschmacks, auch des Lebens; Steigerung der geistig-sinnlichen

Genüsse zu frappanten Effekten und drastischen Reizen; Jagen nach materiellen Genüssen, um im Rausche des Augenblicks den mahnenden Ernst des Daseyns zu vergessen; Herabsteigen der genialen Größen zu den Rücksichten der Convention, der idealen Höhen zu der Niederung des Realen; Taxirung der geistigen und künstlerischen Produktion nach den Marktpreisen der Fabrikation; Herrscherthum der Mode von den niedrigsten bis zu den höchsten Regionen, Liebäugeln mit dieser Herrin um ihre einträgliche Gunst; Verabredung zum Berühmtmachen, Berühmtwerden; verbreiteter Sinn für ein möglichst heiteres, reinliches, bequemes, sinnliches Leben, allgemeiner Anspruch an ein solches; versuchte Ausgleichung aller Standes- und Casten-Unterschiede, äußerliche Gleichstellung bei innerlich fortlebendem Nepotismus und Cotterieengeist; Förderung aller Mittel der Produktion, der Industrie und des Weltverkehrs und hiedurch Herstellung der Möglichkeit eines erleichterten Daseyns, eines verbreiteten Wohlstandes, hinwieder jedoch sich immer mehr steigernder Gegensatz des Reichthums und der Armuth, des Luxus und des Mangels am Nöthigsten; Emporkommen der gut Fundirten, der Begünstigten, der Raffinirten, der Schlauen, der Betriebsamen; Verarmung der Mittellosen, der Niedrigen, der Beschränkten, der Zauderer, der Lässigen.

Endlich und im Allgemeinen: Erkältung jedes Enthusiasmus fürs Höhere, Ueberschwängliche, jedes Vertrauens auf nationelle Anerkennung im Gebiet treuer Forschung und natürlich-reinen Geschmacks, Untergrabung des Glaubens, Schwächung der Liebe, Hinsterben der Hoffnung; Verbreitung des unverhohlensten Egoismus vom Verkehr der Staaten herab bis zum Kleinkram des täglichen Lebens.

Dieß mag die Kehr- und Schatten-Seite des Gepräges der Zustände einer nicht zu fernen Zukunft seyn, deren lichte Vorderseite das hoffentlich nicht ganz abgegriffene Gegenbild dazu liefern wird. Enthält aber auch die Gegenwart schon manche

unverkennbare Zeichen des Hinneigens zu den angedeuteten Erscheinungen, so müssen wir doch frei gestehen, daß wir, als Söhne der Zeit, in keiner andern frühern, noch so hoch belobten Epoche gelebt haben möchten, daß wir die unsrige für lehrreich genug halten, daß, wie die Gegenwart der Boden unserer Bestimmung, unserer Pflicht, so nicht minder die Sphäre unserer Liebe, unserer Freuden und schönsten Erhebungen, unserer Beschauung und Forschung ist, die wir mit keiner andern vertauschen möchten.

Es gilt hier wohl der fromme Spruch: dem Gerechten müssen alle Dinge zum Besten dienen. Der Verständige weiß in seinem Geist alle Gegensätze auszugleichen; er sieht im Theil, der Viele verwirrt, das Ganze. Was Andere verletzt, wird ihm zum Phänomen; was Andere mit niederdrückendem Kummer erfüllt, dient ihm zur Erhebung über sein Geschick.

Unsere Zeit ist eine Zeit der Ueberschau, der Vergleichung, des Denkens, der Auswahl, der sittlichen Ablehnung, der intellektuellen Opposition gegen falsche Tendenzen, der schärfern Kritik, der im frei offenen, schrankenlosen Leben gebotenen Weisheit.

Das nachwachsende Geschlecht erwacht aber auch in einer sinkenden Zeit zu einer sich aufschwingenden; es schaut die astronomisch niedersteigenden Zeichen optisch für aufsteigende Gestirne an; es ist fröhlich in Wünschen, phantastisch in Hoffnungen, feurig in Vorsätzen, energisch in Entwürfen. Es getröstet sich der blühendsten Erfolge, um sich später mit spärlichen Darbietungen und mittelmäßigen Erwerbungen resignirend abzufinden.

Wir Aeltere aber sind angewiesen, unsere innere und äußere Bedingtheit zu begreifen und zu wirken, so lang es noch Tag ist.

Man kann, wenn einer Zeit eine reiche Fülle von Bildungs- und Genuß-Mitteln verliehen ist, die Bemerkung machen, daß

in ihr die Klugen klüger, die Guten besser, hingegen die Thoren thörichter, die Schlechten schlechter werden. Daher sehen wir denn auch so vieles Weise und Närrische, so vieles Gediegene und Hohle, so vieles Erhebende und Niederdrückende, so vieles Gesunde und Siechende, so vieles Gute und Schlechte, so vieles Schöne und Abgeschmackte, so vieles Wohlthuende und Abscheuliche — neben einander.

Was in der Zeiten Hintergrunde schlummert, geht uns nichts an. Ob und welchem Ziel und Ende unser Geschlecht entgegengehe, ist und bleibt uns verborgen. Ist doch schon die nähere Zukunft, von der so viele Faktoren gegeben sind, wegen des casuellen Hinzutretens noch unbekannter nicht zu berechnen.

Die synchronistisch-ethnographische Zusammenstellung aller kühnlich ausgesprochenen, gewöhnlich mit einem Denkspruch wie: Wir stehen am Vorabend großer Ereignisse rc. eingeleiteten Prophezeihungen, würde sich als die belustigendste politische Philisterei darstellen.

Wir sind nun einmal am historisch-diplomatischen Himmel nicht klüger, als am atmosphärischen, und keine zuverlässigern Schicksals- als Wetter-Propheten.

Komme aber, was da wolle, die Behauptung des guten Muthes ist Vernunftgebot. Wie die innere Heiterkeit unsere Gesichtszüge in schöne Harmonie bringt, Trübsinn aber sie ins Unangenehme zerlegt, so sieht auch der Kleinmuth nur eine sich im Unheil zersetzende Zeit; das helle Auge aber faßt sein Zeitalter wie ein ihm entgegenleuchtendes Antlitz und in der Sympathie seiner Züge, als Physiognomie im Ausdruck froher Erwartungen, erwünschter Erfüllungen auf.

Zweck des Lebens.

Wir haben unser Erkenntniß-Vermögen, die Sphäre seines Bereichs zu erforschen, die Grenzen desselben bis an die vier Weltgegenden des Unerforschlichen, die Abgründe des Unend-

lichen hin zu überschauen gesucht. Es bleibt uns noch ein Haupt-Problem, eine der wichtigsten Lebensfragen zu erwägen übrig, die Frage eben über das Warum? des Lebens selbst.

Hat das Leben einen Zweck? und welchen? Wie jede Idee von Universalität erstreckt sich auch diese mit ihrem Sinn und Inhalt auf das ganze Universum, ist überschwänglich und durch kein Denken und Erkennen zu erschöpfen. Der Zweck der Welt ist eben die Welt in ihrem Wesen selbst; das Leben ist des Lebens Zweck.

Den Zweck des Daseyns erkennen hieße: das Daseyn selbst in seinem Zeitverlauf oder von Ewigkeit zu Ewigkeit erkennen. Ja es hieße, sich mit dem Erkennen der schaffenden Allkraft gleichstellen, diese in ihrem Schaffen-Wollen und im Urgrund sogar dieses Schaffen-Wollens erkennen.

Nach dem Bisherigen resigniren wir auf ein solches Erkennen.

Verharren wir auf dem menschlichen Standpunkt, so hat uns die Untersuchung darauf geleitet, daß die materielle, unbelebte Schöpfung die Trägerin und Gebärerin der belebten, physisch-sinnlichen und geistigen ist.

Wir finden das Leben von den umhülltesten, dumpfesten Regungen des einfachsten Sensuellen an aufsteigend veredelt, mit dieser Aufbildung immer mannichfaltiger, höher entfaltet, tiefer aufgeschlossen, zu schönerer Blüthe ausgebreitet.

Wir könnten nun den Zweck des Lebens darin finden, daß jede Creatur nach dem Maß ihres Bildungs-Standes ihren Anspruch an Regung, Thätigkeit, Wohlempfinden, in höhern Schichten an Wahrnehmung, Wechselbeziehung und Fühlung, in den höchsten an Empfänglichkeit für das Schöne, an Erkenntniß, an lebendiges Bewußtseyn des Lebens, gleichsam an ein Leben in zweiter Potenz — geltend mache, darin ihr Genügen finde.

Die Befriedigung dieser Ansprüche könnte uns für den

Zweck des Lebens gelten. Dieß wäre aber immerhin nichts, als ein anderer Ausdruck für den einfachen: Das Leben ist des Lebens Zweck.

Heiße dieß ein eudämonistischer Optimismus; auf dem Natur-Standpunkt werden wir uns dabei begnügen müssen. —

Ist das Leben alt oder jung? — Alles Daseyn ist Evolution; die Natur ist ewige Schöpfung. Die Stoffwelt kann nicht ruhen; das Leben will nicht ruhen; es wird sich selbst nur in seiner Thätigkeit kund. — „Es gibt nichts Neues unter der Sonne;" — sagt der weise Salomo. Die Weltgesetze sind ewig dieselben; die Theorie ist altersgrau; aber der Baum des Lebens grünt immer neu. Neu ist Alles unter der Sonne, ja an und in der Sonne selbst, und an und in allen Weltkörpern. Das Neue ist der Athem des Lebens. Alt sind die Gesetzmäßigkeiten, die Prozesse, die Begriffe, die Theoreme, die Beschaffenheiten, die Gattungen ꝛc.; ewig neu ist ihre Combination, ihr wechselndes Ineinander-Spielen, die Erscheinung des Moments, die Gestaltung der spezifischen Verhältnisse, der Individualitäten, das Ereigniß jeweiliger Gegenwart. Der alte Proteus — Welt — setzt sich immer neu in die Scene. Darum ist aber sein neuestes Auftreten nur durch alte Weisheit zu verstehen.

Zweckmäßigkeit.

Die Idee des Zwecks tritt uns auch in einem relativen Bezuge näher.

Wenn wir nämlich die Creaturen in der bestimmten Richtung der Beobachtung, wie sich ihr Leben zur materiellen Welt, zur Stoff-Aktion verhält, ins Auge fassen, so stellt sich uns dieser Bezug unter zweierlei Gesichtspunkten dar. Zunächst sehen wir die Creaturen aus dem Keim in ihrem Element entstehen, wachsen, sich homogen mit demselben ausbilden, im Wechselverkehr mit ihm sein Leben vollbringen.

Eben wie die Pflanze im kräftigen Boden keimt, in

Feuchtigkeit, Luft und Licht aufwächst, durch bedingte Metamorphosen sich ausbildet, blüht, Früchte und Saamen trägt, durch die nach ihrem Verwelken derselbe Verlauf wieder beginnt; ebenso verläuft auch das Daseyn der lebenden Geschöpfe auf niedern Stufen. Wie das Element ihren Keim ausbildet, so leben sie mit ihm harmonisch fort.

Sind sie für ihr Element organisirt, so stammt diese Organisation größtentheils aus den Element-Kräften. Hier tritt der Begriff der Zweckmäßigkeit schon zurück.

Steigen wir zu der unorganischen Natur herab, so verliert er sich bei den besondern Gebilden ganz. Wir nennen die Aggregat-Zustände der Gesteine, die Crystallisationen nicht zweckmäßig, sondern gesetzmäßig, naturnothwendig.

Erheben wir uns aber zu den höhern organischen Bildungen, so tritt mit dem Aufsteigen der andere Gesichtspunkt, der Begriff der Zweckmäßigkeit immer mehr hervor. Die Organisation wird eigenthümlicher, bestimmter in Aneignung und Ablehnung, und die ganze Lebens-Sphäre des Geschöpfs ist durch den Organismus bedingt und eine Ausstrahlung desselben.

Das ganze edle Leben des Pferdes beruht auf seiner Leibes-Constitution. Nur Eines seiner Organe, seiner Gliedmaßen anders construirt, und es ist kein Pferd mehr. Der Bau seiner Fessel, seines Hufes macht das Pferd vollends zum Pferd.

Bei den Organismen der tiefsten Gattungen scheint sich die bildende Natur wie spielend in allen Lebensformen versucht zu haben. Wir sehen auch die Nothwendigkeit und Ersprießlichkeit ihres Vorhandenseyns und Soseyns fürs Ganze nicht ein und sind geneigt zu sagen, sie seyen nun einmal so geworden; sie leben, wie sie können, bequemen sich ihrem Element und gehen, wenn die Hauptlebensbedingungen fehlen, unter, ohne daß eine Lücke im Allleben bemerkbar werde.

Das möchten wir aber bei den höhern, edlern Organisationen nicht behaupten.

Anatomisch-mikroskopisch genommen sehen wir zwar die Organe sich mit physiologischer Nothwendigkeit aus, in und durch einander entwickeln und die Natur scheint bei diesem Geschäft auf die Ausbildung des ganzen Baues ohne weitern Umblick, ohne Vorwärtsschauen loszuarbeiten.

Wenn wir aber dann die Lebenssphäre des Geschöpfs, seine allseitig ausstrahlende Thätigkeit, die mannichfaltigste Anwendung seiner Organe ins Auge fassen, so ist uns, als hätte die Natur bei der Aufstellung des ursprünglichen Typus dieses edleren Geschöpfs einen Schöpfungs-Gedanken verwirklicht, als hätte sein Gattungs-Charakter einen Welt-Ausdruck, der im Kreis der lebendigen Schöpfung nicht fehlen dürfte und ohne Störung des Ganzen nicht untergehen könnte.

Hier tritt nun, und je näher gegen den Menschen heran, desto mehr bei den einzelnen Organen der Geschöpfe der Begriff der Zweckmäßigkeit, bei dem Habitus und der Geltung der Gattung der des Zweckes ein.

Nehmen wir den menschlichen Organismus und richten, da der Gegenstand schon seit lange hinreichend und erschöpfend besprochen ist, unser Augenmerk nur auf drei seiner Organe, so wird noch deutlicher erhellen, auf was wir zielen.

Betrachten wir im Sinn eines Bell die menschliche Hand. Ohne ihre Struktur, wie sie ist und nicht besser erdacht werden konnte, wäre der Mensch nicht Mensch; ja ohne den Daumen wäre die Welt nicht die Welt. An ihn knüpft sich die ganze Einrichtung des Menschenlebens von den materiellsten Geschäften bis zu den geistigsten Erhebungen; er hat der Oberfläche der Erde die humane Gestalt mitgetheilt und allen Weltverkehr möglich gemacht.

Allerdings ist die Struktur der Hand mit dem Daumen ein organisches Resultat des ganzen Habitus des Menschen und durch ähnliche Naturkräfte gebildet, wie die auslaufenden Zweige eines Baumes.

Aber der Ast mit seinen Zweigen hat doch einen andern Bezug auf die Schöpfung, als der Arm mit der Hand und ihren Fingern.

Bei der Vegetation stehen sich organische Ausbildung und Natur-Element gleichgeltend gegenüber. Bei dem Urtypus der Hand aber bedingte ihre Struktur das Wesen und Geschick der ganzen Menschheit.

Die menschliche Thätigkeit, das Bedürfniß wirkten nicht bildend auf die Hand zurück. Das Geschäft macht rauhe oder weiche, steife oder gelenkige Hände, aber es schafft keinen Daumen.

So das Ohr. Es ist zu Aufnahme der bebenden Luft, zur Erzeugung der Empfindung des Schalles gebildet; dieß eben nur dadurch, daß es gerade so ist, wie es ist. Anders — und die Schöpfung wäre todtenstill. Aber das Ohr ist nicht durch die Luft-Vibration, durch den Schall gebildet, wenn man auch eine Verfeinerung der akustischen Wahrnehmung physiologisch zugeben will.

Die Ausbildung des Ohrs und die Luftbebung haben eigentlich nichts mit einander gemein.

So das Auge. Einige Fasern, Bänder, Membrane, Säfte anders gebildet, und es gäbe kein Sehen; die Schöpfung hätte nicht Licht, Farbe, Gestalt.

Aber das Auge ist, obwohl lichtfähig, für das Licht, doch nicht im Lichte, durch das Licht gebildet. Es hat seine Struktur vorherbestimmt schon im dunkeln Mutterschooße.

Ohne Aug und Ohr wäre der Mensch nicht der Mensch, wäre die Welt nicht die Welt.

Auch bei ihrem Urtypus stand die ganze Gestaltung und das Gesammt-Geschick der Menschheit auf der Wage.

Die Weltkraft war aus dem Unendlichen ins Endliche, aus dem Ueberschwänglich-Großen ins Bestimmte, Begrenzte thätig. Es war ein kosmisches Gesetz, welches unsere Erde aus

der Planeten-Masse ausschied und zu einer individuellen Gestalt ausbildete.

Mit Nothwendigkeit schritt sie zur Schöpfung des organischen Lebens fort. Wir fassen ihr Walten noch als eine unbewußte Consequenz des sich in und durch sich selbst steigernden Bildens auf.

Aber je entschiedener in ihren Creaturen Empfindung, Wahrnehmung, Bewußtseyn, Willkühr hervortreten, desto mehr scheint auch die Weltkraft bewußt, wählend, berechnend, künstlerisch zu werden, mit Zweck, mit Absicht zu bilden.

Die beiden Faktoren: gesetzmäßige Gestaltung, wie im Crystall, organische Entwicklung, wie in der Pflanze, und — taugliche physiologische Struktur zu Aufnahme eines nicht zur Erhaltung des Organs, sondern zur Wahrnehmung dienenden Lebens-Elements, und hiedurch bedingte Einführung der Gattung in den ausgedehntesten Lebenskreis, in die Bahn höchstmöglicher Cultur, in den Zug der größten Geschicke, in die Herrschaft über die ganze bewohnbare Erde — diese beiden Faktoren, so divergent scheinend in ihrer Richtung, laufen sie nicht etwa in der unendlichen Vergangenheit zusammen? Ist ihr Convergenz-Punkt nicht der Urtypus und sind sie nicht einzig durch den Begriff des Zweckes zu vermitteln?

Wie wir aber Einmal recht Fixirtes immer und überall wieder erkennen, — so begegnet uns der Zweck-Begriff nun auch in allen andern Bezirken der belebten Schöpfung, und nicht nur bei den Gattungen, sondern auch bei ihren Beziehungen zu einander, ihrer freundlichen oder feindlichen Stellung gegen einander, z. B. bei ihrem Raub- und Mord-System, ihrem Verhältniß zum Menschen, wie zur Pflanzenwelt.

Man mag uns mit sceptischer Miene Fragen stellen, wie folgende: Hat die Natur beim Storchschnabel und Storchfüßen an Frosch und Sumpf gedacht oder schreitet der Storch in den Sumpf nach Fröschen, weil er lange Füße und einen langen

Schnabel hat? oder: Ist Pferdeschweif und Kuhschwanz zum Fliegenwedel geschaffen, oder dienen sie dazu, weil sie eben da sind? Sind Aepfel, Weizen, Rüben zur Leibes-Nahrung erschaffen, oder ißt man sie, weil sie gewachsen sind?

Wir können nun einmal nicht anders, als in jeder lebenden Creatur einen Schöpfungs-Gedanken erblicken. Mag das tertium comparationis der beiden Faktoren: naturgesetzliche Bildung und Lebens-Zweck, Organisation und Bestimmung näher oder entfernter, tiefer oder höher liegen, wir dürfen wohl den Hülfs-Begriff: Zweck bis auf weiteres Erkennen festhalten.

Die Anwendung, welche man von der teleologischen Ansicht der Schöpfung in dem Gebiet des Glaubens gemacht hat, geht uns in der Sphäre des Natur-Wissens nichts an. Unser Zweck-Begriff soll nicht in kategorischer Geltung eingeführt werden, sondern mag als ein Problem, als eine offenbleibende Frage immerhin nur hypothetischen Werth haben.

Und so kann uns auch die Xenie nicht irre machen oder ärgern:

„Welche Verehrung verdient der Weltenschöpfer, der gnädig,
Als er den Korkbaum schuf, gleich auch den Stöpsel erfand?"

Das All ist ein ewig Werdendes und Gewordenes, ein ewiges Geschehen und Geschehenes; ob es ein ewig Gewolltes und Bezwecktes sey, das ist die große Aufgabe für den forschenden Geist, deren Lösung durch keinerlei Nachweisung des natürlichen Verstandes zur Evidenz zu bringen ist.

Denken wir uns die All-Kraft im Urgrund der Dinge so wollend und wirkend, daß das All fortan mit Nothwendigkeit seinem naturgesetzlichen Entwicklungs-Gang unabweichlich folgte, so setzen wir sie als nun absolut ruhend, ohne alle fernere Beziehung zum Daseyn und Leben. —

Denken wir hingegen die Urkraft im All fort und fort lebend und webend, als ewigen Träger aller Dinge, im Sinne des Dichterworts:

„Was wär' ein Geist, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen;
So daß, was in Ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt."

so geht ihr Begriff im All, ihr Wesen im All-Wesen auf. —

Gilt uns aber die ursprünglich wollende und wirkende All-Kraft als eine auch neben der gesetzlichen Naturkraft waltende, vorsehende, führende, lenkende, verhängende, hülfreiche, so steht ihr zu, schrankenlos zu seyn und es ist nicht abzusehen, wo im Allgemeinen oder Einzelnen, im Größten oder Kleinsten ihre Wirksamkeit beginnen oder endigen sollte. —

Mag auch die letztere Vorstellungsweise etwas Tröstendes und Erhebendes in sich tragen, das Natur-Wissen, der reflektirende Verstand ist nicht befugt, davon Gebrauch zu machen, und muß sie einer Lebens-Ansicht überlassen, die nicht auf dem bloßen Denken aufgebaut ist.

Denken. Innere Welt.

Wir meinen den Kreis der Untersuchung gezogen zu haben und zu seinem Anfang zurückgekommen zu seyn, der nun aber erst seine bessere Begründung erhalten dürfte, auf daß wir uns des Abschlusses erfreuen mögen.

Welchen Werth und Ausdruck geben wir nach gehaltener Rundschau dem Denken? Wie verhält sich das Denken zur Wahrheit?

Man ist gewohnt, die Welt des Denkens, die Gedanken-Welt eine innere Welt zu nennen.

Ein schiefer Begriff entsteht sehr oft durch ein unrichtiges oder mehrdeutiges Wort und leitet sich daran fort, oder verliert in dessen Einseitigkeit seine tiefere, umfassendere Bedeutung.

Die anthropologische Elementarschule nimmt diese innere

Welt im physiologischen Sinn; sie trennt das Denken von der Außen-Welt, bezeichnet es als eine rein-subjektive Thätigkeit, als eine Funktion der Seele, deren Sitz sie aufsucht und ihr ihren Platz in einem bestimmten Organ anweist.

Dieß ist nicht einmal physiologisch richtig, da der ganze Organismus zur Empfindung und Wahrnehmung geschaffen, und stets als ein Ganzes mit durchgehender Wechselwirkung aller Organe gedacht werden muß, so daß wir z. B. die Colik nicht im kleinen Gehirn, obwohl freilich ohne dasselbe gar nicht empfinden.

Ebenso ist aber der Organismus ohne die Außenwelt und die unausgesetzte Wechsel-Beziehung zu derselben nicht zu denken. Und hat nun auch die Seele in einer temporären scheinbaren Trennung von der Außenwelt Bilder und Gedanken, wie im Traum, so verlaufen sich diese stets in ein Drama von Carrikaturen und eine abstruse Wahn-Welt, welche immer durch den Bilder- und Gedanken-Schatz der wachenden Seele berichtigt werden muß.

Dasselbe findet bei der verkehrten Welt des Irren durch die hellen Zwischenräume statt.

Auch wer seine träumerischen Phantasieen, und wären es auch poetische, ohne vernünftige Lebens-Nahrung zu seiner ausschließenden objektiven Welt macht, der wird in solcher selbstischen Immanenz nichts Lebendiges, Kernhaftes erzeugen.

Man muß überhaupt bei diesem fraglichen Gegensatz nicht an vorübergehende Seelen- und Gemüths-Zustände, sondern an den vollständigen lebenden Menschen denken.

Oder setzen wir die innere Welt in Gegensatz mit der äußern Gegenwart im Sinn des schaffenden Dichters, so hat einen solchen am entschiedensten Schiller in Anspruch genommen. Sein so oft angefochtenes, mit sich selbst entzweites Gemüth hat diese Zweiheit übergetragen auf die Sphären seiner Thätigkeit;

er flüchtete sich aus den Wirren und Kämpfen der realen Außenwelt in das Asyl seiner innern, idealen Welt.

Bei der kernhaften Gediegenheit Göthe's tritt uns dieser Dualismus kaum vor das Auge. Bei ihm strebt alle geistige Thätigkeit zur Außenwelt, ist uns ein klarer Aufschluß der Schöpfung, des natürlichen und menschlichen Daseyns. Seine reinsten, innerlichsten Empfängnisse und Gestaltungen sind uns die wahrhafteste, handgreiflichste Objektivität.

Ja eben auch Schillers Schöpfungen, sind sie nicht in die Außenwelt gedacht? Wollte er etwas Anderes schaffen, als poetisch lebende Wesen, poetische Wirklichkeits-Verhältnisse?

Wie könnten wir uns überhaupt einen Dichter denken, dessen aufnehmender und schaffender Geist nicht mit der Natur, mit dem Leben im Verkehr, im Bunde wäre? Ist er anders daran, als der Geschichtschreiber, der, innerlich das Gesammelte ausbildend, doch immer nur das in der Welt Geschehene darstellt, dessen Gestaltungen und Bemerkungen ihren stäten Bezug zur Außenwelt haben.

Ist der Dichter nicht der Geschichtschreiber der schönen Möglichkeit der Welt und großentheils auch der Wirklichkeit, nur in künstlerischer Ausprägung?

Geht nicht unsere Erinnerung, die Innerlichkeit des Zurückrufens, auf eine abgelaufene Wirklichkeit? Stellt uns das Weben unserer Phantasie nicht Möglichkeiten als wirklich dar?

Der Ausdruck: Innere Welt, logisch richtig gemeint, will uns zu Trägern und Inhabern einer solchen machen; das ist aber ganz gegen den Lauf unserer bisherigen Untersuchung, nach welcher wir keine Welt anerkennen, zu welcher wir uns nicht als schauende, theilnehmende, thätige Mitbewohner verhielten, die nicht außer uns wäre, ja ohne uns existiren könnte.

Daß wir keine innere Welt im Sinne der kritischen Philosophie annehmen wollen, haben wir schon besprochen. Wie möchten wir die Gespenster der logisch-metaphysischen Erscheinungen

in jene setzen, und die greifliche Welt der Dinge an sich durch eine unübersteigliche Schranke von ihr abschließen?

Aber auch das Prinzip der Wissenschafts-Lehre kann uns nicht zusagen, da nach diesem die große Bejahung des objektiven Seyns in verneinender Form, als Nicht-Ich, ganz in das idealistische Ich gesetzt wird. Hier ist das höchste Ideal der Innerlichkeit, die innere Welt an sich, auf den Thron des Lebens gestellt.

Sollten aber nicht unsere Gemüths-Bewegungen, unsere Empfindungen eine innere Welt seyn?

Gemüths-Bewegungen.

Die Empfindung ist ein beständiger und treuer Begleiter des Denkens, die Atmosphäre, der Nimbus des Gedanken-Kerns. Man kann nicht ohne Interesse, ohne Antheil des Gemüths denken. Das Fortleben, Fortwirken erfordert stets Antriebe und erweckt Gefühle.

Die Thätigkeit des Tages, der Stunde, die Erholung, das gesellige Spiel sind von Antheil, Erwartung, Hoffnung ꝛc. begleitet. Das ist der schaukelnde Wellenschlag des Daseyns. Affekte sind stärkere Wogungen, Brandungen.

An das Kommende rücken wir mit einer gewissen Bewegung der Seele hin; das Neue, das Unerwartete hebt immer das Gleichgewicht der Gleichgültigkeit auf; das Ueberraschende bringt uns aus der Ruhe, wie der fallende Stein Wasserringe bildet.

Aber allen diesen Bewegungen liegt ein Denken zum Grund. Sie sind Wirkungen der uns überdrängenden Gedanken, gleichsam Wallungen ihrer aufgestauten Fluth, Brandungen des jäh anprallenden Lebens, bringe dieß nun eine Hoffnung mit sich eröffnender Aussicht auf helle Wirklichkeiten und Möglichkeiten, oder ein Glück mit einer gedrängten Saat von erwünschten Erfolgen, oder hinwider eine Besorgniß, eine Gefahr mit

herandrohendem Uebel oder ein Unglück, dessen Größe wir noch nicht übersehen, dessen unselige Folgen wir nicht berechnen, noch weniger abwenden können.

Augenscheinlich ist hier immer das Denken objektiver Verhältnisse, das Erkennen von Zuständen der Kern der Gemüths-Bewegungen, welche gleichsam den Kometen-Nebel oder Schweif um ihn bilden.

Sie dauern zuweilen, wenn jener Körper schon aus dem Gesichtskreis verschwunden ist, fort, werden oft habituelle Stimmung; zuweilen hängen sie sich an die körperliche Disposition; namentlich sind die der Schatten- und Nachtseite des Lebens sehr hartnäckig und lastend.

Aber hier rufen sie entweder ähnliche Dissonanzen der Stimmung, der Ansicht auf, oder sind sie als bloße krankhafte Erregungen den Affektionen des innern Organismus beizugesellen, welche sich von den Sensationen des äußern nicht wesentlich unterscheiden.

Die Affekte und die Leidenschaften haben einen unverkennbaren Bezug auf das objektive Leben. Man hält sie gewöhnlich für gleichartig, nur im Anlauf und Stoß und in der Dauer verschieden.

Sie sind Letzteres aber in ihrem eigenthümlichen Wesen. Um uns nicht ins Weite zu verlieren, wollen wir nur eine Andeutung geben.

Affekt ist augenblickliche Erregung durch gestörte Freiheit, durch Ueberdrang oder Beschränkung.

Leidenschaft ist fixirte, potenzirte Neigung, Versenkung in ihren Gegenstand als den einzigen, unendlichen, unerschöpflichen. Sie ist unersättlich, während sich der Affekt durch seinen Ausbruch abkühlt.

Der Affekt ist ausdehnend, divergent; die Leidenschaft zusammenziehend, convergent. Im Affekt dringt das Gemüth ins Leben hinaus, erweitert den Moment zu einer erwünschten oder

gefürchteten Zukunft, sieht eine Folge von Gewinn oder Verlust, rafft an sich oder stößt ab. Die Leidenschaft verdichtet das reiche Leben zu einem einzigen Interesse, einer einzelnen Thätigkeit, will aus Einem Gegenstand Saft und Kraft für's ganze Daseyn saugen.

Affekte gleichen akuten Krankheiten in ihrer Erscheinung und so auch in ihrer Beseitigung. Leidenschaften sind chronische Uebel, in welche sich der Mensch hineingelebt hat, und aus denen er sich durch Seelen-Diät wieder herausleben muß. Auch ihre Heilung hat viel Aehnlichkeit mit den mancherlei Cur-Arten der akuten und chronischen Krankheiten. Jene verlangen die kühlende, diese die zertheilende Methode. Die Cur der Gemüths-Bewegungen beruht auf allbekannten psychischen Hausmitteln, die der Leidenschaften ist complizirter. Verliebtheit will durch Umgang mit gleich trefflichen Mädchen, Wollust durch angestrengte Thätigkeit 2c. curirt seyn.

So lassen sich die Passionen des Hazard-Spiels, der Jagd, des Trunkes, der Sammler-Habsucht 2c. durch Unterstellung allgemeinerer, edlerer Interessen mildern und heilen. Man sieht, daß es immer ein Denken ist, das in ihnen seine Bewegung fortsetzt, so wie hinwieder diese nur auf dem Wege vernünftigern Denkens sich in eine heilsamere umsetzen läßt.

Wir entnehmen hieraus, daß diese subjektiven Zustände des Ueberreizes, des Fiebers gleich dem Denken einen unmittelbaren Bezug auf das objektive Leben, auf die Außenwelt haben, daß sie kein abgeschlossenes inneres Leben seyen.

Das jeden ernsten Sinn anwidernde Viel-Geschreibe über die Gefühle, das Bloßstellen der Gemüthswelt ist eine moderne Erscheinung, den Alten ganz fremd, ein Ausfluß der Romantik, eine poetische Hypochondrie, eine Kränklichkeit der Psychologie, eine abgeschwächte Sentimentalität, ein Heraussseziren des Herzens und Vorzeigen seiner Schläge.

Denk-Prozeß.

Wir haben so viel gewonnen, daß wir von dieser Seite des Gegensatzes einer subjektiven und objektiven Welt, des Dualismus eines innern und äußern Lebens, als einer lästigen und irreführenden Duplizität, los sind.

Man hat überhaupt die größte Mühe, einerseits den Gewohnheits-Schlendrian des gemeinen, alltäglichen Anschauens, welcher aus den Trivialitäten der populären Seelen-Lehre erwachsen ist, andererseits die Usurpation der Hochschule, welche das Denken als absolut selbstherrschendes Princip des Allseyns auf den Thron setzt, von sich zu thun.

Jener glaubt das große Problem auf eine faßliche Weise durch die Annahme zu lösen, daß die Seele im kleinen Gehirn sitze, daß dieses eine Art von Camera obscura sey, in welche die Welt durch Bilder einziehe, die sich dann, wie auf einem Duodez-Theater, neben und hinter einander aufstellen und das Original-Drama der Schöpfung bald in methodischer Folge, bald mit improvisirender Willkührlichkeit nachspielen.

Diese aber, mit derlei optisch-mechanischen Spielwerken sich nicht befassend, macht den denkenden Geist zum unumschränkten Autocraten, welcher vom absoluten Eins und Alles zu den Manifestationen des Vielen, Mannichfaltigen auf der Himmelsleiter der Spekulation herabsteigt.

Der Hochschule ist das Wesen der Trivial-Schule ein schlechtes, nichtiges; dieser der hochfahrende Absolutismus Jener ein vornehm-hohles Sich-Aufblähen.

Wir, von solcher Entzweiung der Denkfreunde verletzt, suchen durch Verständigung unserer selbst, wie sie durch den ganzen bisherigen Weg der Untersuchung angebahnt ist, zu deren Abschluß zu kommen.

Bei der Betrachtung unseres geistigen Vermögens nach seiner Wesenheit ist nicht mehr von den einzelnen Eindrücken, auch

nicht von ihren Arten, nicht von Netzhaut-Bildchen, Trommel-Fell-Fibrationen, Nervenwärzchen-Reizen ꝛc., sondern von dem Total-Bestande des Wahrnehmungs-Vermögens die Rede.

Der Zug des allgemeinen Lebens geht durch uns hindurch; seine Strömungen brechen sich in uns und lassen, freilich auf eine nicht weiter erklärliche Weise, die Wahrnehmung entstehen.

Das All-Leben, — wollen wir annehmen, — sey eine unendliche Sphäre, ein Kreis mit unzähligen Radien, die sich in uns durchkreuzen und entsprechend viele Winkel bilden.

So wenig man nun sagen kann, ein Winkel beruhe auf dem Mittelpunkt des Kreises, oder in den Radien als seinen Seiten, oder in der Fläche, so wenig die Seiten in der Länge ihrer Richtung endlich bestimmbar, die Fläche in ihrer Ausweitung begrenzt ist, so wenig sind es die Strömungen des Lebens.

So wenig ein Winkel näher an seiner Spitze gemessen kleiner wird, eben so wenig wird die Naturwirkung gegen die Organe der Empfindung und Wahrnehmung hin verkleinert. Jedenfalls nimmt sie die Seele gleichsam parallaktisch im Scheitelwinkel in ihrer Naturgröße auf.

Jede Sensation, obwohl eigenthümlicher Art, gehört einem Zug unendlichen Lebens an, manifestirt eine stätige Strömung desselben.

So sind auch die Vorstellungen nicht Nachbildungen, Dubletten der Eindrücke. Ein Gesichtsbild, ein Ton, ein Geruch oder Geschmack ꝛc. — ob nachklingend, ob wieder erweckt, ob erinnert, oder selbst rückkehrend ꝛc. — sie sind stets Eins mit dem primitiven Eindruck, stets original.

So ist also die Bilder-empfindende Seele nicht eine dunkle Kammer zu Aufnahme verjüngter Nachbilder der großen Welt. Wollten wir sie einen Spiegel derselben nennen, so dürfte es nur in dem Sinne geschehen, in welchem auch das Spiegelbild ein Original der ewig Bilder ausströmenden Natur ist, die sich in ähnlicher Weise noch an unzähligen andern Flächen brechen.

So ist die Ton=Seele ein Resonanz=Boden nur in dem Sinn, als ein solcher die Richtung der Wellen des ewig vibrirenden Luft=Elements offenbart.

Wenn sich die Seele der Natur öffnet, so hat der reinmenschliche Eindruck, die naturfreundliche, freie Stimmung mehr recht, als die diminutiven Vorstellungen der Trivial=Schule.

Wir schauen in Licht, Luft und Duft der Landschaft hinein; wir vernehmen das Sausen des Windes durch die Bäume des Waldes, Beides in seiner originalen Weite, Größe und Gewalt. Wir schauen in den unendlichen Ozean hinaus und werden vom donnernden Toben des Sturms, vom Brausen der Brandung in unmittelbarer, entfesselter Natur=Gewalt durchbraust.

So strömt die Kraft der bildenden Kunst, der Musik auf unsere Seele ein.

Aber auch der Nachklang, die Erinnerung, die Thätigkeit der Imagination, der Phantasie im Wachen und Träumen, selbst des Irreseyns und Wahnwitzes sind stätige Nachwirkungen der ursprünglichen Einströmung des Lebens, entweder mit der Lebendigkeit der Gegenwart uns vortretend oder in den Luftton der dazwischen liegenden Vergangenheit gehüllt.

So wird nun durch die Natur=Akte in unserm materiellen Wesen das Leben erregt. Der Inbegriff der Empfindungen, der Wahrnehmungen ist, was er ist, in erster Instanz, ist Leben an sich, und dieses kommt in allen lebenden Creaturen zur Offenbarung.

Daß diese nach der organischen Höhe derselben ihre verschiedenen Phasen hat, widerstreitet dem bisherigen so wenig, als daß jedes empfindungsfähige Organ ein quantitatives Maß der Empfänglichkeit besitzt, daß mithin die Irritabilität unseres Auges sich nicht nach der Ausdehnung der Lichtwelt, die unseres Ohrs sich nicht nach der Verbreitung der Schallwelt ausweiten kann.

Daß das Unendliche, Grenzenlose der Naturkräfte in der

endlichen, begrenzten Creatur sich ansagt, im Durchgang durch das Medium der Sensualität sich als Leben bricht, bleibt immer unerklärlich genug, wenn auch das Wechselverhältniß kein quantitatives, sondern qualitativ und relativ ist.

Welche Haltung werden wir bei der Würdigung des Denkens, nicht des concreten Denk-Aktes, der dem Moment der Gegenwart, der Einzelnheit, der Bedingtheit als discursive Thätigkeit des Geistes angehört, sondern des Denkens als höchster Geistes-Funktion der Gattung, also in deren allgemeinstem Ausdruck, annehmen?

Das Denken ist in seiner natürlichen Erscheinung Eigenschaft der Menschheit, an das ganze Geschlecht vertheilt, bethätigt sich in den Individuen in allen Modificationen, nach allen Kategorieen, in allen Bedingtheiten des concreten Daseyns.

Aber was ist das Denken in abstraktem Sinn, in möglichster Unbedingtheit genommen, nach seinem höchsten, nach seinem Welt-Ausdruck?

Wir finden es für unsern Zweck gerathen, statt dieses Wortes, das an einer scholastischen Trockenheit leidet, die Ausdrücke Erkennen, Schauen zu wählen, in welchen ihre Abkunft lebt.

Das Erkennen hält sich nicht in der Sphäre des Empfindens, des Wahrnehmens; es dringt hinein in das Reich des substantiellen Wesens, in die Bewegungen der Materie, in die Metamorphosen des Körperlichen, in die Stoff-Aktionen, zu den Dingen an sich.

Wir haben früher gefunden, daß weder der Stoff, noch seine Wandlungen in das Empfinden, das Wahrnehmen fallen. Aber mittelst der Wahrnehmungen, durch das Zusammenfassen der Anschauungen nimmt der Geist die Richtung zu dem Stoff und seinen Modifikationen hin. Mittelst des Lebendigen gelangt er an den nicht lebendigen Träger desselben. Er erkennt das Nicht-Wahrnehmbare; er schaut geistig das Nicht-Anschaubare.

Er erkennt und schaut das Materielle, Körperliche in seinem Bezug auf Empfindung, Wahrnehmung, Leben.

Die nie zu befriedigende Seele rastet aber nie im Fragen: Was ist nun dieses Erkennen, dieses Schauen an sich?

Es ist uns gegeben, unser lebendes Wesen zu potenziren, dessen Thätigkeiten sich in sich selbst abspiegeln zu lassen. Das Empfinden, das Wahnehmen empfindet und nimmt sich selber als solches wahr. So erkennt sich, schaut sich das Erkennen, das Schauen selbst als solches. So denkt sich das Denken als solches, weiß sich das Wissen als Wissendes.

Aber in jeder Potenz — es läßt sich noch eine Wiederspiegelung annehmen — kehrt dieselbe Frage wieder und man stelle sich, wie man will, man kann den Geist nicht sich selbst erklären; man kann ihn nur an sich selbst erinnern. Seine Erscheinung ist aber in ihrem tiefsten Grunde so unerklärlich, als jede andere.

Wie wir aber gefunden haben, daß die Empfindung das Empfundene, die Wahrnehmung das Wahrgenommene, daß Anschauung und Vorstellung das Angeschaute und Vorgestellte selbst, und nicht etwa Copieen, Doubletten, Spiegelungen derselben sind, so und in demselben Sinn ist auch das Schauen das Geschaute, das Erkennen das Erkannte.

Vom Standpunkt der Seele, des Lebens aus betrachtet ist das Erkennen eine Funktion derselben, eine Thätigkeit des Geistes, der Subjektivität, die ihre Richtung gegen das Seyn, das Ding an sich, gegen die Aktionen des Stoffs nimmt.

Vom objektiven Standpunkt aus strebt das Erkennen in dem Erkennbaren aufzugehen, es zu decken. Man könnte sonach das bekannte Dichterwort so parodiren:

„— Das Seyn der ganzen Welt
Ist's, worauf ich ziele."

Durch die Schule an den Dualismus der psychologischen

Doktrin gewöhnt, möchte man sich sträuben, dieses Zusammenfallen, diese Identität zuzugeben. Aber was ist sie anders, als eine folgerechte Durchführung der Einheit von Wahrnehmung und wahrgenommenem Gegenstand, von Anschauung und Angeschautem, Vorstellung und Vorgestelltem?

Das Mond-Bild z. B. ist in jedem Modus seines Erscheinens dasselbe, ob mit offenem Aug angeschaut, ob nach dessen Schließung wahrgenommen, ob imaginirt, erinnert, geträumt rc.

Wir haben schon früher die Duplicität oder Multiplicität solchen Wahrnehmens aufgegeben.

So ist das Bild der Geliebten immer und in welchem Zustand der Seele es dieser vorschwebt, dasselbe lebendig wahrgenommene Original-Bild, ihr Erscheinen selbst. So ist nun auch der geschaute, der erkannte, der gedachte Mond kein anderer, als der Mond an sich, der kosmische Körper, das materielle Seyn mit seinen Bewegungen, der Stoff mit seinen Akten.

Die Subjektivität des Erkennens geht im Erkannten auf; das Denken meint das Seyn und gibt sich demselben ganz hin und zu eigen. Es reflektirt nicht mehr auf sich, als ein Denken des Mondes; es versenkt sich ganz mit seiner Subjektivität in die objektive Realität des Mondes.

Wäre dieß nicht so, so wäre das Schauen, das Erkennen des Objekts immer nur ein Aggregat von subjektiven Kenntnissen und Anschauungen.

So wird kein Liebender zugeben, daß, wenn er seine Geliebte schaue, erkenne, den Inbegriff ihrer reizenden Erscheinung und Lebens-Aeußerung, ihrer Gemüthlichkeit, ihres ganzen holden Wesens denkend umfasse, sich in ihren Werth versenke, er einen Akt des Denkens meine, ein subjektives Bild hege, in seine Geistesfunktion verliebt sey.

Mit nichten! — Das Wesen leibhaftig und an sich, das holde Geschöpf, der liebliche Gedanke der Schöpfung lebt in

seinem Denken, ist selbst sein Denken, welches in diesem Schöpfungs-Gedanken aufzugehen strebt.

Wir hätten also gefunden und vor unserm Geist: den Weltstoff mit seinen Aktionen, das Eins und All sich offenbarend als das Viele, Mannichfaltige, (Materie und Bewegung, Körperliches und dessen Metamorphosen, Substanz und ihre Accidenzen) — ihren Uebergang ins Leben, in Empfindung, Wahrnehmung, ins Schauen, Erkennen, Denken; dann Zurückstreben dieser durch die Lebens-Erscheinungen zum An sich seyn, als ihrem Träger, zum Weltstoff und ewigen Weltakt, Sich-versenken in ihn, Aufgehen im Seyn.

Das Weltganze wäre also ein Strom des Seyns, überströmend ins Leben, zurückströmend in sich als Selbstbewußtseyn.

Wollen wir das Denken auf den Thron dieses Selbstbewußtseyns mit absoluter Macht setzen?

Ja, wenn die Schranken der Unendlichkeit nicht wären, die vier Abgründe des Grenzenlosen, an denen das Denken zagend stille steht; wenn ein absolutes Erkennen, ein Durchschauen, ein unbedingtes Wissen möglich wäre.

So aber ist das Denken nur ein Streben nach ihnen durch Erweiterung der Schranken.

Auch als ein solches ist das Denken, das geistige Leben des Menschen, die wundervollste Welt-Erscheinung. Wenn wir uns die Summe des je Gedachten, wie in Schrift und Werk fixirt, so auch freischwebend, die Momente der Gegenwart vermittelnd, dann den unaufhaltsam und unabsehbar fluthenden Strom des fernern Denkens der Menschheit vorhalten, so ist diese Weltmacht eben so unfaßlich, als hinwieder die Kraft der Seele, von den vorübergehenden, in Vergessenheit sinkenden Wahrnehmungen des bisherigen Lebens im geeigneten Moment sich der betreffenden bewußt zu werden, sie in eine Anschauungs-Sphäre zu versammeln, durch Ueberschau und Vergleichung

Begriffe, Ideen, geniale Wahrheiten daraus zu gestalten, mittelst ihrer über das objektive Seyn constitutive Normen, Gesetzmäßigkeiten auszusprechen und so zugleich Geschöpf der fortrückenden Zeit-Momente und umfassender Geist zu seyn.

Die Idee der gänzlichen Schrankenlosigkeit des Denkens aber, des absoluten Bewußtseyns der Existenz von sich selbst ist ein bloßes Setzen einer Möglichkeit ohne weitere Folge, als daß sie gesetzt ist, — eines Allbewußtseyns, das, wenn es nicht wirklich, auch nicht möglich ist, jedenfalls von dem Geist als überschwänglich nicht begriffen werden kann.

Von diesem, dem Mikrokosmos, aber gilt des Dichters Wort:

„Du bist am Ende — was du bist.
Setz dir Perrücken auf von Millionen Locken,
Setz deinen Fuß auf ellenhohe Socken,
Du bleibst doch immer, was du bist. —
Du bist nicht um ein Haar breit höher,
Bist dem Unendlichen nicht näher.“

Es ist Aufgabe und Bestimmung des Geistes, sich in seiner Beschränkung ohne Verzicht auf Erweiterung zu begreifen, das Naturgesetz in seiner Nothwendigkeit anzuerkennen.

Das ist eben das rechte Leben der höhern Geistigkeit, der Wissenschaft, daß sie sich als strebend, wachsend, sich erweiternd, abklärend erfaßt. Ein absolutes Wissen, eine Dogmatik des Geistes ohne Forschung wäre der Tod alles Schauens, Denkens, Erkennens. Der Geist lebt nur insoweit er strebt. Sein Werden ist sein Lebens-Athem; das Gewordene ist unlebendig, bis es, in neues Werden aufgenommen, aus seiner Erstarrung wieder erwacht.

Alles Wissen steht unter dem Natur-Gesetz des frischen Bewußtwerdens. Jeder Schatz der Erkenntniß ist in seiner Verschlossenheit todt; erst in den Verkehr, den Umlauf zurück-

kehrend, in Ausgabe und Einnahme gesetzt, wird er Reichthum des Inhabers oder National-Vermögen.

Alle Erkenntniß bildet sich von unten herauf, vom Einzelnen zum Allgemeinern, vom Concreten zum Abstrakten, von der Praxis zur Theorie, von der Mannichfaltigkeit der Lebens-Fälle zur Einheit des Gesetzmäßigen.

Aus den Erfahrungen sammeln sich die Kunden; aus diesen bauen sich die Wissenschaften auf.

Aber ohne Rückwirkung würden sie stille stehen, stagniren. Das Allgemeine, Gesetzmäßige wird von dem vordringenden Geist schon divinatorisch, vorerst in hypothetischer Geltung, noch ehe er die Induktion aller einzelnen möglichen Fälle vollzogen, ausgesprochen. Es ist ein Erkennen a priori, das sich noch nicht kategorisch, als Evidenz, über das Problematische erheben will, das sich das Nachholen bestätigender Erfahrungen vorbehält

Zu diesen steigt es nun die mit Wissensdrang eilig erklimmte Stufenleiter wieder herab, um sie mit belebtem Anschauungs-Vermögen, mit geschärftem Blick, mit fester Richtung auf's Ziel um ihren Inhalt, ihren Bezug auf's Allgemeinere, ihre wissenschaftliche Geltung zu befragen.

So besteht der Lebens-Prozeß der Erkenntniß in einer Ueberschau der Wahrnehmungen, einem Denken, das stets wieder mit dem errungenen Ergebniß zu neuen Wahrnehmungen zurückkehrt.

Wie im gewöhnlichen Leben das tägliche Thun, die Uebung, Gewöhnung, Anschauung und Lehre zur Ueberlegung, zum Verstand, zur klugen Anwendung und gewandten Handhabung aufsteigt, welche nun hinwieder auf Einsicht, Thun und Lassen im Einzelnsten zurückwirken; — wie in der Kunst Naturbeobachtung, Uebung und höhere Einsicht, Kunst-Gewandtheit in unausgesetzter Wechselwirkung stehen; — so bewegt sich in der Wissenschaft der Geist zwischen Leben und Denken, Wahrnehmen und Ueberschauen, Erfahrung und Erkenntniß hin und wieder,

und sie hat ihr Daseyn in dieser wogenden Bewegung. Sie ist, wie das Leben unseres Geschlechts, ja wie das ganze Seyn, ein Prozeß, eine Entfaltung.

Und so ist nun auch die Wahrheit nichts Stabiles, nichts, das als ein authentisches Dokument mit goldner Schrift auf ein Pergament geschrieben der Nachwelt überliefert, das für undenkliche Zeiten in granitene oder eherne Tafeln gegraben werden könnte. Die Wahrheit lebt nur im lebendigen Erkennen. Sie ist immer und überall nur da, wo sich das Erkennen in das An sich seyn versenkt, wo das geistige Schauen der Bewegung der Materie, der Aktion des Stoffs, der Metamorphose des Körperlichen, also der Evolution der Substanz folgt, ihren Uebergang ins Reich des Lebendigen begleitet, die Erscheinungen des Lebens, so wie dessen Rückwirkung auf den Stoff beobachtet und mit diesem Succeß Eins wird.

Daß aber auch ein solches Fortschreiten des Schauens den Aktionen des Stoffs, den Evolutionen der Materie, so wie den Erscheinungen des Lebens nicht durch die Unendlichkeit der Modifikationen stätig folgen könne, davon haben wir uns schon früher Rechenschaft gegeben.

Wir schauen den Weg und die Richtung; wir merken die Stationen, nehmen die Schritte wahr, aber nicht den unendlich leisen Zug der Bewegung. Wir erkennen die Wirkung, den Erfolg, aber nicht die wirkende Kraft. —

Das ist doch nicht etwa das mystische Bild zu Sais, dessen Schleier wir zu lüften versuchten? Wir liegen nicht „besinnungslos und bleich am Fußgestell der Isis ausgestreckt,“ wie der nach Wahrheit dürstende Jüngling?

Wir stehen aufgerichtet mit hellen Sinnen. Aber wir erscheinen vielleicht, wo nicht lächerlich, doch ärmlich; wenn nicht Schul-Pedanten, doch Philistern ähnlich?

Das wäre also der langen Rede kurzer Sinn?

Die Kürze kann uns nicht beschämen. Die Resultate sind

immer einfacher und kürzer, als die Versuche und Erfahrungen, die Gesetze kürzer, als die Untersuchung der Fälle, und vielleicht ist das Ergebniß in seiner Anwendung fruchtbarer, als es scheinen will.

Wie groß, wenn nicht poetisch, doch mathematisch-physikalisch groß steht nicht der astronomische Verstand da, wenn er mit seinem Calcul an unermeßliche Fernen kühne Maße zu legen sucht, und hinwieder mit der Schärfe seiner Instrumente und Berechnungen kosmische Bewegungen auf den Pendelschlag hin bestimmt?

Beruht die Wage-Fahrt des Entdeckers, der Unternehmungsgeist des Völker-Führers und Wohnplätze-Gründers, die Macht des Herrschers, die Kriegs-Operation und der Schlachten-Plan des Feldherrn, die Klugheit des Staatsmannes, die Spekulation des Geldfürsten und Großhändlers, die Praktik der Fabrikanten rc. — nicht auf einer richtigen Erkenntniß von Stoff-Bewegungen, ihrem Uebergang ins Leben und der Rückwirkung desselben auf den Stoff?

Wodurch entsteht Produktion, Industrie, Handel, Wohlstand, Segen der Länder? Wodurch jedes reinliche, heitere Daseyn?

Was macht den Arzt, als eben diese Erkenntniß?

Wie ärmlich ist die menschliche Existenz ohne sie? Wie bestraft sich ihr Mißkennen? Wie rächt sich jede Versündigung an ihr?

Was sind die meisten Sünden und Laster, die Thorheiten unserer Jugend, unseres Alters anders, als ein Mißachten, ein Verhöhnen der Naturgesetze, der Aktionen des Stoffs, und der Reaktionen des Lebens?

So wie der Mensch nur in der Erkenntniß der Wahrheit eigentlich lebt, so sterben auch Tausende an irrigen Gedanken.

Es dünkt uns, wenn auch ungewohnt, doch nicht

unfruchtbar, den ganzen Haushalt unseres Geschlechts und seinen Verkehr mit der Natur in diesem Sinne zu betrachten.

Was ist der Aberglaube anders, als die Annahme von Stoff-Beziehungen auf Leben und Wahrnehmung, die an sich nicht sind, oder für welche die Erkenntniß ganz andere Causal-Bezüge nachweist?

Während in letzterer Hinsicht die Naturforschung uns merkwürdige Aufschlüsse, z. B. in der Sphäre des Somnambulismus gegeben hat, mußten wir auch Offenbarungen in den Kauf nehmen, von denen weder die Stoff-Aktionen der Erd-Natur, noch die von Sonne, Mond und Sternen Etwas wissen.

Wo sollen wir überhaupt das unheimliche Getriebe des Geisterspuks, das Gespenster- und Hexen-, Ahnungen- und Visionen-Wesen in dem ewig gesetzmäßigen Kreislauf der kosmischen Körper, in der natürlich schönen Handreichung der tellurischen Kräfte, in dem geschlossenen Netz des Lebens, in dem bedeutungsvollen, heiter-ernsten Gewebe unseres Daseyns unterbringen? —

Wir sind nicht, wie der forschungssüchtige Jüngling, mit kühnem Sprung in die mysteriöse Rotunde eingedrungen; wir haben nicht das verschleierte Bild der Isis enthüllt. — Haben wir doch auf unserem ganzen Untersuchungswege einen heiligen Namen nur zu nennen uns enthalten. —

Wir standen unter dem freien Himmel, von frischer Luft, von heiterem Sonnenlicht umwoben. Vor uns erhob sich in majestätischer Größe die Gestalt der Mutter Natur in der Fülle ihrer Segen spendenden Reize.

An ihrem Fußgestell lasen wir zu beiden Seiten im Lapidar-Styl: „Erkenne mich! — Erkenne dich selbst!"

Der Eindruck der freundlichen, erhaben-schönen Göttin stürzte uns nicht nieder. Wir wurden nicht satt, sie anzuschauen. Die Inschriften wiesen uns, die eine an die hohe

Bedeutung ihrer Gestalt, an den tiefen Ausdruck ihres Wesens, die andere — an uns selbst, an unsere eigene Natur.

Was der Jüngling nach der Entschleierung des Isis-Bildes gesehen und erfahren, wußte der Dichter, der uns den Vorgang erzählt, nicht zu sagen. Doch scheint er, wie aus vielen Stellen seiner Dichtungen zu entnehmen seyn dürfte, eine Vermuthung hierüber zu haben. Wir citiren nachstehende Verse und uns schweben noch andere mehr vor, welche damit übereinstimmen. Er läßt einen Genius sprechen:

„Zwei Blumen blühen für den weisen Finder,
Sie heißen Hoffnung und Genuß. —
Wer dieser Blumen Eine brach, begehre
Die andre Schwester nicht.
Genieße, wer nicht glauben kann. Die Lehre
Ist ewig, wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre.
Die Weltgeschichte ist das Weltgericht. —
Du hast gehofft; dein Lohn ist abgetragen;
Dein Glaube war dein zugewog'nes Glück.
Du konntest deine Weisen fragen.
Was man von der Minute ausgeschlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück." —

Wir wollen uns über einen Ausspruch verständigen. Der Genius will, wie der Dichter in seinen „Worten des Wahns," den Wahn des Ueberschwänglichen enthüllen. Er wollte nicht, wie Viele es deuten, sagen: Die Weltgeschichte ist auch ein Weltgericht, — sondern: Es gibt kein anderes Weltgericht, als die Weltgeschichte.

Jenes zugeben, heißt noch nicht, sich bei Diesem beruhigen.

Wir können das Geständniß nicht zurückhalten, daß uns der Vorgang mit dem kühnen, Wahrheit suchenden Jünglinge, die trostlose Entdeckung durch die Enthüllung, die der Dichter ahnen läßt, so wie die eiskalte Alternative, die er als seine Ueberzeugung ausspricht, in tiefster Seele verletzen, und daß

wir sie nun und immer als niederbeugend ablehnen müssen; so wie wir überhaupt glauben, daß, wenn die gebildete Jugend nicht mit frischem, frohem Lebens=Sinn über die verfänglichsten Stellen ohne Skrupel hinlesen würde, sie eben in ihrem hochverehrten Dichter öfter Anstoß nehmen müßte, als an seinem so oft verschrieenen Freunde.

Doch diese Tempel=Scene und was sich uns daran geknüpft, gehört in eine Sphäre, von der wir uns entschieden fern hielten. Wir wollten uns das Phänomen unseres empfindend=denkenden Wesens klar machen, seine Erscheinungen uns selbst folgerecht vorführen und sie dahin steigern, wo sie sich wieder Gegenstand ihrer eigenen Thätigkeit werden, wo das Erkennen sich selbst erkennt.

Wir mußten uns möglichst auf der formellen, allgemeinen Seite halten, und den realen, besondern Inhalt der Welt den Fach=Wissenschaften überlassen, von welchen aus die Theorie sich in Praxis umsetzt und von den Ausübenden jeder Bildungsstufe auf den Betrieb und Verkehr des Lebens angewendet wird.

Wir haben nur daraus in Beispielen und Andeutungen soviel in die Untersuchung gezogen, als rathsam und dienlich war, diese zu beleben und zu zeigen, daß auch in der abstrakten Form immer das lebendigste Leben und das wirklichste Daseyn gemeint sey.

Wir mußten, unsern Zweck in strenger Richtung auf das natürliche Wissen, die Verstandes=Reflexion, die Selbstbeschauung des Geistes verfolgend, von den beiden noch übrigen Haupt=Seiten des Lebens, von dem Zauberkreis des Schönen und der mystischen Region der Heiligthümer, welche sich durch die Medien der sittlichen und der geschichtlichen Welt verbinden, Umgang nehmen.

Zu einer in ähnlicher Haltung, doch voraussichtlich kürzer zu fassenden Besprechung würden wir uns nur dann ermuthigt

fühlen, wenn wir glauben dürften, daß die gegenwärtige bei den Denkfreunden unserer Tage Theilnahme erwecken und in den weitern Kreisen der Gebildeten Anklang und antwortenden Nachhall finden könnte.

„Weite Welt und breites Leben,
Langer Jahre redlich Streben,
Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft geründet,
Aeltestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefaßtes Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke; —
Nun, man kommt wohl eine Strecke."

Göthe.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Fremd

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bührlen, Friedrich Ludwig,

Philosophie eines Dilettanten

Stuttgart 1847

Ph.u. 71 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10045363-7